
WIDENER LIBRARY
HX K2N2 B


1887
Ex libris Karl Vollmöller.
Herbitz. Leipzig



Anna Louise Dürbach, künftige Karschin.

Deutsche Monatsschrift.

1792.

Januar bis April.

Erster Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und bescheiden.

Berlin, 1792.
bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Deutsche Monatsschrift.

1792. Januar.

I.

Mein Heiliger.

An

Ihro Königliche Hoheit

die verwittwete

Frau Herzoginn von Braunschweig.

Als der Verfasser

Friedrichs Büste zu Pferde en Biscuit von Derselben

erhalten hatte.

Laßt Pius seligsprechen, wen er will:
Mein Heiliger ist Er! —

Warum er's ist? —
O Fremdling in Europa, der du fragst,
Und Friedrich, Ihn, den Einzigen, nicht kennst! —
Weil er Gedanken dacht' in seinem Geist,
So viel und groß, als noch von Anbeginn
Bis diesen Tag in keines Königs Geist
Zusammenkamen; weil sein fühlend Herz,

Für alle Lieb' und Freundschaft offen, nur
Sein Glück in seines Volkes Freude fand,
Und keinen duldete, der zwischen Ihm
Und seinen Kindern eine Scheidewand,
Vom Landesvater sie zu trennen, zog;
Weil, im Gefühl der angebornen Kraft,
Und ohne vor dem Lichte bang' zu seyn,
Er Licht und Recht und freye Thätigkeit
Mit starkem Arm beschützte; weil sein Reich
Die Zuflucht des verfolgten Denkers war;
Weil er, gleich groß im Frieden und im Krieg,
Wohin der Blick ihm folgt, im ersten Rang
Der Helden und der Friedensfürsten glänzt;
Weil seine Tugend, nicht erzeugt vom Stoß
Der flüchtigen Gefühle, Grundsatz war,
Und ihn, auf seiner großen Ehrenbahn
Zu gehn mit festen Tritten, leitete;
Weil er, der späten Welt ein Wunder noch,
Dem einen Plan, den in der Einsamkeit
Auf Rheinsbergs Fluren sich der Jüngling schuf,
Bis zu des Lebens letztem Odem treu,
Ein halb Jahrhundert That auf That gehäuft;
Weil er, der Menschheit Ehre, seine Welt
Auf höhern Stufen der Vollkommenheit,
Als er sie fand, nach sich zurückeließ:
Seht darum ist, wenn je ein Heiliger
Auf Erden war, Er mir mein Heiliger!

Und überall, in allem um mich her,
Wohin ich blicke, webt und wirkt sein Geist!

In all der großen Ordnung seines Reichs,
Die stets noch, wie die Räder der Natur,
Im Stillen ihren Gang geht, lebt sein Geist!
In allen Männern, die er bildete
Zu Denken oder Handeln, lebt sein Geist!
Im Glück der Brennen, die ihr Vaterland
Mit keinem andern tauschten, lebt sein Geist!
Im Muth der Helden, die noch immerdar
Europa's Ehrfurcht und sein Muster sind,
Lebt Er! und Er im unerschrocknen Muth
Des Wahrheitforschers, der das helle Licht,
Das Er uns gab, durch keine Barbarey
Verdrängen lassen will! In allem Er,
Durch That, die seine Zeit erschütterte,
Durch weise Schrift, die offen vor uns liegt;
Unsterblich hier in tausend Wirkungen,
Und dort in seinen Freuden, wo er jetzt
In höhern Sphären größre Thaten thut!

Du stehe dann, Bild meines Heiligen
Aus seiner Schwester Hand, — der schönste Theil
Von meiner Habe! — stets vor meinem Blick,
Daß ich mit Andacht oft in meinem Geist
Hinan an seine Größe schaue; froh,
Daß ich ihn einst, Ihn selbst, mit Augen sah!

Der späteste von meinen Enkeln einst,
Der Friedrich liebt, und nicht so glücklich war,
Beneide mich, daß er den Einzigen,
Ihn weder selbst, noch in dem Angesicht

Von seiner gleichen Schwester sah, wie ich;
Bewahre dieses Bild als Heiligthum,
Und freu' in künftigen Jahrhunderten,
Wo, mit der Zahl von seinen Wirkungen,
Sein Ruhm, gleich Wasserströmen, immer wächst,
Sich Friedrichs noch, des Unvergeßlichen,
Des Einen, der vor allen Königen
Der König hieß und heißt und heißen wird;
Wenn alle Heiligen, die Pius machte,
Verspottet längst und längst vergessen sind!

Fischer.

II.

Friedrich und Friedrich Wilhelm, die Gesetzgeber.

Eine Meditation bey Gelegenheit des neuen Gesetzbuchs.

Gesetzgebung ist unstreitig eins der größesten Werke, die der menschliche Geist unternehmen kann. Soll sie ganze Völker umfassen, und nur von einiger Dauer seyn: so erfordert sie so viel Kenntniß des Menschen, seiner Natur, Kräfte, Bestimmung, mannigfaltigen Thätigkeit, u. s. w.; so viel Kenntniß der ganzen ihn umgebenden Welt, die auf ihn, und auf die er wirken soll; selbst so viel Uebersicht möglicher Fälle, die der Gesetzgeber ohne den Vorwurf der Kurzsichtigkeit nicht übergehn darf, daß man davor, als einer für Sterbliche unter dem Monde zu großen Unternehmung zurückbebt!

Gesetzgeber — Männer, die zu einer solchen Arbeit den Muth hatten, — fanden daher, von den ältesten Zeiten an, die Bewunderung der Völker. Ein großer Beweis davon ist, daß wir die erste vollständige schriftliche Gesetzgebung, die unter den Menschen existirt hat, noch bis

auf den heutigen Tag besitzen. Und über das Volk, das sie erhielt, gewann sie durch die allgewaltige Kraft des ersten Eindrucks, ein so unvertilgbares Ansehn, daß es sich, seit zwey Jahrtausenden unter alle Nationen zerstreut, dennoch von allen Nationen abgesondert erhielt, beynah auf alle Kenntnisse, Erfindungen und Entdeckungen späterer Zeiten, und die daraus entspringenden Erleichterungen und Vortheile für das menschliche Leben Verzicht that, und nur erst in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts anfing, etwas Vollkommneres zu ahnden und sein natürliches Menschenrecht darauf zu behaupten.

Kein Wunder also, wenn immer gern möglichst Viele Theil an der Ehre haben wollten, zu einem so großen Werk auch etwas beygetragen zu haben. Und wirklich ist die Geschichte fast nichts, als die Erzählung von der ununterbrochenen Eifersucht einzelner Menschen oder ganzer Gesellschaften, so viel, als sie unter den jedesmaligen Umständen vermochten, davon an sich zu reißen! Fürsten, Priester, Rechtsgelehrte, Philosophen, Kriegsmänner, Kaufleute, Volksversammlungen stritten sich darum; und, wie Geschichte und Augenschein zeigt, bekamen hier die einen, dort die andern die Oberhand.

Bey welchen von diesen Gesetzgebern allen die Menschheit am glücklichsten ist? — Fürsten, von der frommen Kaiserinn an, die da meinte, die Armen, wenn sie kein Brot hätten, könnten ja Semmel essen, bis zum Verfasser der Ecole du Monde *), so einziger König er auch war, sind doch von ihrer Höhe herab weder im Stande, sich in die Lagen und Bedürfnisse aller, sonderlich der niedern Stände, so hineinzudenken,

*) Suppl. aux oeuvres posthumes etc. T. I. p. 383. (Ed. de Cologne.)

noch sich so mit dem Wissenschaftlichen, das dazu gehört, vertraut zu machen, noch von der Ausführung, die ihnen obliegt, so viel Zeit abzugewinnen, daß die vollständige Gesetzgebung selbst ihre unmittelbare Arbeit seyn könnte. — Wo Priester bisher Gesetze gaben, entstand eine solche Ueberschwemmung von geistlichen Segen, daß aller leiblicher darüber zu Grunde ging, was nicht etwa unter priesterlichem Obdach noch gerettet wurde. — Philosophen generalisiren und simplificiren gern; welches beydes löblich und recht ist, aber nur in der Anwendung aufs wirkliche Leben oft seine Schwierigkeiten hat. — Selbst der Rechtsgelehrte kann über der Gewohnheit, Gesetze und Menschen immer so nehmen zu müssen, wie sie da sind, des Grundsatzes vergessen, den der Gesetzgeber beständig vor Augen haben soll: In allen die möglichste Vollkommenheit zu suchen, eben so viel voraus als rückwärts zu sehn, und für jede künftige Vervollkommnung immer den Weg offen zu lassen. — Der Soldat würde, minder achtungsvoll gegen die Menschheit, der bloßen Gewalt und physischen Kräften zu viel einräumen. — Eine Kaufmannsgesetzgebung, so lange sich die Welt noch nicht umgekehrt hat, würde auf Eigennutz gebaut, und bloß auf die Einnahme des Gesetzgebers berechnet seyn. — Volksversammlungen können über Gesetze, die in Vorschlag gebracht werden, stimmen, aber eben so wenig, als eine Iliade oder Aeneide, ein ganzes, zusammenhängendes, in allen seinen Theilen vollendetes Gesetzbuch machen. — Wer also soll nun Gesetze geben, die die Menschheit beglücken?

Der Rechtsgelehrte hat allerdings den ersten Anspruch auf dieses große Geschäft. Aber er muß — nicht den Philosophen zu Rathe ziehn, sondern zugleich, — selbst Philosoph, und, sowohl in theoretischen als praktischen Theilen der Wissen-

schaft, kein gemeiner Philosoph seyn, wenn er zu diesem Geschäft taugen soll. Insonderheit muß er die Menschen mögliche vollkommenste Menschenkenntniß besitzen.

Quidquid agunt homines, studium, timor, ira, voluptas,
Gaudia, concursus —

Alles muß er kennen. Ja, es läßt sich nicht wohl irgend ein Zweig menschlicher Wissenschaft oder Beschäftigung denken, wo es gleichgültig wäre, ob er Begriffe davon hätte oder nicht? Denn jede Abweichung von der Natur ist ein Keim des Todes, den sein Gesetz in sich trägt; und jede Unwissenheit erzeugt Willkürlichkeit, Willkürlichkeit aber ist die Mutter ewiges Streits und ewiger Abänderungen. — Und wenn es nun wirklich endlich an dem ist, die Gesetzgebung einer Nation, es sey ganz oder theilweise, in Form und Ordnung zu bringen, die Besten jedes Standes über Gegenstände ihres Fachs zu Rath und Prüfung mitzubrauchen, ist unstreitig alles, was Kriegsstand, Geistlichkeit, Kaufmannschaft etc. verlangen können. Sobald diese Stände Herrschaft und Gesetzgebung verlangen, treten sie aus ihrem Wirkungskreis heraus, und werden schädlich, anstatt nützlich zu seyn.

Und die Fürsten? warlich ihre Rolle ist groß, wenn sie durch Aufmunterung, Begünstigung, Schutz, freyen Lauf der Gerechtigkeit, und Bestätigung dessen durch ihr Ansehn, was die Weisesten und Besten gesammelt, durchdacht und geordnet haben, ihrem Volk eine vollständige Kenntniß seiner Pflichten und Rechte geben! Und wie wichtig dieß ihr Ansehn bey der Sache ist, davon ist wohl der unleugbarste Beweis der, den uns Geschichte und Erfahrung giebt, daß — mit wenigen Ausnahmen — alles was einer vollständigen Gesetzgebung oder Sammlung von Gesetzen nur einigermaßen ähnlich sieht, in Monarchien zu Stande

kam; dahingegen in Republiken, wo nichts als allgemeine Noth die Gemüther zu vereinigen fähig ist; jeder Versuch dieser Art gewöhnlich bey den Präliminarien schon scheitert, und daher einzelne Entscheidungen und Gutachten, herkommliche Rechte, Berufungen auf vorige Fälle, Berathschlagungen für den Moment ꝛc. die Stelle eines allgemeinen Gesetzbuchs zu vertreten pflegen. Besser das freylich, als wo ein Asiatischer Despot ohne Gesetz und Regel nach höchsteigner Willkür entscheidet, und täglich wenigstens zehn durch sein bloßes Wort zum Tode verdammen darf, weil man voraussetzt, daß es ihm Gott eingiebt: aber natürlich wird hier jeder den Europäischen Begriff von einem Fürsten voraussetzen, der, in einer gemäßigten, weisen und menschenfreundlichen Verfassung, sich es für eine Ehre schätzt, erster Bürger und Beamter des Staats zu seyn, nach Gesetzen regiert, und dessen eigner Vortheil es daher ist, je vollkommner und zusammenhängender diese Gesetze, und je mehr sie zu allgemeiner Kenntniß gebracht worden sind, damit jeder seinen Wirkungskreis kennt, und als Bürger und Mitglied des Staats, frey unter eben diesen Gesetzen, zur allgemeinen Ordnung, Sicherheit und Glückseligkeit mitwirken kann!

Dieses Glücks genießen wir, die Bürger der Preußischen Staaten, unter gerechten und menschlichen Fürsten schon lange: aber es ist uns jetzt durch eine neue Schutzwehr, die es vollkommner als jede andre Kraft zu vertheidigen vermag, gesichert und befestigt worden! Jeder wird hier aus dem Vorhergehenden von selbst schließen, daß ich nichts anders im Sinn haben kann, als unser:

Allgemeines Gesetzbuch
für die
Preußischen Staaten.

In ihm ist eins der unsterblichsten Werke, das Friedrichs Jahrhundert verherrlichen wird, und von Friedrich selbst begonnen ward, vollendet; so vollendet, wie sich die vollkommenste Theorie die Vereinigung aller Kräfte zur Erreichung solches Endzwecks vorbilden kann; und jeder gute Bürger muß sich der Ehre seines Vaterlandes, ein solches Gesetzbuch zu haben, als seiner eigensten persönlichen Ehre mitfreuen lernen! Denn warlich, es ist nichts geringes, Bürger eines Staats zu seyn, der andern ein Gegenstand des Vertrauens und der Bewunderung und ein Muster der Nachahmung ist! Hätten unsre Nachbarn jenseit des Rheins solche Gesetze und solche Gerechtigkeitspflege gehabt, wie wir: sie wären nie in die Verwirrungen gerathen, die ihre Bürger, auch nach dem 14. September noch, mit einander entzweyen, und woraus sie sich, wenn man nach ähnlichen Begebenheiten in der Geschichte urtheilen kann, ohne fremden Rath und Hülfe schwerlich wieder herausfinden werden. Woher hat ihr Pöbel selbst jene Grausamkeiten gelernt, durch die der Nahme der Revolution entweiht ist? Nicht von der heiligen Justiz selbst, die ihm auf eben dem Platz, dem er seine blutigen Opfer zuzuschleppen pflegte, so oft Schauspiele der Barbarey gegeben hatte, daß sein Gefühl, wie die der Römer bey ihren Fechterspielen, wohl endlich zu ähnlichen Abscheulichkeiten abgehärtet werden mußte; Abscheulichkeiten, die noch immer fortdauern, und in andern Städten oder Gegenden wieder anfangen, wenn

sie in der einen aufgehört haben! Wünschen muß der Menschenfreund, daß, wenn jemand aus der Nähe oder Ferne mitwirken zu müssen glaubt, es die Weisesten und Besten seyn mögen, die sich mit Rath und Hülfe befassen; nicht die, die wahrscheinlich den Weizen mit dem Unkraut zertreten, oder ausraufen würden!

Indeß giebt es immer unserm Gesetzbuch eine gelegentliche Wichtigkeit mehr, daß es gerade zu der Zeit und das in so philosophischer Ordnung und Ruhe ausgeführt ward, in welcher eine andre benachbarte Nation, unter so gewaltsamen Konvulsionen, sich eine neue Verfassung und Gesetzgebung zu erschaffen suchte. *) Man glaubt, das Heer der Trojaner mit wildem Toben und Geschrey, und das Heer Griechen in stiller Größe nebeneinander daher ziehn zu sehn. Und was das Merkwürdigste bey der ganzen Sache ist, gerade das Wesentliche der Grundsätze, für die dort in so fürchterlichem Sturm und Drang gekämpft wurde, ist das, was hier, als sich von selbst verstehend, vorausgesetzt wird, und was wir alle nie anders wußten. Eine Vergleichung des berühmten Kapitels von den Rechten des Menschen und Bürgers, verglichen mit den Grundsätzen unsers Gesetzbuchs, würde der beste Beweis davon seyn. **)

Zur vollkommenen Kenntniß und Werthschätzung des großen Werks würde unstreitig eine gute Geschichte der Brandenburgischen Gesetzgebung überhaupt die beste Vorbereitung seyn. Diese würde uns, z. E. von der Periode des Hohenzollernschen Hau-

*) Die Vollendung beyder, des Gesetzbuchs und der Constitution, fällt sogar auf Ein Jahr, auf unser geendigtes J. 1791.

**) Zu meiner großen Freude erhalt' ich, während ich diese Abhandlung vollende, das 47ste Stück der Deutschen Zeitung, worin Herr Rath Becker diesen Gedanken schon realisirt hat.

ses an, zeigen, wie stufenweise ein Schritt nach dem andern geschah, die innere Ordnung und Rechte des Landes zu bestimmen, bis der Gedanke möglich wurde, alles in Ein vollständiges Gesetzbuch zusammenzufassen. Sie würde uns die Männer nennen, die dazu beytrugen; und das Verdienst jedes Fürsten entwickeln, der in frühern Zeiten weniger, in spätern Zeiten immer mehr und mehr zur Vorbereitung darauf thun konnte. Am meisten unstreitig die drey merkwürdigen Fürsten, die Friedrich dem Zweyten unmittelbar vorangingen. Doch, zu sehr Laie in der Wissenschaft selbst, kann ich nicht anders als eine eben so unvollkommene Kenntniß ihrer Geschichte haben; und muß die Ausführung dieser Idee einem Manne überlassen, der hinlängliche Kenntniß der vaterländischen Rechte und Geschichte miteinander verbindet. Von Friedrichs Zeiten an aber liegen die Akten von dem, was in der Sache versucht und geschehen ist, so offen vor aller Augen zur Einsicht da, daß es Schande wäre, nichts davon zu wissen, und jeder Biedermann und Patriot verpflichtet ist, als an einer der größten Unternehmungen für die menschliche Glückseligkeit, den unmittelbarsten Antheil daran zu nehmen. Ich hoffe also von keinem, der sein Homo sum etc. zu rechter Zeit gelernt hat, einen Vorwurf zu verdienen, wenn ich das, was ich mir von den Verdiensten Friedrichs und Friedrich Wilhelms um dieß unsterbliche Werk gesammelt habe, und wovon ich selbst fühle, wie sehr es meinen Dank gegen die Vorsehung, die mich unter diesen Fürsten, in diesem Jahrhundert leben ließ, und meinen Patriotismus befeuert, auch für meine Mitbürger, die es lesen wollen, zur Nahrung gleicher Gesinnungen und Empfindungen anzuwenden suche.

Es ist unstreitig eine von den Seiten, von welchen Friedrich am glänzendsten erscheint, wenn man

ihn als Gesetzgeber betrachtet. Denn weit fester noch, als auf der Kraft seines in ganz Europa gefürchteten Heers, ruht Sicherheit und Glück des Preußischen Staats auf seiner weisen, thätigen, unparteyischen Gerechtigkeitspflege!

Aber wie reiflich, mit wie viel umfassender Kenntniß und tief eindringendem Geist, Friedrich auch über diesen großen Theil seiner Regierungssorgen frühe schon nachgedacht: davon haben wir, gleich aus den ersten Jahren seiner Regierung, außer manchen Stellen des Antimachiavells, einen noch vollkommnern Beweis in der eignen, ganz diesem Gegenstand gewidmeten Abhandlung: Ueber die Gründe, Gesetze einzuführen und abzuschaffen. Die großen und erhabenen Ideen, die er sich von einem vollkommenen Gesetzbuch macht, beweisen zur Genüge, auf wie festem Grund alle Unternehmungen Friedrichs für diesen großen Zweck beruhten.

„Ein vollkommenes Gesetzbuch, sagt er, würde, in „Ansehung des politischen Theils der Staatsverwaltung, das „Meisterstück des menschlichen Geistes seyn. Man „würde darin Einheit des Plans sehn, und so genaue allen Ver„hältnissen angemeßne Regeln, daß ein Staat, nach diesen Ge„setzen regiert, einer Uhr gleichen würde, in der alle Triebräder „zu einem und ebendemselben Zweck zusammen stimmen. Man „würde darin tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und des „Nationalcharakters antreffen. Die Strafen würden gemäßigt „seyn; so daß sie, wirksam die guten Sitten aufrecht zu erhalten, „weder zu gelind noch zu streng wären. Deutlich und bestimmt „würden seine Verordnungen seyn, um keine Streitigkeiten zu „veranlassen. Sie würden in einer weisen Auswahl des Be„sten aus allen bürgerlichen Gesetzen bestehn, und eine eben so „scharfsinnige als einfache Anwendung davon auf die Bedürfnisse

„und Gebräuche der Nation machen. Alles würde vorherge„sehn, alles verkettet, nichts Widersprüchen unterworfen seyn.“ — „Doch, setzt er hinzu, vollkommene Dinge sind nicht das Loos der Menschheit!“

Warlich ein hohes Ideal, das sich der junge König von Gesetzen machte! Und diesen seinen Ueberzeugungen war sein Eifer und seine Thätigkeit für die Ausübung der Gerechtigkeit in seinen Staaten unveränderlich gleich. Es war eins seiner ersten und eins seiner letzten Werke, die Gesetzgebung seines Landes auf einen festen und unwandelbaren Fuß zu setzen.

Und die Vorsehung führte seinen Wünschen Männer zu, die jene großen Ideen ausführen konnten. — Der erste war Cocceji; ein Mann, dem Er selbst in der genannten Abhandlung das Zeugniß giebt: „daß seine Rechtschaffenheit, seine „Einsichten und seine unermüdete Thätigkeit den Griechischen „und Römischen Republiken, zur Zeit, da sie an großen Män„nern am fruchtbarsten waren, Ehre gemacht haben würden!“ Diesem trug er im Jahr 1748 auf, in dem Projekt des Codicis Fridericiani eine allgemeine Prozeßordnung für die königlichen Lande zu entwerfen; nachdem in Pommern schon der erste Versuch auf diese Grundsätze gebaut, und in acht Monaten 2400 alte Prozesse abgethan worden, und von neuern keiner, der über ein Jahr zurückging, übrig geblieben war. *) Die Absicht war schon damals, von Kollegien und Landständen Erinnerungen darüber einzuholen, und, mit Zuziehung der Abgeordneten aus den Landständen, die Sache in vollkommnen Stand zu setzen. Behielt nun auch gleich das Ganze seit die-

ser

*) S. Königl. Kabinettsorder an Cocceji vom 3 Apr. 1748; vor dem Projekt des Codicis Fridericiani.

ser Zeit den bloßen bescheidnen Nahmen eines Projekts bey: so war doch seine Wirkung deswegen nicht minder in die Augen fallend. Die Ordnung der Prozesse wurde vereinfacht, der Gang der Geschäfte abgekürzt, die Schikane, die bisher regiert hatte, ausgeschlossen, und der Charakter des Brandenburgischen Richters nach und nach zu der Würde und Unbestechlichkeit gebildet, die ihm das Ansehn und Vertrauen, das er bey der Nation und im Ausland genießt, nothwendig verschaffen mußten.

Dennoch waren noch so manche Vollkommenheiten zu erreichen übrig geblieben! Nach den einmal gethanen ersten Schritten aber wurden auch zu ihrer Erreichung die Zeiten immer reifer. Noch immer war bisher des Anwalds Sache mehr gewesen, Diener seiner Partey, als Diener der Wahrheit und Gerechtigkeit zu seyn. Er mußte daher, gleich dem Richter, in die Lage gesetzt werden, bey aller Menschenfreundschaft dennoch nur die Wahrheit zu seiner Absicht und die Gerechtigkeit zu seinem Interesse zu haben. Hauptsächlich aber waren die Gesetze selbst bisher noch immer größtentheils nur Sammlungen der Rechtssprüche fremder Völker und barbarischer Zeiten gewesen; überdieß eine Menge einzelner, meist gelegentlich entstandener Verordnungen, die endlich niemand mehr zu übersehen oder im Gedächtniß zu behalten vermochte. Die oft undeutlichen, oft sich widersprechenden Gesetze wurden durch die mannichfaltigen Erklärungen der Rechtslehrer noch verwirrter und unsichrer gemacht. Die Gesetze also mußten gesammelt, gesichtet, ergänzt, geordnet, und so zu einem Ganzen gebildet werden, das unter den unsterblichen Werken aller Zeiten und Völker einen Rang verdiente. Und weil die höchste menschliche Deutlichkeit doch vielleicht immer noch einen endlich zu entdeckenden möglichen Doppelsinn, und die höchste Vollständigkeit einen Mangel übrig lassen kann; zu geschweigen, daß ganz neue

Lagen und Bedürfnisse entstehen können, die nothwendig Abänderung der alten oder Erschaffung neuer Gesetze fordern: so mußte ein eignes Tribunal errichtet werden,, das zur Erklärung, Prüfung und Abänderung alter, und zur Entwerfung und Bildung neuer Gesetze die Vollmacht erhielt. Denn auch Gesetzgebung muß mit ihrem Zeitalter fortrücken.

So dachte Friedrich, und so dachte Carmer, Aehnlichkeit der Ueberzeugungen und Grundsätze näherten beyde einander zu gleichem Zweck, und Friedrich Wilhelms Besorgniß war, bey den daraus nothwendig entspringenden Veränderungen: „daß nur Niemand dabey unglücklich werde!“ Diese menschenfreundliche Vorsicht war bey der Coccejischen Justizverbesserung doch nicht ganz beobachtet worden; ob sich gleich auch, und gewiß nicht ohne Grund, behaupten läßt, daß von den damaligen Dienern der Themis sicherlich viele durch die einmal herrschende Rabbulisterey so verdorben seyn mußten, daß in einem bessern System nichts mit ihnen anzufangen war, und dennoch um ihrentwillen die neue Ordnung der Dinge nicht aufgehalten oder wieder umgeworfen werden konnte.

Eine eigne Begebenheit, die an sich klein, aber groß durch ihre Folgen, beynahe durch ganz Europa Aufsehen machte, beschleunigte die Ausführung des königlichen Entwurfs. Wer sieht hier nicht, daß ich die Müller Arnoldische Geschichte meine? — Der König war, durch einen und andern frühern Vorfall und durch Widersprüche gegen seine Ideen seit einiger Zeit mißtrauisch gegen die Justiz geworden; und glaubte nun einen klaren, unwidersprechlichen, entscheidenden Fall gefunden zu haben, wo der Kleine bey offenbarem Recht zu Gunsten eines Größern gedrückt worden, und also der Zeitpunkt vorhanden sey, zum Schrecken aller ungerechten Richter endlich einmal seinen

Blitz zu werfen! — Friedrich war Mensch, und es ist nunmehr wohl allgemein anerkannt, daß er damals gefehlt hat. Aber wenn man unparteyisch seyn will, so muß man auch gestehn, daß auf der einen Seite weder das Benehmen der Kollegien, wenn es so war, wie es Zimmermann erzählt *), noch das weitläuftige ganz im alten Expeditionsstyl abgefaßte Gutachten darüber **), geeigenschaftet waren, den König aus seinem Argwohn und Irrthum zu bringen: und auf der andern Seite es nichts anders, als der Feuereifer für die Gerechtigkeit war, der ihn eine Ungerechtigkeit begehen ließ. Eben das berühmte Protokoll vom 11. Dec. 1779, das die unschuldigen Richter verdammte, enthält daher zugleich die herrlichsten Gesinnungen des gerechten Königs, die er seinen Justizkollegien einschärft. „Sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, „ja was noch mehr ist, der Bettler, eben so wohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind.“ — „Vor der Justiz sind alle „Leute gleich, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer „klagt, oder auch umgekehrt: so ist der Prinz vor der Justiz „dem Bauer gleich, und bey solchen Gelegenheiten muß nach „der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehn der Per„son.“ — Und nochmals: „Es muß mit völliger Gleichheit „gegen alle Leute verfahren werden, die vor die Justizkammer „kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer; denn da muß „alles gleich seyn.“ — Doch wer hat diese Stellen nicht selbst gelesen und wiedergelesen? Jeder Landmann drängte sich da-

*) Fragmente über Friedrich den Großen, B. 2. S. 140. ff. (Kleine Ausgabe.) Ob es gleich fast gewagt scheint, etwas aus einem Kapitel dieses Werks anzuführen, worüber die Berichtigungen noch nicht erschienen sind.

**) Anekdoten, Samml. 7. S. 51. ff.

mals zu, das Protokoll zu kaufen, trug es im Busen, und nannte es den Brief, den der allergnädigste König an die Bauern geschrieben habe. Mocht' es doch seyn, daß manche damals die Güte Friedrichs, der die Zunge der Wagschale nach dem Hirtenstab zu neigen schien, misbrauchten: der Zweck des Königs war groß und edel, und für uns käme, wie gesagt, jede Nationalversammlung mit ihrer Deklaration der Rechte des Menschen und des Bürgers zu spät. Denn diese Rechte sind, und waren's schon lange, und werden's immer seyn, sie sind in die Denkungsart unsrer Fürsten und den Charakter der Nation verwebt, und, ohne prahlenden Titel, das Fundament unsrer ganzen Gesetzgebung.

Die Art, wie sie eingeleitet und ausgeführt worden, ist der vollkommenste Beweis davon. Bald nach jener Geschichte, die eben darum so großes Aufsehn machte, weil man an dem gerechtesten König der Machtsprüche so wenig gewohnt war, erschien nun die vortrefliche Kabinetsordre vom 14 April 1780, die Verbesserung des Justizwesens betreffend; durch die dem neuen Großkanzler, dessen Nahme in der Brandenbuegischen Geschichte mit Friedrichs Nahmen unsterblich bleiben wird, diese Verbesserung und die Abfassung des vollständigen Gesetzbuchs aufgetragen wurde. Gleich der Anfang faßt die Absicht derselben kurz und deutlich zusammen:

„Mein lieber Großkanzler von Carmer,

„Es kann Euch nicht unbekannt seyn, daß ich schon im Jahr 1746 und vorher, bey Verwaltung der Justiz in meinem Königreich und Staaten, den bemerkten Unordnungen und Mängeln abzuhelfen bekümmert gewesen, und besonders verordnet habe:

1) „Daß die Justizkollegia auf einen bessern Fuß eingerichtet, und mit geschickten und ehrlichen Männern besetzt;

2) „Daß die Prozeßordnung von unnützen Formalitäten gereinigt, und die Prozesse in einem Jahr zu Ende zu bringen möglich gemacht, und

3) „Die bisher noch zu sehr zerstreuten, unbestimmten und „zweydeutigen Gesetze mit möglichster Präcision und Deutlich„keit bestimmt und gesammelt werden sollen.“ —

Dieß war die Absicht des Königs von Cocceji bis Carmer, das ist, vom Anfang bis zu Ende seiner Regierung. —

Von den Justizkollegien hofft er: „daß durch die ein„geführte vollkommnere Subordination, durch bestimmtere Ord„nung in allen Geschäften, und besonders durch die Anweisung, „nach welcher die Kandidaten der Justiz geprüft, zur Arbeit ange„führt, und ihre Denkungsart und Aufführung erforscht wer„den sollten, seinen Wünschen ein hinlängliches Genüge gesche„hen werde.“

In Rücksicht auf die Prozeßordnung glaubt er, daß die alten groben Misbräuche zwar gehoben seyn; aber immer sey sie doch noch das ungeschickte Gewebe des geistlichen Rechts, unter dem Deutschland Jahrhunderte geseufzt habe. Es sey wider die Natur der Sache, daß die Parteyen mit ihren Klagen und Beschwerden vom Richter nicht selbst gehört werden, sondern ihre Sache durch gedungene Anwälde vorstellen sollen; er finde bey den alten und vernünftigen Gesetzgebern keine so unnatürliche Prozeßordnung, und vermuthe, daß die Barbarey späterer Zeiten diese Misgeburt erzeugt habe. Daher sey sein Wille: „daß der „Richter künftig die Parteyen mit ihrer Klage und Verantwor„tung selbst höre, ihre Erzählungen und Beweise gegen einander „halte, und so den wahren Zusammenhang der Sache, die zu dem

„Rechtsstreit Anlaß gegeben, ergründe; hiernächst aber denselben „den Rechten und der Billigkeit gemäße Vorschläge zum Vergleich „mache u. s. w.“ Ueberhaupt aber, da die Prozesse allemal zu den Uebeln in der Gesellschaft gerechnet werden müßten, die das Wohl der Bürger vermindern, so sey das unstreitig die beste Prozeßordnung und das beste Gesetz, wodurch den Prozessen selbst vorgebeugt wird.

Endlich: „Was die Gesetze selbst betrifft, sagt Friedrich, „so find' ich es sehr unschicklich, daß solche größtentheils in einer „Sprache geschrieben sind, die diejenigen nicht verstehn, denen sie „doch zu ihrer Richtschnur dienen sollen. Eben so ungereimt ist „es, wenn man in einem Staat, der doch seinen unstreitigen Ge„setzgeber hat, Gesetze duldet, die durch ihre Dunkelheit und „Zweydeutigkeit zu weitläuftigen Streitigkeiten der Rechtsge„lehrten Anlaß geben. Man muß also vorzüglich dahin sehn: „daß alle Gesetze für unsre Staaten und Untertha„nen in ihrer eignen Sprache abgefaßt, genau bestimmt und vollständig gesammelt werden.“ Dieß ist das Allgemeine Gesetzbuch. — Nächst dieser allgemeinen Sammlung aber ordnet er zugleich an, daß die Verfassungen, Statuten und Gewohnheiten jeder Provinz in besondre Provinzialgesetzbücher zusammengetragen werden sollen. Weislich! denn jede Provinz hat ihr Eigenthümliches, dessen Erhaltung selbst ihr den Schutz der Regierung, unter der sie steht, desto werther macht. Wie viel unnöthige Noth machte sich Joseph dadurch, daß er diesen einen simpeln Grundsatz übersah! — „Wie „nun aber, setzt der weise König endlich hinzu, die Ausführung „einer so wichtigen Sache nicht das Werk eines einzelnen Man„nes ist: so muß man die geschicktesten und redlichsten Leute, die „man ausforschen kann, aufsuchen; die verschiedenen Arbeiten

„unter sie vertheilen; sie sodann in ein Kollegium zusammenziehn, „und alles mit gemeinschaftlichem Rath reguliren. Und dergleichen Gesetzkommission muß auch künftig beybehalten werden, damit bey etwa sich ereignenden Mängeln, Undeutlichkeiten „oder Fehlern der Gesetze, solche auf eine gründliche Art verbessert, ergänzt oder erklärt werden können."

Nichts kann wohl den Geist von Friedrichs Gesetzgebung deutlicher, als diese Kabinetsorder, darstellen. Und zugleich, wenn man nicht über Nahmen streiten, sondern auf das Wesen der Sache selbst sehen will; so erhält die Nation durch eben diese ihre Gesetze eine wahre vollkommnene Constitution, deren drey Zweige, die gesetzgebende, richterliche, und vollziehende Macht, weislich getrennt sind, so daß keine die andre stört oder in ihren Wirkungskreis eingreift, und doch wieder durch die gemeinschaftliche Aufsicht des Oberhaupts im Staat in der schönsten Harmonie und Gleichgewicht unter einander gehalten werden. Die vollziehende Macht ruht vorzugsweise in den Händen des Königs und Staatsraths; die richterliche in den Justizkollegien; beyde aber haben nichts mit der Bestimmung und Veränderung alter oder Abfassung neuer Gesetze zu thun, sondern alles dieß ist an die Gesetzkommission verwiesen, die also wirklich gesetzgebende Macht ist. „Dagegen aber werde ich nicht gestatten, sagt die Kabinetsorder, daß „irgend ein Richter, Kollegium oder Staatsminister die Gesetze „zu erklären, auszudehnen oder einzuschränken, vielweniger neue „Gesetze zu geben, sich einfallen lasse: sondern es muß, wenn sich „in der Folge Mängel oder Zweifel in den Gesetzen oder in der „Prozeßordnung finden, der Gesetzkommission davon Nachricht „gegeben, von dieser die Sache, mit Rücksicht auf den Sinn und „die Absicht der übrigen Gesetze, unter des Großkanzlers Vorsitz,

„genau in Erwägung gezogen, und wenn eine wirkliche Verände„rung oder Zusatz nöthig wäre, mir gutachtlicher Bericht darüber „erstattet werden." Auch dieß also, wovon bey einigen neuesten Zeitbegebenheiten so viel, und das mit Recht, gerühmt worden ist, haben Wir; die verschiedenen Zweige der Regierung sind getrennt und vereinigt, die Wirkungskreise vertheilt und geordnet; und so eine Verfassung gebildet, in der die öffentliche Sicherheit und Glückseligkeit des Menschen und des Bürgers, auf die festesten Stützen gegründet sind.

Nach den obigen Grundsätzen nun geschah die Ausführung. — Zehn Jahre lang ward an diesem Gesetzbuch, nur als Entwurf erst, gearbeitet; und wie planmäßig, mit welcher Sorgfalt, und welchen vereinigten Kräften, davon muß jeder, der nur einiges Gefühl hat, die Erzählung in Klein's Annalen mit innigem Wohlgefallen lesen. Selbst sein Glaube an die Menschheit muß sich dadurch gestärkt fühlen! — Insonderheit ist das höchstmerkwürdig, daß bey einem Werk von so unermeßlichem Umfang dennoch die Arbeit nicht vertheilt, oder von vielen stückweise, sondern von jedem Mitarbeiter ganz unternommen worden. Denn nur auf diese Weise, wie der vortrefliche Verfasser der Annalen mit Recht bemerkt, konnte ein so vielumfassendes Ganze, wie der Körper eines allgemeinen Gesetzbuchs ist, mit sich selbst in Uebereinstimmung gebracht und von Einem Geist belebt werden. — Ueberdieß wurden, indem der Entwurf durch öffentlichen Druck dem Publikum vor Augen gelegt wurde, zugleich sämmtliche Landstände, sämmtliche Justizkollegien, und alle einheimischen und auswärtigen Rechtsgelehrten und denkenden Köpfe überhaupt, zu Bemerkungen und Erinnerungen darüber feyerlich, und selbst durch Belohnungen, aufgefordert. Und nun erst, nach

unermüdeter Arbeit während dieses ganzen Zeitraums, nach Benutzung aller Einwürfe, Zweifel und Erinnerungen, von wem sie auch eingesandt waren, nachdem alles zu wiederholten malen durch Carmers, durch mehrerer einzelner praktischer Rechtsgelehrten, durch der ganzen Gesetzkommission Hände gegangen, wurde zur letzten vollendenden Arbeit geschritten, und nach nochmaliger eben so sorgfältiger Uebersicht des Ganzen bis in seine einzelnsten Theile, das Ganze durch königliches Ansehn bestätigt, und nun als künftiges Gesetzbuch zum Druck befördert.

Unstreitig ist, — von der Sündflut an, bis zur zweyten Entfernung des Königs der Frankreicher *), davon, indem ich dieß schreibe, die ersten Nachrichten einlaufen, von Lissabon bis Peking, und von Waardhus bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, — noch kein Gesetzbuch vorhanden, das so planmäßig, so philosophisch, so frey und offen, so als Sache der Nation, so menschen- und bürgerfreundlich, entworfen und ausgeführt worden wäre! Und, wie daher mit dem vollsten Recht in den Vorerinnerungen zu dem zweyten Theil des Entwurfs gesagt wird;

„Preußens Unterthanen werden sich mit Grund rüh-
„men können, unter Gesetzen zu leben, die von ihnen selbst
„geprüft und genehmigt worden sind!"

*) Man hat Herrn Girtanner beschuldigt, daß er dieß Wort geschmiedet: allein es ist schon alt. Der Verf. des Römischen Adeler, d. i. das Leben aller Römischen Könige und Keyser, ihre Tugenden, Laster und Tahten, von Anfang der Römischen Einzelherrschung ꝛc. Leyden 1646. braucht es beständig. Z. B. bey Ferdinand III.: „Herzog Bernhard, sehend daß die Frankreicher den Kürzern zu ziehen begunten."

Zwey Regierungen sollten indeß die Ehre dieses unsterblichen Nationalwerks theilen. Friedrich, wie seine oben angeführten Ideen beweisen, hatte zwar früher im Sinn, es zu unternehmen: aber, als Er zur Regierung kam, war weder die Philosophie noch die Sprache Deutscher Rechtsgelehrten zur Ausführung reif. Spotteten unsre Rechtsgelehrten nicht noch vor zwanzig Jahren über den aus ihrer eignen Mitte, dem, nach dem Muster der alten Römischen Rechtsgelehrten, die Reinigkeit und Schönheit seiner Muttersprache am Herzen lag? Endlich aber war, durch den Schwung und die Freyheit, die der große König seiner Nation gegeben hatte, die Zeit herbeygekommen. Das Werk begann, aber Friedrich selbst ging, eh es vollendet war, zu den Unsterblichen über! — —

Friedrich Wilhelm der Zweyte bestieg den Thron; und, in den ersten Tagen seiner Regierung, machte er das große Werk, durch Bestätigung, Theilnehmung, Aufmunterung und Unterstützung zu seiner eigenen Sache! — Denn, am zehnten Tage nach Seinem Regierungsantritt, den 27 Aug. 1786, erschien schon jene Kabinetsorder, die dem Bürger unter dem neuen Vater des Vaterlandes die gerechte und menschenfreundliche Regierung ankündigte, unter der wir glücklich sind. Sie wollte: „daß die Justiz fernerhin, auf den bisherigen Fuß, regelmäßig, „prompt und unparteyisch verwaltet, und über der genauen Beobachtung der mit gutem Succeß eingeführten Prozeßordnung „mit allem Nachdruck gehalten werden soll.“ Sie will hauptsächlich und vor allem andern: „Da es nothwendig sey, die Ungewißheit, Dunkelheit und Verwirrung, die in den Gesetzen „selbst durch das in einer fremden Sprache geschriebene unsern „gegenwärtigen Sitten und Verfassungen nicht mehr angemessene Römische Recht entstanden sind, durch Einführung eines

„verbesserten, vollständigen und allgemein verständlichen Gesetz„buchs abzuhelfen: daß mit der bereits angefangenen Ausarbei„tung des Projekts zu einem solchen Gesetzbuch fortgefahren; „die Meinungen und Einwendungen sowohl in- als ausländi„scher Gelehrten, und besonders der Landeskollegien, darüber „vernommen; zugleich aber auch aus jeder Provinz einige mit „gehöriger Sachkenntniß versehene Männer bey der Revision „und Beurtheilung dieses Projekts zu Rathe gezogen werden „sollten." Und die Absicht von dem allen? „Damit, bey An„wendung der gehörigen Vorsicht, nachherigen Abänderungen „und Erklärungen möglichst vorgebaut werde; — damit man „unterrichtet sey, was auf die in dieser oder jenen Provinz „vorhandenen Statuten und hergebrachten Einrichtungen und „Verfassungen Einfluß habe; — Damit alles dergestalt abge„faßt werde, wie es den Wünschen der Stände und der Nation „überhaupt am gemäßesten ist." Nur wenn Zweifel und Bedenklichkeiten vorkommen, über die sich die Kommission zu keinem gemeinschaftlichen Schluß durch überwiegende Stimmenmehrheit vereinigen könne, behält sich der König vor, unmittelbaren Bericht darüber zu erwarten, und über dergleichen streitige Punkte, wenn zuvor die Gesetzkommission mit ihrer Meinung näher vernommen worden, zu bestimmen.

So ging das große Werk seinen ungehinderten Gang fort; und sein Fortgang ward unter andern durch eine Handlung der Gerechtigkeit verschönert, die ich nicht unerwähnt lassen darf. weil sie sich auf eine vorangeführte Begebenheit bezieht, — die Richter, die bey dem Anfang der Unternehmung unschuldig gelitten hatten, wurden öffentlich gerechtfertigt und entschädigt! — — Selbst die Preise, die bisher der Chef der Justiz für die besten Erinnerungen über den Entwurf ausgesetzt hatte, über-

nahm der König: so sehr ehrte er die Stimme der Weisen und die Mitwirkung der Nation!

Und so ward das nach der Kabinetsorder vom 14 Apr. 1780 angefangene Gesetzbuch durch das Patent vom 20 März 1791 als vollendet angekündigt; und der erste Junius 1792 zu seiner förmlichen und feyerlichen Einführung festgesetzt. Mit Recht kann nun das, was das angeführte Patent als Absicht erklärt, als in volle Erfüllung gegangen, gerühmt werden: „Daß unsre Gesetzgebung auf die einfachen Grundsätze „der Vernunft und natürlichen Billigkeit zurückgeführt „ist; — daß das Ganze in einer zusammenhangenden „Ordnung, in der Sprache der Nation, und so allge„mein verständlich vorgetragen worden, daß jeder Ein„wohner des Staats, dessen natürliche Fähigkeiten durch „Erziehung nur einigermaßen ausgebildet sind, die Ge„setze, nach welchen er seine Handlungen einrichten und „beurtheilen lassen soll, selbst lesen, verstehen, und in „vorkommenden Fällen sich nach den Vorschriften dersel„ben gehörig achten könne; — daß endlich, das neue „Gesetzbuch, das in sämmtlichen Preußischen Landen ein„geführt werden soll, den Gesinnungen und Wünschen „der Nation selbst so viel als möglich gemäß abgefaßt ist!" — Und da, nach allem diesem, dennoch zugleich der große Grundsatz mit der vollen Kraft eines Landesgesetzes (Th. 2. Tit. 20. §. 156) festgesetzt worden: „daß einem jeden frey„steht, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenk„lichkeiten gegen Gesetze und andre Anordnungen im Staat, so wie überhaupt seine Bemer-

„kungen und Vorschläge über Mängel und Ver„besserungen, sowohl dem Oberhaupt des Staats, „als den Vorgesetzten der Departements anzuzei„gen; letztere aber dergleichen Anzeigen mit er„forderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen verpflich„tet sind: so ist zugleich keiner in irgend einem Stück künftig zu erreichenden höhern Vollkommenheit der Weg verschlossen! Welches menschliche Werk bedarf dieser Vorsicht nicht? hör ich sagen. Sehr wahr! Aber wie gewöhnlich wird nicht eben diese Vorsicht von denen, die Macht haben, verkannt? Wie leicht konnte sie nicht von denen, die auf ein solches vollendetes Werk mit Stolz zurücksehn durften, verkannt werden? Aber ihre Weisheit sah, daß eine Nation, die sich zur Höhe der Preußischen Nation emporgeschwungen hat, unmöglich weder zurückgehn noch stillstehn kann, sondern, wie von einer höhern Gewalt getrieben, die selbst Hindernisse in ihren Wirbel zieht und in unaufhaltsamen Strome mit fortreißt, von Vollkommenheit zu Vollkommenheit fortgehen muß. Dieß sahn die weisen Männer als nothwendigen Erfolg der Zukunft. Deswegen hielten sie es unter der Würde des Gesetzgebers, die Sache dem Ohngefähr zu überlassen, oder gar mit vergeblichem Widerstand wider das Bessere zu streiten: sie machten vielmehr das Gesetz selbst zum Fundament aller künftigen fortschreitenden menschlichen und bürgerlichen, Vollkommenheit.

Soll ich die Nahmen nennen, die an der Ausführung des großen Werks Antheil hatten? das Vaterland kennt sie, und dankt ihnen; und wird jedem dereinst sein Exegi monumentum! auf sein verdientes Denkmal setzen.

Euch aber, Friedrich und Friedrich Wilhelm, Euch, den Gesetzgebern, wird Preussens Genius von nun an auf Einem Altar im Tempel der Gerechtigkeit opfern! Eure Nahmen nennt die Nachwelt mit Dank und Ehrfurcht; und jeder Brandenburgische Patriot, jeder redliche Deutsche, jeder denkende Kopf, so lang es Brandenburger und Deutsche und Denker giebt, segnet Euch und huldigt Euren Verdiensten!

Fischer.

III.

Die ungegründete Furcht.

Freund **, fürchte nichts! Zum Rauben, —
Sey's Ehre, Gold, Brot oder Glauben, —
Gehören zwey; der's nimmt, und der sich's nehmen läßt.
Wir halten, was wir haben, fest.

IV.

An die den 12 Oktober 1791 zu Berlin verstorbene Frau Karschin.

Ermüdete! Du schläfst? Du sagtest: Unterm Boden
Ist Ruhe! Schlafe dann! — In Liedern und in Oden,
Idyll und Elegie beklagen wir indeß,
Wir, alle Deutsche! klagen es,
Daß du schon schläfst! o Du, die, wenn wir alle schwiegen
In Vaterlandesnoth, und wenn wir unsern Siegen
Starr standen und verstummt, hoch hin die Leyer trug,
Und noch einmal den Feind in ihren Liedern schlug!
O wie so wohl war dir an unsern Siegesfesten!
Du sangst den Größten und den Besten
Der Könige, du sangst dem Himmel unsern Dank;
Uns war er Vater, uns! das lehrte dein Gesang!
Ja, dein Gesang, so schön, daß alle, die ihn hörten,
Da standen, wie getäuscht, daß alle, die ihn störten,
Für Patrioten nicht gehalten wurden! Ach!
Du sangst der Wittwen Schmerz, und Thränen folgten nach!
Das beste Menschenherz schlug, Edle, dir im Busen!
Dir, Auserwählte, dir und allen deinen Musen,
(Sie liebten alle dich!) war Hirt und König gleich.
Wo keine Tugend war, da nur vernahm man euch
Und eure Lieder nicht! — Das Schicksal legte Leiden

Von einer Last, die uns sonst nicht erträglich ist,
Damit du würdest das, was du geworden bist,
Dir auf die Schulter! kleine Freuden
Schufst du dir selbst, du gingst den Lebensweg hinab,
Nicht zwischen Blumen, gingst ihn zwischen Gram und Kummer,
Die Leyer in der Hand, dich tröstend, bis ans Grab!
Und schlummerst nun in ihm, du Dulderinn, den Schlummer,
Nach dem du seufzetest! — So ruh', Ermüdete,
So ruhe nun dich aus! Wir noch nicht Schlafende,
Wir alle möchten dich, mit unsern Klagen wecken!
Ach aber, wie so sanft schläfst du;
Der Gott des Schlafs hat so die müden Augen zu!
So schlaf', Ermüdete, zum nützlichen Erschrecken
Des Bösen, der wie du nicht gut gewesen ist,
Den Schlaf des Weisen, des Gerechten;
Schlaf' ihn so sanft, so süß, wie wir ihn schlafen möchten,
Bis du die munterste der Aufgeweckten bist!

Gleim.

V.

Beytrag zu einer Geschichte der Lustbarkeiten und Vergnügungen im sechzehnten Jahrhundert.

An Herrn

Regierungsassistenzrath Lucanus zu Halberstadt.

Ein jedes Volk hat seinen Nationalcharakter, der von der Lage des Landes, von dem Verhältniß desselben gegen andre Völker, und von der Regierungsform bestimmt wird. Diese drey Stücke haben einen großen Einfluß auf die Denk- und Handlungsart der Menschen unter sich, oder auf ihren moralischen Charakter. Der erste, den wir auch den politischen Charakter nennen, bestimmt die Denk- und Handlungsart des Volks gegen seine Nachbarn mit welchen es das Interesse verbindet; der sittliche aber das gesellschaftliche Leben, oder auch umgekehrt das gesellschaftliche Leben bestimmt den sittlichen Charakter, so wie das Interesse den politischen. In einem Lande, wie Deutschland ist, dessen Lage, Verhältniß und Regierungsform seit Jahrhunderten unverändert geblieben ist, dessen Einwohner so wenig Veranlassung hatten, ihren politischen Charakter zu verändern, müßte sich auch der moralische ziemlich gleich geblieben seyn, wenn nicht das Französische und Englische Kolorit auf das eigentliche Deutsche so stark aufgetragen wäre. Ohnerachtet

unsere Väter ihre Kinder schwer aus den Französischen Sitten herausfinden würden, sind indeß doch die Grundzüge des Deutschen Charakters dem Beobachter noch immer sichtbar, ob ihm gleich auch die Modifikationen desselben nicht entgehn. Mir scheinen sie von dem Grade des Luxus, der ihnen zum Grunde liegt oder zur Seite geht, abzuhängen, denn er ist jetzt allein der Erzieher des physischen und sittlichen Lebens. Niemals war der Nachahmungstrieb in dem Gebiete des Luxus und der Moden so geschäftig, als in der letzten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts. Eine Geschichte des Luxus würde daher eine periodische Charakteristik des Volks seyn, und wenn der sittliche Charakter das Aggregat der zu summirenden Privatcharaktere ist, und diese nach dem Grade des Luxus verschieden sind, so folgt daraus, daß er sich nicht gleich bleiben kann, und daß jeder Stand seinen eignen hat, so wie seine eigne Lebensart, die sich nur allein für ihn schickt. Leider wird das Vorurtheil des Alterthums sonst so schwer, und hier so leicht außer Wirkung gesetzt. Wer wird so unaufgeklärt seyn und sich immer in seinem Stande herumtummeln? Glauben Sie mir, ein großer Theil unsrer Deutschen nimmt Aufklärung in diesem Sinn. Das Nemo forte sua contentus paßte nie richtiger auf uns, als jetzt, wenn wir nur das forte ein bißchen anders erklären. — Die den Deutschen so eigne Titelsucht wirkt unglaublich viel auf das gesellschaftliche Leben. Wie viel muß nicht mit Erlangung eines Titels verändert werden? Und wenn nun, wie gewöhnlich, mit demselben kein Gehalt verbunden ist, wie steht es dann um den neuen Ehrenmann? Durch dieß Streben nach einem höhern Stand und durch den zunehmenden Luxus wird nicht nur der sittliche Charakter verändert, sondern es werden auch dadurch dem Staate so viel nützliche Bürger entzogen, daß man in Gesetzbüchern wird Rücksicht darauf nehmen müssen; der Hagestolzen und alten Jungfern werden zu viele. Unsre jungen Damen genießen eine Modeerziehung, die sie zu Sklavinnen der Etikette macht, so daß sie sich sogar darnach verheirathen wollen. Der

Himmel gebe, daß sie kein Staatsgesetz werde, wie sie es in Frankreich vor der Revolution war! Wenn man diese und mehrere kleine Umstände mit ihren Folgen zusammennimmt, was läßt sich dann von dem jetzigen sittlichen Charakter der Deutschen sagen? Ich mag es mir nicht herausnehmen, ein Urtheil darüber zu fällen, und so viel ich mich besinne, ist er auch noch nie richtig getroffen. Man muß sich wundern, daß unsre Modeschriftsteller auf den Charakter des Publikums provociren, den sie nicht kennen. Daher mag es denn auch kommen, daß ihre Schriften oft die entgegengesetzte Wirkung haben, und ausgepfiffen werden, wenn sie das Plaudite erwarteten. Andre kommen mit dem schalsten Zeuge gut durch, wenn sie die in den Ton gestimmte Seite trafen.

Ich theilte Ihnen bey meiner Durchreise durch H. einen Plan mit, welcher, wenn er realisirt werden könnte, allgemeines Interesse haben würde. Ich meine den Plan einer Geschichte, worin von Jahrhundert zu Jahrhundert die Sitten, Gebräuche, Vergnügungen, Lustbarkeiten, Kleidertracht, und was dahin gehört, treu beschrieben würde, oder mit einem Wort — eine Geschichte des Deutschen Luxus, und dessen, was er auf das gesellschaftliche Leben, auf die physische und sittliche Beschaffenheit der Menschen, gewirkt hat. Dieß wäre unstreitig die beste Charakteristik, und man würde bisweilen unter den Deutschen Sybariten den Zaleukus, und unter den Abderiten den Demokrit spielen müssen. — Wenn die Geschichte der Hofnarren und des Groteskekomischen mit Beyfall aufgenommen wurde, warum sollte dieß nicht auch eine Geschichte, worin sich der Deutsche wiederfände? Da noch nicht hinlänglich vorgearbeitet ist, so ist das freylich noch nicht die Sache Eines Mannes, und Beyträge dazu oder auch nur bloße Skizzen können nicht ganz unwillkommen seyn.

So lange ich mir in der Geschichte die Perioden gemerkt habe, wo eine Hauptrevolution in dem gesellschaftlichen Leben vorging, bin ich immer mehr überzeugt worden, daß nichts ein Volk so richtig und zuverläßig charakterisirt, als die Arten seiner Zeitvertreibe und Lustbarkeiten, die immer mit dem Luxus gleichen Schritt halten. Beyde bestimmen den Grad der Kultur. Seitdem uns die Spanier durch das Neue, das sie nach Deutschland brachten, Gelegenheit zu dem Sprichwort gaben: das kommt mir Spanisch vor; seitdem die Franzosen uns ihre abgetragenen Moden verkaufen, und seitdem der elende Zeitvertreib des Kartenspiels, das allemal einen Mangel an feinerer und nützlicherer Unterhaltung verräth, von unsern Herrn und Damen gesucht wird, sind Revolutionen im gesellschaftlichen Leben sichtbar. Hierauf, und auf hundert andere Dinge ähnlicher Art müßte bey solcher Geschichte Rücksicht genommen werden, und vorzüglich auf den Geschmack der Fürsten; denn von Hofe aus verbreitet sich der Modeton über die Provinzen, und wenn je der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine gelten kann, so würde der Fall hier seyn.

Ich schicke Ihnen hierbey einen Aufsatz, der Ihnen, wie ich hoffe, nicht unangenehm seyn wird. Glauben Sie, daß er auch andern Lesern Vergnügen machen könnte, so bitte ich Sie, Gebrauch davon zu machen und versichert zu seyn, daß ich mit der größten Hochachtung bin 2c.

Haldem, bey Minden,
im Nov. 1791.

J. G. Hoche.*)

*) Verfasser der mit Beyfall aufgenommenen Geschichte der Grafschaft Hohnstein, seines Vaterlandes; der historischen Untersuchungen über die niederländischen Kolonieen in Niederdeutschland; und einiger kleinen Schriften, z. E. der Nachricht von Semlers Tod und Leichenfeyerlichkeiten.

d. H.

Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve, und Bergen, vermählte seinen Prinzen Johann Wilhelm, die Hoffnung seiner Staaten, mit der Prinzessinn Jakobine von Baden, und lud zu dieser Feyerlichkeit, die er nach Fürstensitte so glänzend als möglich zu machen gedachte, alle Verwandte des Hauses und mehrere Deutsche Fürsten ein. Johann Wilhelm war der Letzte seines Stammes, und durch seine Schwestern mit den vornehmsten Deutschen Höfen verschwägert. Sein Tod im Jahr 1609 verursachte den berühmten Jülichschen Successionsstreit, der unter den Ursachen des dreyßigjährigen Krieges aufgeführt wird.

Der 16te Junius des 1585sten Jahres war zur Auslöschung der Brautfackel bestimmt, und Düsseldorf sah an diesem Tage den Hof seines Herzogs im vollen Glanz. Nach reiflicher Ueberlegung ward Küche und Keller reichlich versorgt, die Zimmer im neusten Geschmack meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet. Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßhofes bereit, ihrer künftigen Gebieterinn die erste Huldigung zu bringen. Die Blüthe des Adels, im Abenteuer geprüfte Ritter, Grafen und Herrn, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilde noch glätter putzten und die Rosse pflegten. Die Bürger waren beschäftigt, aus Herzoglicher Küche die ihrige zu versehn, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herren derselben aus goldnen Pokalen

zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizey für Wachen, und für Dolmetscher zum Behuf der Fremden.

Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Bothschaft anlangte: die fürstliche Braut sey vor Himmelgeist an das Land gestiegen. — Sie kam zu Schiff auf dem Rhein herunter. — Eine glänzende Gesandtschaft bewillkommte sie im Nahmen des Bräutigamms, der sie von da einzuhohlen versprach. Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel mit breiten goldnen Borten besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldnen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldne Gefäß seines Schwertes. Hinter ihm wurden drey Hengste prächtig aufgeputzt an der Hand geführt. Bey dem Anblick seiner Geliebten stieg er von seinem Roß und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichem Gebet; die Gegenrede hielt Jakobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündigte und mit drey und zwanzig Trompetern und zwey Heerpaukern wetteiferte.

Die Feyerlichkeiten gewannen durch die Menge der Gäste an Glanz und Pracht. Man zählte bey dieser 1270 Pferde. Jeder ankommende Fürst war mit seinem ganzen Hofgesinde umgeben, und jeder Graf und Ritter hatte seinen Knappen hinter sich. Den Bräutigamm begleiteten außer seinen Lehnleuten, Rechtsgelehrten, Hoftruchsessen, Thürwärter, Küchenmeister, Vorschneider und Kredenzer, die zum Ritterspiel ver-

schriebenen Ritter, und die Abgesandten der abwesenden Fürsten, worunter sich Herrmann, Graf von Manderscheit, als Kaiserlicher, und Alexander Farnese, von Parma, als Spanischer Gesandter, vorzüglich auszeichneten. Die große Anzahl von Fräulein gab dem Hochzeitstage den größten Glanz.

Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerley Figuren und Gemälde zum Genuß einlud, aufgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldnes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars und der Venus ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beynah die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge bezauberte! —

Nach altem fürstlichen Gebrauch und Gewohnheit ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihren nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit lauterm Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldnen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagnen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weißem Wachs vor *); ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen

*) Man nannte sie Flammeos, Brautfackeln. — Davon kommt der Fackeltanz her, wo die Neuvermählten nach alter Sitte die Fackeln austanzen und sich zu Bett begeben sollten. Eben daher kommen auch die Ausdrücke: die Brautfackel anzünden und sie auslöschen, das heißt, Hochzeit

seidnen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker mit ihrer rauschenden Musik. Hierauf folgte der Bräutigamm in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidnen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt und silbernen Tollet gefüttert, weißen seidnen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barett glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf Justitia, mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über Ephesier 5, die ich ganz hersetzen würde, wenn ich erwarten könnte, daß man an einer katholischen Predigt aus dem sechzehnten Jahrhundert viel Geschmack finden würde. Er schlägt sich außer seinem Text weidlich mit andern Citaten herum, und bringt endlich das große Geheimniß dieses Sakraments heraus; wobey er dann der schönen jungen Braut gewiß zur Unzeit das: In dolore paries filios tuos, zu wiederholtenmalen vorsagt. Ich habe mich übrigens über die Dreistigkeit des Mannes gewundert, der den Fürsten Wahrheiten sagt, die man jetzt sehr übel aufnehmen würde. — Der Trauakt selbst geschah auf diese Art. Der Bräutigamm legte in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des

halten. In Westphalen ist dieser Feyertanz bey Bauerhochzeiten in manchen Gegenden noch üblich. Sie tanzen nehmlich bey Feuerbränden nach der Küche um den Heerd herum, und löschen sie aus; eine symbolische Handlung, wie man sie bey den Hochzeitfeyern aller Völker, in alten und neuen Zeiten, unter sehr mannigfaltigen Modificationen antrift.

Bräutigamms setzte. Ein Te Deum laudamus unter Beystimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze beschloß diese feyerliche Handlung.

Die Unterhaltungen bey der Tafel waren dem Tage angemessen. Beym Auftragen der Speisen ging der Hoftruchseß mit seinem Marschallstabe vorauf; ihm folgten sieben Ritter in kurzen Mänteln mit den Schüsseln. Ein doppeltes Chor Musiker ergötzten die Ohren durch ihre Harmonien. Auf der einen Seite standen die Trompeter und Pauker, auf der andern saß der Direktor vor einer Art Flügel, um ihn herum ein Violoncellist, einige Geiger, ein Paar Lautenschläger und eine Anzahl Sänger, die man zu dieser Musik verschrieben hatte. Beyde Chöre wechselten ab, welches einen sonderbaren Kontrast muß gemacht haben. Der musikalische Genius des Zeitalters war eine rauschende Musik; daher man überall eine Menge von Trompetern und Paukern findet, und ob man gleich andre Instrumente hatte, so war doch ein sanftes Adagio eine seltne Musik und den Ohren der Ritter nicht behaglich. — Am auffallendsten aber wird es unsern Musikern seyn, Zinken und Lauten bey Trompeten und Pauken in der Tanzmusik zu finden. Unter dieser Musik eröfnete der Bräutigamm mit seiner Braut den Ball und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter oder Flammei vor und nachgetragen wurden. Das Symbol ist ohne Mühe zu erklären, ich habe oben schon eine Anmerkung darüber gemacht. Die übrigen Vortänzer wurden nach Stand und Würden vertheilt.

Nach geendigtem Tanz begab sich die erlauchte Gesellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens,

auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume, in hohen Felsen und Bergen; perspektivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen, u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler auf einem Löwen stehend, und das österreichische Wapen tragend, besonders hervorragte, und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust und tränkte seine Jungen mit seinem Blut; auf den Flügeln trug er die Wapen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dieß als ein herrliches Bild der jungen Braut vorzustellen. — Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bey der Kaiserkrönung.

So wurde der erste Tag der Freude geendigt. Sieben waren noch übrig, und an jedem erschienen die Vermählten in einem neuen Putz, in Spanischen, Deutschen und andern Kleidern, die ich aber zu beschreiben nicht geneigt bin. Von den Geschenken aber oder der Morgengabe, die der Bräutigamm, nach der Bedeutung des Worts, seiner Braut am ersten Morgen, da er sie als Gattinn küßte, überbrachte, muß ich noch ein Paar Worte sagen. Dieß Geschenk sollte eigentlich für die Braut ein Aequivalent seyn, wofür? Dieß wird man leicht errathen; den Werth desselben bestimmte der glückliche Bräutigamm selbst. — Die Geschenke, welche die Herzoginn von Jülich ertheilte, bestanden in folgenden! Ketten, Ringe, Halsbänder, Kredenzbecher mit Thieren, Vögeln, Fischen, Schiffen, Bäumen und was sonst noch des Menschen Sinn kunstreiches erdenken mag, geziert. — —

Unter den Lustbarkeiten des zweyten Tages zeichnet sich vorzüglich eine Schiffahrt auf dem Rhein aus. Der Bräutigamm hatte ganz in der Stille auf einem großen Schiffe ein Feuerwerk zubereiten lassen, und überraschte damit seine Gäste auf die angenehmste Weise. Nach aufgehobener Tafel stellten sich die Gäste in vertrauten Gesprächen an die Fenster, um der schönen Aussicht über den Rhein zu genießen. Auf einmal erschien ein großes Schiff mit Masten und Segeln, Geschütz und Matrosen versehen, es näherte sich allgemach der Stadt und warf gerade dem Schlosse gegenüber die Anker. Gleich darauf erschienen einige andre Schiffe, und fingen lavirend an auf das große Schiff zu schießen. Als sie nun näher heranrückten und dasselbe mit Gewalt erobern wollten: so wurde plötzlich das Feuerwerk angezündet. Brennende Pfeile, Raketen und Feuerkugeln flogen in solcher Menge heraus, daß die Einwohner Düsseldorfs den Untergang ihrer Stadt befürchteten. Indeß sanken Kugeln und Pfeile nach richtiger Berechnung des Künstlers in den Rhein herab, dessen Wasser von der Menge derselben zu brennen schien, denn die Kugeln stiegen brennend aus dem Wasser empor und sprudelten die Flammen aus ihrer Oeffnung, bis das Wasser sie endlich überwältigte und niederdrückte. — Unsre Feuerwerker mögen eine Erklärung dieses Kunststücks versuchen. — Da das Feuerwerfen auf das höchste getrieben wurde, und das Krachen der Feuerschläge so fürchterlich war, daß Feuer und Dampf den Horizont überzog, rückten die angreifenden Schiffe immer näher heran und stießen mit solcher Gewalt auf das große Schiff, daß es schien, als wenn der Scherz in Ernst endigen sollte. Die Mannschaft suchte sich durch Schwimmen und auf Kähnen zu retten, worauf denn die angreifende Partey unter Trompeten und Pauken ein Siegsgeschrey erhob, die Tauen des eroberten

Schiffs abschnitt und sich nach dem Schiffswerft zurückzog. Jenes große Schiff, seinem Schicksal überlassen, schwankte hin und her; plötzlich aber erhob sich in demselben ein solches Krachen und Donnern, daß in ein paar Augenblicken das ganze Schiff sich entzündete und bis auf den Kiel herabbrannte. — Hiermit endigten sich die Lustbarkeiten des zweyten Tages. —

Merkwürdiger als dieß war das große **Ringrennen am dritten Tage**, wo sich die Ritter nach Ritterbrauch weidlich mit ihren Rossen herumtummelten. Am Tage vorher wurde durch Trompeten- und Paukenschall von der Gallerie über dem Schloßthor das Kartel bekannt gemacht, und an die Burgpforten angeschlagen, auch bey der Abendtafel den Rittern vorgelesen. Fräulein **Anna von Hall** stand da in ihrer Unschuld mit einem Lorbeerkranz und weißem Federbusch auf der linken Brust, und ließ die schönen Ritter die Musterung gehn. Jeder, der gesonnen war, am folgenden Tage den Kampf zu wagen, trat hervor und berührte den Federbusch auf des Mädchens Brust, um zu zeigen, daß dieß Ritterspiel den Damen zur Ehre gehalten werden sollte. Das Kartel enthielt ein und zwanzig Artikel, die übrigens mit den Turniergesetzen ziemlich einerley sind. Drey Preise zu zweyhundert und hundert Thaler setzte der Herzog aus, zu deren Erlangung drey Rennen verordnet wurden; das vierte geschah den Damen zu Ehren, und also war auch diesen die Bestimmung des Preises überlassen. Die Bahn zu diesem Rennen wurde auf einem schönen Platz bey Pempelfurt vor Düsseldorf abgesteckt, und betrug zweyhundert und vierzig Schritt in der Länge und vierhundert und achtzig in der Breite. Innerhalb der Schranken war auf der rechten Seite eine Gallerie für die Damen, auf der linken aber für die Schiedsrichter, an welcher auch die Ahnenschilde der Ritter aufgehangen wurden. In der Mitte

des Platzes war ein Bogen aufgerichtet, auf dessen Säulen Prudentia und Spes, zwey schöne Göttinnen, aufgerichtet standen; auf der Wölbung des Bogens stand Fortuna auf einer Meermuschel mit einem fliegenden Segel in der Hand; an den Pfeilern hingen die Wapen der Neuvermählten, und in der Mitte der Ring, welchen der Ritter im Rennen mit seiner Lanze abnehmen mußte. Wer ihn am öftersten abnahm, der erhielt den Preis.

Die Ritter mußten alle verkleidet erscheinen, und der Herzog setzte sogar auf die sinnreichste Erfindung dieser Mummerey einen Preis. Vier Marschälle mit ihren Stäben und Feldzeichen waren bestimmt, die Ritter und Abenteurer aufzuführen und sie den Richtern vorzustellen, welche nach dem Ahnenschilde den Ritter für tüchtig erklärten, zum Rennen zugelassen zu werden. — Die Ritter theilten sich in zwey Klassen, nemlich in Manutenatoren *) und Avanturiers. Die erstern übernahmen das Spiel, und mußten mit einem jeden Avanturier — Abenteurer — die eigentlich die Fremden vorstellten, den Preiskampf wagen. Beyde hatten ihre Patrinen oder Beschützer, die den Speer führten. Wenn bey einem solchen Ritterspiel der Preiskampf geendigt war; so stellten die Ritter unter sich Preise aus, wetteten oder tummelten sich ihrem Mädchen zu Gefallen noch ein oder mehrmal herum.

Nachdem die Damen sich auf ihre Plätze begeben und die Richter gleichfalls die ihrigen eingenommen hatten, erschienen drey Ritter mit ihren Patrinen am Thore, und gaben sich nach Inhalt des Kartels als Manutenatoren an, um mit einem jeden Avanturier drey Rennen um den bestimmten Preis zu wagen. Die Marschälle erschienen, um sie mit Erlaubniß der

*) Manutenens. Entrepreneur.

Richter auf die Bahn zu führen. Weil aber diese drey Ritter durch eine besondre Erfindung ihren Aufzug glänzend machen wollten; so wurde deswegen gepaukt und trompetet. Allgemach erhob sich unter einer schönen Musik ein Berg, dessen Heranwachsen man kaum bemerkte, und der doch, eh man es sich versah, in seiner vollen Pracht da stand. Wahrscheinlich war er von Holz und mit Erde bedeckt, und wurde durch Schrauben in die Höhe gebracht; denn man hörte in dem Berge selbst einige musikalische Instrumente, auch wurde er fortbewegt. Die Gestalt dieses Berges war folgende. Auf einer Spitze desselben saß ein lebendiger Jüngling, als Amphion gekleidet, mit der Cyther in der Hand; auf seinen Gesang fallen Steine aus den Felsen und ordnen sich symmetrisch, so daß die Stadt Theben mit Thürmen und Mauern daraus entsteht; in dem Thore der Stadt stand Mann und Frau Hand in Hand, vor ihnen ein kleiner Knabe. Ueber den Thoren bey dem Gesims und auf den Säulen waren folgende Verse geschrieben:

Harmoniam coelo venientem amplectere princeps,
Leniet haec rapidas tigres, tumidosque leones,
Quadrupedum et bipedum choreas agitabit amicas,
Saxa trahet, rigidas formabit in oppida cautes,
Blandiloqui plectri ductu; taedasque jugales
Accendet, ritu sacro connubia nectens.

d. i.

Fürst, empfange die Harmonie, die vom Himmel herabsteigt!
Sie wird reißende Tyger und zornige Löwen bezähmen,
Sie zu friedlichen Tänzen die Thier' und Menschen begeistern,
Felsen ziehn, und die rauhe Klipp' umbilden zu Städten,
Durch die schmeichelnde Leyer; sie wird die bräutliche Fackel
Zünden, und deine Lieben mit heiligen Banden verknüpfen

Auf der höchsten Spitze saß ein lebendiger Jüngling in Orpheus Gestalt, die Leyer in der Hand, von Thieren und Bäumen, die seinem Gesange lauschten, umgeben; etwas weiter herunter stand Pan mit zwey Böcken, die er bey den Hörnern faßte. Orpheus und Amphion sangen mit Begleitung der übrigen Instrumente die obigen lateinischen Verse während der Bewegung des Berges zu den Damen auf der rechten Seite und von da nach der linken. Hinter dem Berge gingen sechs Trompeter, die Marschälle und die Schildträger der Ritter, die die Ahnentafeln an dem Stande der Richter anschlugen. Hierauf folgten die drey Manutenatoren Adlerherz, Weiserrath und Treuesblut, nebst ihren Patrinen Wachhaftighaupt, Schwerergang, Liebtenbrand, Zungenzwang, Hauffendelob und Herzensgans. Diese sonderbaren Namen haben Bezug auf ihre Schilde, ich werde nachher von dieser Hieroglyphe noch ein paar Worte sagen. Der erste von diesen Rittern war der Bräutigamm selbst; alle neun waren mit fliegenden Mänteln von Goldstoff bekleidet, unter welchen ein grüner Rock mit einem Löwenkopf auf der Brust und fliegenden Ermeln, eine grüne sammetne italiänische Hose und Weste, hervorleuchteten. Der goldne Sporn saß an weißen Stiefeln. Auf der Sturmhaube schwankte ein hoher Federbusch über der Hieroglyphe; ein antikes Degenkoppel deckte die Seite; die Rosse waren mit goldnen Decken und bunten Federn geschmückt.

Nach diesem Aufzug sprengten andre Ritter an das Thor heran, es waren Abenteurer, die sich größtentheils italiänische Namen gaben, und mit den Manutenatoren anbinden wollten. Zwey waren maskirt, als Magnifici von Venedig, wovon der eine auf einer Violine spielte und lächerliche italiänische Arien da-

zu sang; der andre war als ein Bauer gekleidet in weiten Schifferhosen, großem Hut und Bergomasoken, mit einer Harke in der Hand. Beyde verursachten dem Frauenzimmer eine herzliche Kurzweil. Diese Possenspieler waren regierende deutsche Fürsten! Auf diese Buffonen folgten sechs andre, theils als Venetianische Magnifici, theils als italiänische Bauern gekleidet auf Sackeseln. Zwey andre waren als Syrenen gekleidet, mit einem Spiegel in der linken Hand, auf dem Rücken des Pferdes saßen Meerungeheuer mit aufgerichteten Schwänzen. Außerdem waren einige als Mädchen, Mohren u. s. w. maskirt.

Hierauf begann nun das Rennen, wo es manche Kurzweil gab. Ehre und Liebe stärkten den Ritter, den verlornen Kampf zu erneuen. Nachdem mancher Ritt gewagt und manche Wette gewonnen war, wurde zu Hofe geblasen. — Nach aufgehobener Tafel traten die Marschälle auf, und forderten die Austheilung der Preise nach alter fürstlicher Weise. Die Trompeter stießen dreymal an, und die Richter riefen die Namen der Sieger auf. Anna von Hall erschien in ihrem vorigen Putz, und überreichte den Rittern den Preis. Otto, Wild- und Rheingraf, hatte die Ehre, daß ihm ein Fräulein bey dem Tanze den Preis überreichte, den die Damen dem bestimmt hatten, der in ihrem Ehrenkampf siegen würde.

Bey den Lustbarkeiten der Alten ist immer eine sonderbare Mischung des Geschmacks; die ernsthaftesten Sachen werden dabey symbolisch vorgestellt. Man wird es mir kaum glauben, wenn ich sage, daß diese ganze Mummerey und Hieroglyphik eine Beziehung auf sehr ernsthafte Dinge hat; die alte Nachricht, woraus ich dieß genommen habe, sagt es, daß hierunter die Tugen-

den

den eines guten Fürsten vorgestellt werden sollten. Der Verfasser heißt Diedrich Graminäus, und war Herzoglicher Landschreiber. J. E. Adlerherz trug auf seiner Sturmhaube einen Adler mit einem hängenden silbernen Herzen, der eine graue Natter in seinen Klauen hatte; dieß solte eine edle Herzhaftigkeit bedeuten. Weiserrath trug einen Januskopf auf seiner Haube, d. h. der Fürst soll weisen Rath vorsichtig gebrauchen. Treuesblut trug zwey Hände, die einander so vest packten, daß das Blut in eine unterstehende Schale träufelte, d. h. der Fürst muß Treu und Glauben halten. Eben so hatten die übrigen Hieroglyphen ihre Bedeutung. Liebtenbrand trug einen Altar, auf welchem ein Herz mit einem Lorbeerkranz umgeben geopfert wurde. Das Symbol einer aufrichtigen Liebe des Fürsten zu seinen Unterthanen. Die Syrenen mit dem Spiegel sollten die Fürsten vor Schmeichlern warnen. Die Jungfernmaske war eine Warnung für den Bräutigam, die er auslegen konnte, wie er wollte. Ob es damals auch schon Cicisbeate gab?

Nach Austheilung der Preise wurde noch ein Feuerwerk auf dem Rhein gegeben, und zwar: der wüthende Herkules, worin alle Thaten desselben vorgestellt wurden. Besonders schön war die Stelle, wo er in den Tartarus hinabsteigt und den Cerberus heraufholt; bey dieser Vorstellung ließen sich ein paar Syrenen mit einem verführerischen Gesang am Ufer hören, zugleich kamen ein paar Schiffe den Rhein herunter, auf welchen unter Begleitung der Instrumente das Lied gesungen wurde: Da pacem, Domine, in diebus nostris, quia non est alius, qui pugnet pro nobis, nisi tu Deus noster. Auch dieß Feuerwerk hatte Beziehung, auf Christi Höllenfahrt, u. s. w. Das Ding ist sonderbar genug; Cerberus kann immer den höllischen

Bullenbeißer Lucifer vorstellen. Daß in den ältern Zeiten mehr Religiosität sowohl unter den vornehmen als unter den niedern Ständen zu finden war, beweisen selbst diese Hochzeitsfeyerlichkeiten. An jedem Morgen versammelte sich der ganze Hof mit allen Gästen in der Kapelle und verrichtete ein gemeinschaftliches Morgengebet. Hierauf wurde zum Frühstück geblasen, nach demselben wurde wieder gebetet und nun erst überließ man sich der Freude *).

Am vierten Tage wurde ein Fechterspiel auf dem Burgplatze gegeben. Diese Gladiatoren waren aber keine Ritter, sondern die Trabanten und Diener der anwesenden Herrschaften und Ritter, und obgleich die letztern selbst gute Fechter waren; so hielten sie es doch unter ihrer Würde, in einem solchen Spiel aufzutreten. Solche Fechtmeister waren von dem Kaiser privilegirt und zogen herum, wo etwa ein Fürst eine Lustbarkeit anstellen wollte, und wenn sie denn auch die Specialerlaubniß des Fürsten erhielten, so machten sie durch Trommelschlag in der Stadt die Eröffnung ihrer Fechtschule bekannt, luden dazu alle gute Gesellen und Fechter ein, und boten sich denen, die ihrer begehrten, für Geld und Geldeswerth an. Damen und Herrn erschienen dabey als Zuschauer. Warum hat man jetzt noch Fechtmeister auf Universitäten, da man doch die Geschicklichkeit, die sie lehren, an ihren Schülern bestraft, wenn sie Gebrauch davon machen? — Man erlaubt die Ursach und bestraft die Wirkung. — Unser hochzeitlicher Fechtmeister rief nach altem Brauch mit lauter Stimme unter Rührung der Trommel seine Fechtschule aus. Pauken durft' er nicht haben, denn diese gehörten bloß für die Ritter.

*) Und doch, eine so trefliche Sache es um Religiosität ist, für Fürsten und Bauern und uns alle, wer wird jene Religiosität wiederhergestellt wünschen? D. H.

Ich kann nicht umhin, einen Theil dieser Bekanntmachung oder Befreyung der Fechtschule, wie es genannt wurde, hierher zu setzen; sie ist charakteristisch. Der Fechter ruft nach Hererzählung seiner kaiserlichen Privilegien alle gute Gesellen auf: „durch ihre Kunst dem Frauenzimmer, löblichen Rittern und Herrn, Freude und Kurzweil zu machen, um den aufgestellten Preis aufzuheben und die gebührlichen Gänge nach altem löblichen Fechtbrauch zu halten. Er selbst sey entschlossen, über alle solche gute Gesellen wie einem ehrliebenden Meister des langen Schwerdts gebühren wolte, unparteyisch zu halten, dieselben zu schützen und zu schirmen wider und gegen Uebermuth und Ungebühr; wollte auch weiter auf seiner Schule verboten haben, Knauff und Inlauf und andre falsche Stücke; auch wo einer oder mehrere gute Gesellen vorhanden, die seiner begehren würden, es sey um Geld oder Geldeswerth, oder um einen guten Streich, truck oder naß, möge er freygeherzt und wohlgemuth hervortreten, nach Brauch des Schwerdts Gerechtigkeit frey aufheben, schonen des Schwerdts nicht, sondern sich selbst der Finger brauchen und schlagen zwischen den Ohren, da das Haar am dickſten stehet, treffen mich auch mit, dieweil ich auch ein guter Gesell bin.

Schwing mich im Namen Jesu Christ,
Fürcht kein Fechter, wie wild er ist.
Ist ein Trotz-Bruder vorhanden,
Wird getroffen, weichen mit Schanden.
Darum, Trommelschläger, schlag auf,
Und wart ein jeder seinen Kopf!"

Hierauf ging das Spiel an, wo es manchen derben Streich gab, so daß einige mit blutigen Köpfen davon zogen, von dem tröstenden Spruch des Siegers begleitet: Man muß dem Tuche

also thun, sonst verliert es seine Farbe. — Nach dieser Kurzweil begab sich die hohe Gesellschaft nach Hofe, wo denn auf den folgenden Tag ein Quintanrennen in Masken angeordnet wurde.

Dieß Quintanreiten war eins von den großen Ritterspielen. Die jungen Herrn von Adel übten sich zu Fuß in dem Gebrauch des Schwerdtes, der Spieße, der Hellebarden und andrer kurzen Waffen, zu Roß aber stritten sie mit Lanzen und langen Spießen; dieß hieß ein großes Ritterspiel, dergleichen waren das Ringrennen, Turnier oder Balienrennen und Spießbrechen auf der Quintan *). Dieß letztere war auch ein Anhängsel der Carnevallustbarkeiten. Die Art dieses Spiels war folgende. Auf einer Bahn, die eben so eingerichtet war, als wie die oben bey dem Ringrennen beschrieben ist, stand eine Statüe in Gestalt eines Türken, mit einem starken Harnisch bekleidet, über welchem noch ein Bruststück angebracht war. In der linken Hand hielt er einen starken runden Schild, und in der rechten einen wohlausgefüllten Kolben, welcher so vest angebunden war, daß er den stärksten Stoß aushielt. Die Statüe selbst war von hintenher unterstützt, damit sie nicht rücklings fallen konnte. Auf diesen Türken nun rannten die Ritter in vollem Laufe mit vorgestreckten Lanzen oder Spießen, und suchten ihm die Kolbe aus der Hand zu stoßen, oder den Schild in der Mitte zu treffen, wo ein runder Kreis gezeichnet war. Der Hauptstoß war auf die Brust, die wegen des Schildes und des Kolben nur von der Seite getroffen werden konnte, und worauf der Spieß abprallte oder einen solchen Rückstreich erhielt, daß davon der Ritter nicht selten vom Pferde

*) Quintaine heißt das Ziel, wornach man auf der Reitbahn rennen mußte, (courier la Quintaine;) und dann war es auch ein Lustgefecht, welches Müller, Schiffer u. s. w. ihren Herrschaften jährlich halten mußten.

stürzte. Wenn die Quintan recht getroffen wurde, so mußte der Spieß allemal brechen, wobey denn der Ritter gar leicht durch die Splitter verwundet werden konnte. Gefährlicher aber war es, wenn er zum zweytenmal mit dem Stumpf einen Stoß wagte, weil die Quintan immer widerstand, und der Ritter nur von der Seite vorbeyrennen konnte. Die größte Ehre erlangte derjenige, welcher die meisten Spieße brach. — Die Ordnung dabey war eben so wie bey dem Ringrennen und den Tournieren, daß nemlich die Manutenatoren mit einem jeden Avanturier einen Ritt wagen mußten. Bey diesem Rennen war der Bräutigam selbst einer von den Manutenatoren, und, wie die beyden andern, in einen deutschen braunschweigischen Reitrock mit vielen Falten gekleidet. Seine nervigte Hand deckte ein weiter Handschuh; ein schwarzer Bart, nach deutscher Art braunirt, zierte sein Gesicht. Sein Patrine war Johann von der Reck. Alle übrige Ritter waren ebenfalls maskirt; zwey von ihnen, die als Kreuzbrüder sich in Kappen versteckten, verursachten ein allgemeines Freudengeschrey: „Hebt an die Welt den Bauerntanz, der Mönch springt mit im runden Kranz." Geistliche, wenn sie gleich von Adel waren, hatten sich eigentlich ihres Rechts auf solche Ritterspiele begeben. Nachdem mancher Ritt gewagt und mancher Spieß gebrochen war, machten die Richter der Kurzweil ein Ende. Der höchste Preis war ein Trinkgeschirr mit einem Löwen erhaben gearbeitet, dessen Werth hundert und acht und funfzig Thaler betrug. —

An einem der folgenden Tage wurde ein feyerliches Tournier angeordnet, wozu das Kartel den Abend vorher auf dieselbe Art, wie bey dem Ringrennen, von der Gallerie angekündigt und an die Burgpforten geschlagen wurde. Die Ritter brachten dem schönen Fräulein ihre Huldigung dar. Die Tour-

niere sind unstreitig die ältesten Ritterspiele in Deutschland, (König Heinrich der Erste hielt das erste 934 bey Merseburg;) ob sie gleich in Spanien und Frankreich, wo die Chevallerie zu Hause gehört, gewiß schon im Gange waren. Die Tourniergesetze, die Heinrich gab, konnten auf die Moralität der Ritter einen großen Einfluß haben, und seine Absicht scheint mir, außer der Uebung in Waffen, dahin gegangen zu seyn, mehrere Kultur in das gesellschaftliche Leben zu bringen, wozu die Ritter vermöge ihres Standes sehr geschickt waren *). Ihre Gegenwart verursachte wenigstens mehr Zurückhaltung und Artigkeit; denn man fürchtete sich die Ehre eines Mannes anzugreifen, der sogleich den Handschuh auf die Erde warf. Den Schönen flößten sie Liebe ein und erhöhten sie durch ihre Sprödigkeit, und was vermag nicht die Liebe? — Einst fiel ein Ritter im Kampf, seine Schöne eilte herbey, tunkte ihr weisses Band in sein warmes Blut, knüpfte daraus eine Busenschleife, und nun trugen die Damen rothe Bänder. Doch genug hiervon, vielleicht liefere ich einmal mehrere Nachrichten dieser Art.

Das Tournier zu Düsseldorf war eins der glänzendsten, weil die Ritter nach Endigung desselben einen Ritt in der Furia wagten, das heißt, die Manutenatoren trennten sich von den Avanturiers, und ritten mit ihren geharnischten Streitrossen gerade auf einander los, so daß das Spiel mehr Ernst als Scherz war. Dieß nannte man: in der Furie zusammentreffen. Nachdem auch dieß geendigt war, so wurden den Rittern grün und weiß gefärbte Speere überreicht, an deren Spitzen eine Lunte hing. Diese Speere waren inwendig hohl und mit Feuerwerk an-

*) In einer alten Kosmographie von Sebastian Münster von 1569 heißt es: „Heinrich brachte den Turnir auf, wo der Edeln Ehebrüche, Gotteslästerung und andre Laster öffentlich und schmählich bestraft wurden.“

gefüllt, welches in dem Kampf angezündet wurde, damit es dem Gegner in das Gesicht sprudelte. Der letzte Schuß aus diesem Speere endigte den Kampf. Ganz zuletzt eröffnete sich ein Schauspiel, das jedermann in Schrecken setzte. Durch ein verborgnes Feuer entzündeten sich die Schranken der Tournierbahn; Feuerpfeile flogen in die Luft, und von den Feuerschlägen schien sich der Erdboden zu bewegen. — Nun wurde zum Abzuge geblasen und alles begab sich nach Hofe, wo die Preise ausgetheilt wurden. Ein neues Feuerwerk auf dem Rhein beschloß die Feyer des Tages.

Die ganze Hochzeitgesellschaft stand am Fenster voller Erwartung, was die Kunst des Feuerwerks diesen Abend Sinnreiches hervorbringen würde. Ihre Erwartung wurde übertroffen. Ein Wallfisch von entsetzlicher Größe und fürchterlicher Gestalt, auf einer Flöße ausgestreckt, auf seinem erhabnen Schwanz eine Eidere tragend, kam hinter der Citadelle hervor, und näherte sich, mit großem Geräusch der Wellen, dem Schloß. Feuer und Wasser sprudelten stromweise aus seinem Rachen. Zum Modell dieses Ungeheuers hatte der Künstler den Leviathan aus Hiob 41. gewählt. Kaum war der Wallfisch herangeschwommen, als plötzlich von der andern Seite her ein schrecklicher Drache mit hohem Kopfe, Flügeln, brennenden Augen, langem Schwanz, in dessen Stacheln eine menschliche Figur angeklammert war, erschien, und von einer Seite des Rheins bis zur andern schwebte. Das Feuer aus seinem Rachen schien den Wallfisch zu ersticken, dieser hingegen sprudelte aus doppelten Röhren Ströme Wassers in das auf ihn geworfne Feuer, so daß ein dicker Dampf sich über den Rhein verbreitete. Zuletzt stürzten aus dem Rachen des Wallfisches und des Drachen Soldaten mit Büchsen bewaffnet

hervor, und nun begann ein förmliches Treffen, worin die Trabanten des Drachen siegten und die Gegenparter über Bord warfen. Endlich fing der Wallfisch selbst an zu brennen, und entzündete dadurch den Drachen, der ihn überwältigt hatte. Beyde sanken in das Wasser und mit ihnen die Freude des Tages! — Was sollte nun das Geheimniß dieses sonderbaren, aber gewiß künstlichen Feuerwerks seyn? Die Eidexe bedeutete den Feind des fünften Standes der Kirche, und der Mensch den Sohn des Verderbens, der sich im Stande der Kirche für den Messias ausgeben würde. Beyde sollten mit dem Drachen und Wallfisch untergehn. — In dem Feuerwerk am letzten Hochzeittage wurde sogar die Mutter Maria *) und die Dreyeinigkeit vorgestellt.

Den Beschluß der Feyerlichkeiten machte ein Tournier zu Fuße. Eine Anzahl von Rittern mit Trommeln und Kriegsmusik in Reihe und Glied aufziehen sehen, den Herzog selbst zu Pferde an ihrer Spitze, war gewiß ein interessantes Schauspiel. Die Rundassen, Hellebarden und Lanzen gaben dem Zug ein majestätisches Ansehn. Ein solcher Ritter hielt Zehen unserer jetzigen Stich. Was doch eine luxurlirende Erziehung für Einfluß auf den Menschen hat! Unsre neuen Pädagogen mögen gymnastische Uebungen anstellen, so viel sie wollen; so werden sie doch nie aus einem verdorrten Samenkorn einen Baum ziehn.

Eine herrliche Mummerey im eigentlichsten Verstand, und ein Fackeltanz unter Begleitung einer Violine, einer Cyther, Laute und Harfe machte den gänzlichen Beschluß.

Hoche.

*) Zu Ehren der Maria wurde dabey gesungen: Tu spes certa miserorum, vera mater orphanorum, tu levamen oppressorum, medicamen infirmorum, omnibus es omnia! &c.

VI.

Der Bär und der Zaunkönig.

Eine Fabel.

Die Nordischen Bäre hatten einen ihrer Freunde nach Deutschland geschickt, um von diesem Lande Nachrichten über den Honigbau, über die öffentliche Sicherheit, und über die Waldungen einzuziehen. Der abgeschickte Bär galt in seinem Vaterlande für einen aufgeklärten Kopf, denn sein Vater hatte mit einem zahlreichen Gefolge schon manche Länder durchreist, und gab täglich einigen dreyßig Bären offne Tafel. Er hatte seinem Sohne eine gute Erziehung gegeben, und keiner war gegen Schwache und Geringe so tyrannisch; und gegen Särkere und Höhere so kriechend und schmeichelnd als dieser. Mit solchen Eigenschaften glaubt' er sein Glück im Auslande zu machen und kam voll schöner Hoffnungen in Deutschland an. Als er sich hier der Einzige in seiner Art sah, schlug sein Herz hoch auf; leider aber fand die Art, von der er der einzige war, wenig Beyfall unter den Deutschen Geschlechtern; die kleinen Thiere flohen und die großen verachteten ihn. — Er fühlte diesen Schimpf, brüllte Rache — und drohte jedem den Untergang, — den er bezwingen konnte. Dieses Loos traf

denn auch einen armen Zaunkönig, dessen Nest er beym Honigsuchen zerstörte, und den kleinen König beynah erdrückte. Glücklich entkam er aber den gierigen Krallen des Bärs, und forderte nun für diese Beleidigung von ihm Genugthuung. Der Bär brummte schmunzelnd: Kleine Bestie, flieg zu den Käfern, die mögen dir Genugthuung geben, du kannst von Glück sagen, daß du mir entkommen bist! Hundert deinesgleichen verzehrt ein Bär zum Morgenbrot! — „Doch nur wenn du sie hast," erwiederte schnippisch der Zaunkönig, der auf einer Nesselweide saß; prahlen ist keine Kunst, dazu braucht man nicht erst solchen groben Gesellen aus Norden kommen zu lassen; aber wenn du Herz hast, so komm morgen früh unter die große Eiche, wo vorgestern der Blitz eingeschlagen, da wollen wir es ausmachen! Hörst du? und bring dir einen Sekundanten mit, auf daß alles rechtlich zugehe! Leb wohl! aufs Wiedersehn! — „und hiermit flog der kleine Zaunkönig in den Wald. Der Bär, dem von Jugend auf die strengsten Grundsätze der Ehre waren beygebracht worden, zuckte die Schultern und brummte: „ich werde wohl kommen müssen! — aber wo„her einen Sekundanten nehmen?" — „Indem sprang ein hagerer Fuchs aus dem Busch. He! Herr Gevatter! rief der Bär; wollten Sie mir wohl einen Liebesdienst erweisen? — Oh! oh! gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, rief der Fuchs, Sie haben zu befehlen; ein Bär von so alter Familie, und noch dazu ein Reisender — es wäre ja nicht christlich — befehlen Sie! — „Sie sind zu gütig, lieber Herr Gevatter, erwiederte der Bär: Sie wissen, unsre Häuser waren von Alters her verwandt, und sehn Sie — da hat ein kleines Thier von Zaunkönig mich herausgefordert, einer Kleinigkeit wegen, woraus sich Leute vom Stande gar nichts machen. — Und war-

um? fragte der Fuchs. Weil ich ihm auf einer meiner Spaziergänge ein halb Dutzend Junge erdrückt habe — Denken Sie, um solcher Kleinigkeit wegen Aufsehn zu machen! Bey uns zu Lande lassen wir von solchem Geschmeiß Vater, Mutter und Kinder umbringen, und da kräht nicht Hahn noch Huhn darnach! — Erlauben Sie, gnädiger Herr, fiel hier der Fuchs ein, bey uns in Deutschland ist dieß nicht Sitte; und Sie sind entschlossen, die Herausforderung anzunehmen? — „Ja muß ich denn nicht, so lächerlich es auch klingt! Wollten Sie wohl daher mir morgen früh als Begleiter dienen?“ — Mit Vergnügen, erwiederte der Fuchs, ich bin gern bey dergleichen Vorfällen; es giebt gewöhnlich etwas zu lachen; Sie können sich darauf verlassen, — Morgen früh mit Sonnenaufgang treffen Sie mich hier! — Der Fuchs empfohl sich, und beyde gingen ihre Straße. Der Fuchs hielt Wort, und beyde trabten am andern Morgen der bestimmten Eiche zu, neugierig, wie dieses Gefecht ablaufen würde. Der Zaunkönig saß auf der Eiche und hatte seine zwey Freundinnen, die Biene und die Wespe als Sekundanten bey sich. Der Bär blickte um sich: Nun, wo bist du, kleiner König, der meine Junge mit seinem Blute kühlen will? — Leise flüsterte der Zaunkönig der Wespe zu: Frau Gevatterinn, jetzt ist es Zeit; setzen sie sich dem Fuchs unter die Lunte. Die Wespe vollzog den Befehl, und kaum fühlte der Fuchs ihren Stich, so lief er wie rasend in den Wald hinein. He, he! Herr Gevatter, wohin? rief der Bär; aber ohne sich umzusehn, floh dieser davon. „Nun, sagte der Zaunkönig zur Biene, nun Frau Gevatterinn setzen sie sich dem Bär in das Ohr; setzen sie sich aber tief, daß er sie nicht mit seinen Klauen faßt, und kneipen sie ihn derb. — Verlassen sie sich auf mich; die Bären sind so unsre alten

Freunde!" erwiederte die Biene, und fliegt zum Bären. Kaum hat sie sich in seinem Ohr festgesetzt, so fängt dieser mörderlich an zu brüllen, wälzt sich auf dem Boden, reißt sich mit den Klauen ein Ohr nach dem andern ab, bis er endlich erschöpft und matt, halb todt zu Boden stürzt. Da fliegt der Zaunkönig von der Eiche, setzt sich auf den Rumpf des Bären, und sagt: „Siehst du grober Schl....l wohl, daß wenn ich es thun wollte, so könnte ich dir alle Rippen im Leibe entzwey treten!"

Franz von Kleist.

VII.

Der Schuh.

Von Herrn Grafen von Valegas in Marseille.

Erster Theil.

In Madrid lernte ich am Hofe einen jungen Mann kennen, welcher den Neid aller derer beschäftigte, die ihn aus einer gewissen Ferne ansahen, und der zu gleicher Zeit von allen, die ihm näher waren, herzlich bedauert wurde. Niemanden hielt man für glücklicher, und niemand hatte auf das unbeschränkte Mitleiden wahrere Ansprüche, als der junge Marquis von S*. Und dieß alles machte — ein Schuh.

Er befand sich noch in dem Alter, wo das wallende Blut Genuß verlangt, und ihn in jedem Gegenstand findet; er hatte mehr Einkünfte als er jährlich verthat; er besaß ein himmlisches Weib und wurde von ihr bis zum Wahnsinn geliebt. Aber der Marquis war deßhalb um nichts glücklicher. Alle verschwenderischen Schmeicheleyen des Schicksals, die entzückendsten Befriedigungen des Lebens machten ihm beyde nicht erträglicher. Er hatte keinen einzigen ganz frohen

Augenblick mehr; und — ein Schuh war von diesem allen die Ursach.

In dem Zeitpunkte, wo seine Schwermuth nun die höchste Stufe erreicht hatte; wie er um sich her alles vergaß, um sich nur desto tiefer in sich selbst versenken zu können; wie er sich von dem holdesten weiblichen Geschöpfe unter der Sonne immer mehr und mehr entfernte, und in dem Kreise seiner Vertrauten immer sichtbarer ein Fremdling wurde, — gerade in diesem Zeitpunkte ward ich mit ihm bekannt. Dieß hielt im Grunde nicht schwer; er war gegen jedermann höflich und ungezwungen; selbst eine **heitere** Miene hatte er der Natur so kunstreich abgelernt, daß er wohl einen noch erfahrenern Menschenkenner, als ich war, hätte täuschen können.

Als ich zum erstenmal in seinem häuslichen Zirkel, mitten unter seinen Freunden zwischen ihm und seiner Gemahlinn gespeist hatte; als ich ihn von allem, was ihn umgab, unaufhörlich geliebkoset, und ihn selbst dieß mit der vollen Milde der Glückseligkeit wieder zurückgeben sah, so sagte ich, von der köstlichen Eintracht dieser Gesellschaft ganz berauscht, zu mir selbst: „die Philosophie hat Unrecht; gewiß ist „der Marquis ein vollkommen glücklicher Mensch.“ — Und ich war nicht der einzige, der dieß fühlte und auf dieß Gefühl sein Leben verwettet hätte.

Vor seiner Verheirathung hatte er eine geraume Zeit hindurch in Frankreich gelebt. In diesem Lande hatte er sich den Geschmack an allen feinern Freuden des Lebens zu eigen gemacht. Alle seine Vergnügungen trugen dieß Gepräge. Auf diesen Fuß war sein ganzes Haus eingerichtet, diesen Ton theilte er selbst allen seinen Gesellschaften mit, und alles trug bey ihm einen so gefälligen Anstrich von einschmeichelnder Lie-

benswürdigkeit, daß man sich mit einiger Ueberzeugung hätte einbilden können: man sey nach Paris versetzt. Auch das Landleben liebte er seinem Nationalgeschmack gänzlich zuwider; in einer schönen Gegend nicht weit von Madrid hatte er sich ein Landhaus gebauet, einen Garten angelegt, und lebte gewiß wenigstens die Hälfte des Sommers hindurch daselbst sich und seinen Launen.

Die schönste Jahrszeit war eben vor der Thür, als unser Umgang ein wenig vertraulicher ward. Es erfolgte eine Einladung, sie mit ihm auf dem Lande zu genießen; ich konnte hoffen, daselbst seinem Herzen noch näher zu kommen, und ergriff diese Veranlassung mit voller Seele. Wir reisten und ich hatte richtig geahndet.

Denn es war natürlich, daß er sich hier, wo ihn nichts dringend an die Etikette des Menschenumganges erinnerte, bald seiner Gemüthsstimmung nachlässiger hingab. Ein lange unterdrückter Kummer frißt, wenn er sich etwas losmacht, desto verschlingender um sich. Das zauberische Lächeln der Menschenfreundlichkeit in seinem schönen Auge ward seltner und dunkler, nur einzelne Blicke der Theilnahme konnten sich aus dieser allgemeinen Verfinsterung hervorarbeiten; alles bekümmerte sich mit ihm, sein armes Weib verzehrte sich mitleidend in seinem unbekannten Schmerz, und es dauerte nicht lange, so hatte auch ich es vergessen, daß man in der Welt sich über etwas noch freuen könne.

Unsere Zeit verstrich im Anfang sehr einförmig. Spatziergänge und Jagd machten den Hauptstoff aller Vergnügungen aus. Man mußte aber auf lebhaftere Zerstreuungen denken, als die Melancholie des armen Marquis mit jedem Tage ängstigender wuchs; seine Gemahlinn und ich sannen auf immer neue, unauf-

hörlich abwechselnde Lustbarkeiten, und jede Arbeit und Beschäftigung wurde in die Farbe der Freude gekleidet. Alles athmete Wollust, jeder Busen schlug freyer und höher, die reizendsten Gesellschaften aus der Hauptstadt und Nachbarschaft bevölkerten unser kleines Paradies; in jedem Busche lauschte eine schlanke Nymphe, in jeder heimlichen Grotte eine verstohlne Freude — aber ach! mein armer Freund seufzte nur gedrückter und tiefer, und das helle, lachende Gras auf seiner Lieblingsrasenbank ward von seinen Thränen nicht seltener befeuchtet.

Einst war es ein Abend, wie nur Spanien erzeugt, in der Mitte des Maies, im milden Schoß des holdesten Thales. Die Gesellschaft hatte sich schon wieder zum Spiele versammelt, ich trennte mich leise von ihr, und schlich im Garten umher. An meiner Lieblingsstelle, wo man das ganze Thal übersah, warf ich mich ermüdet auf den Rasen hin, und sah mit Entzücken der Sonne zu, wie sie hinter einem Walde niedersank, und ihre sterbenden Strahlen noch zuletzt so zauberisch mit den halbdurchsichtigen Blättern vermischte. Der Manzanares zog einen röthlichen Silberstreif durch den grünlichen Rauch des hohen Grases im Thale und die Schatten der Bäume schwebten zweifelhaft über die gebrochenen Sterne seiner Wellen. In verklimmenden Umrissen kämpften die Gegenstände noch mit dem Nebeldufte des Abends, versanken allgemach in sich selbst, und das fliehende Licht erstarb endlich ganz in dem nächtlichen Dunstmeere, das alles in seine eigenen Schatten unvermerkt auflößte. Alle Vögel zogen nach Haus, kleine Schlangen krochen neben mir im Laube raschelnd in ihre Löcher zurück, und die Käfer spielten mattersummend im Abendstrahl. Ich vertiefte mich in die Landschaft mit umfassender Seele; ohne mir eines Sinnes deutlich bewußt zu seyn, fühlte ich sie doch alle beschäftigt; nie hatte ich das Glück

des Daseyns so lebendig empfunden, mein Herz war jeder Freude der Theilnahme an jedem Kummer eröffnet, und bald überwältigten mich trübe Träumereyen über den Schmerz meines Freundes.

In dem Augenblick ward ich gestört. Es war der Marquis selbst. Er stutzte, aber bald hatte er wieder sein gewöhnliches Lächeln erzwungen und setzte sich zu mir. Eine geraume Zeitlang blieben wir stille neben einander; einem jeden von uns war zum Reden die Seele zu voll. Nur nach einem langen Zwischenraume, nach stockenden, wiederholten Versuchen, unterbrach er endlich seine verstohlenen Seufzer.

„Mein theurer Freund,“ fing er an, indem er meine Hand ergriff, „wie wohl ist mir hier bey Ihnen. Ich hasse die Gesellschaft, ich fliehe die Menschen; nur Ihnen zur Seite, nur an Ihrer Brust schmecke ich noch einen augenblicklichen Frieden.“

Niemals war er so warm gegen mich gewesen; sein Herz stand mir jetzt vielleicht offen, es war der verführendste Zeitpunkt zu einem kühnen Versuche.

„Diese Brust kennt selbst den Frieden nicht viel,“ antwortete ich ihm, „aber was ich habe, lieber Marquis, theile ich gern mit Ihnen. Denn auch ich leide, wie Sie.“

„Sie leiden Graf? — Sollte es wahr seyn, was dieß schwermüthige Auge versichert, dieser thränenschwere gebrochene Blick, dieser bange, halblaute Athem. Bester Graf, halten Sie Ihr Versprechen, theilen Sie mit mir, was Sie haben, lassen Sie uns zusammen Rechnung halten — ach Gott, wie nahe sind wir nicht verwandt mit einander!“ —

„Ja Sie glauben vielleicht, dieß könne zu meiner Beruhigung dienen; aber mein Freund, was hilft einem Unglücklichen die Rechnung, deren Ausschlag er im Voraus schon kennt. Keine

Schale sinkt tiefer, als die Ihrige, Marquis. Mein Schicksal ist bitterer, weil es niemals sich ändern kann, mein Unglück ist unerträglicher, weil es mit dem Leben nur aufhört."

— „Und das meinige" —

„Und das Ihrige? — Welches könnte wohl dem meinigen gleichen? Sie im Schoß des Ueberflusses, angebetet von einem edlen, von einem göttlichem Weibe, angebetet von allen, die Sie sehen, und von denen Sie gekannt sind; verzeihen Sie, lieber Marquis, aber Sie können nicht unglücklich seyn; Sie haben nur etwas Grillen, einige Launen."

— „Etwas Grillen, einige Launen" — — wiederholte er langsam und bitter.

„Ja, ja, gestehen Sie es nur. Im schönsten Ueberfluß der Gegenwart, quält Sie die Vergangenheit noch. Man muß vorübergegangene Mängel vergessen, denen man im Augenblicke des höchsten Denkens nicht unterlag. Nehmen Sie die Herzen Ihrer Freunde an, bester T*, Sie denken alle, wie ich." —

— „Ich danke Ihnen für diese Versicherung, lieber Graf; aber doch ist für mich auf dieser Erde keine Glückseligkeit mehr." —

„Keine Glückseligkeit mehr? — Seyn Sie gegen diese Erde nicht ungerecht, Marquis. — Ich will es glauben, daß Sie jetzt in ihr etwas vermissen, was für Sie jemals zu vergessen unmöglich ist. Hängen Sie immer, hängen Sie mit ganzer Seele daran. Nur stoßen Sie nicht alles muthwillig zurück, was sich Ihnen zur Freude und zur Aufheiterung darbietet. — Und wenn Sie dann die Menschen nicht mehr lieben, so nehmen Sie zur Natur ihre Zuflucht, legen Sie Gärten an, ziehen Sie sich Lauben auf, pflanzen Sie Blumen, freuen Sie sich darüber. Diese einfachen Kinder unserer allgemeinen Mutter, die so biegsam je-

der Schwärmerey der Einbildungskraft, jeder Laune sich anschmiegen, haben so manchen Kummer erleichtert, so manche Thräne süßer und wollüstiger gemacht."

— „Ach, mein guter Graf, Sie kennen mich nicht." —

„Nun, so verzeihen Sie mir. Mein ist die Schuld nicht, daß ich Sie nicht kenne. Ich fühle in meiner Brust ein Herz das des Vertrauens wohl werth ist. Warum wollen Sie es nicht verstehen?"

— „Ich bin keiner von den schwachen Menschen, die niemanden trauen. Ich liebe Sie. Sie sind ein Mann von Ehre, und mein Freund. Nur an einer Gelegenheit hat es mir bisher gefehlt, Ihnen mich zu entdecken. Hören Sie aber meine Geschichte. Ach ein unglücklicher Schuh ist die einzige Ursach meines Kummers." —

„Ein Schuh?"

— „Ja, hören Sie mich nur ununterbrochen an. Denn unsere Zeit ist beschränkt."

— „Sie wissen, ich brachte eine Zeitlang in Frankreich zu. Mir gefiel dieser gesegnete Erdstrich. Ich sah ihn so fröhlich, als die Stimmung meines Herzens; ich fand mich in seine Lebensweise und nahm seine Sitten an. Es währte nicht lange, so war ich ganz Franzos."

„Im Anfange meines Aufenthaltes erstreckten meine Bekanntschaften sich nicht viel weiter, als auf junge Officiere, Leute von meinem Stande und meinem Handwerke, die eben so aufgeräumt, mit ihrem Vaterlande nicht weniger zufrieden und nicht weniger ausschweifend als ich waren. Ich verzehrte mein Vermögen nach gerade, meine Gesundheit nahm zusehends ab, und ich war am Rande beydes ohne den kleinsten Vortheil unwieder-

bringlich zu verlieren, als ein kleiner Zufall mich, meine Stimmung, und meine Lebensart auf einmal gänzlich veränderte."

„Eines Morgens überrasch' ich einen meiner damaligen Freunde. Er liegt noch im Morgenkleide, sein Frühstück ruhig verzehrend, auf dem Sopha nachlässig hingestreckt. Ich setze mich zu ihm, wir schwatzen, wir lachen, und geben einander tausend Possen zum Besten; auf einmal springt sein Windspiel unter uns hervor, und spielt mit einem Frauenzimmerschuh. Sie kennen, lieber Graf, meine Leidenschaft für kleine Füße, und es mußte einer der kleinsten und niedlichsten seyn, dem dieser Schuh angehören konnte."

„Das erste war, daß ich aufsprang, dem Hunde diesen „Schatz wieder abzujagen; ich betrachte ihn, ich küsse ihn, ich bin in einer närrischen Leidenschaft halb außer mir vor Entzücken, mein Freund will indessen vor Lachen vergehen."

— „Nicht wahr, T*, ein schöner Schuh? Ich habe ihn diese Nacht von einer süßen Kleinen mitgebracht."

„O lüge nicht, Freund; einem Mädchen mit einem solchen Fuße bist du zu schlecht."

— „Was? zu schlecht? — Zum Henker, du hast auch von mir eine sehr kleine Idee. Doch ehrlich gesprochen, magst du nicht ganz Unrecht haben. Ich kenne die Hexe nicht, der er gehört. Gestern Abend gehe ich halbtrunken vor einer offnen Hausthüre vorbey. Es steht ein niedliches Mädchen darin. Natürlich mache ich meine Anträge. Man bückt sich, und ein Schuh, den ich noch heute ganz vernehmlich in meinem Hinterhaupt fühle, ist mein ganzer Bescheid. „Du mußt doch das „Ding als eine Seltenheit aufheben, dachte ich und steckte ihn ein."

— „Ein drolliges Geschichtchen! Aber weißt du das Haus noch?“ —

„O! ich versichere es dir, Marquis. Das werde ich niemals vergessen.“

„Er machte mir hierauf eine so deutliche Beschreibung davon, daß ich unmöglich fehlen konnte; ich nahm lachend den Schuh zu mir, und ging mit dem Vorsatz weg, bey seiner Besitzerinn nun auch einmal mein Heil zu versuchen.“

„Der Abend ließ lange auf sich warten; aber doch kam er endlich. Das Haus war bald gefunden, die Thür stand offen, und das Mädchen darin. Der Schuh gab zur ersten Unterterhaltung Veranlassung, man fand den Fremden artig, einschmeichelnd, wenigstens nicht so zudringlich, als gewisse andre Herren; man nöthigte ihn höflichst, doch näher zu treten, und der artige Fremde fand bald Gelegenheit, seine süßen Wörtchen anzubringen.“

„Luise von B* war ungefähr vierzehn Jahr alt, eine tiefe Brünette, mit funkelnden Augen, mit schwarzem Haar. Ein schon voller Busen, die zarteste Hand, der kleinste wohlgebauteste Fuß von der Welt schienen nur die Verräther von weit mehr bezaubernden Reitzen zu seyn. Sie hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen, und ihr Muthwille machte diesem alle mögliche Ehre. So wie sie war, hätte sie einen Gott glücklich, oder wenigstens vergnügt machen können.“

„Man stellte sich mit mir bald auf einen ganz vertrauten Fuß, ein niedliches Romänchen war geschwind genug ersonnen, und eben so geschwind mir wieder ins Ohr erzählt. Luise war ein Fräulein von angesehener Familie, nur etwas heruntergekommen, nur etwas arm; man besaß zwar einen recht großen Vorrath von Tugend, aber doch noch weit mehr

Bedürfnisse, weit mehr Liebe für mich; man gab Tag für Tag meinen Anträgen mehr nach; und es dauerte so lange nicht mehr, so konnte ich Luisen meinen Freunden als erklärte Geliebte vorstellen."

„Das Mädchen schien für eine jede Lage geboren zu seyn. Eine Zeitlang war sie schon mein, als ich zuerst sah, was für einen Schatz ich an ihr besaß. Der neue Stand, Putz und Freygebigkeit verliehen ihr neue Reitze; Wohlstand und Befriedigung ihrer kleinen Bedürfnisse, eine neue Miene der anmuthigsten Fröhlichkeit; die sonst schwermüthigen Augen füllten sich mit einer ungewöhnlichen Glut, ihre Blicke erhielten für mich eine immer vollere Bedeutung, die zärtlichste Liebe zu mir sprach aus allen ihren Zügen, ach! lieber Graf; ich war glücklich, indem ich glücklich machte. Wir wurden wieder Kinder beysammen; wir verschwatzten, wir vertändelten Monate mit einander, und immer hatten wir uns am Ende derselben noch eben so viel zu sagen, als da wir uns zum erstenmal durch einander glücklich fühlten. Die losesten Spiele und Schelmereyen, die üppigsten Unterhaltungen, Küsse und zärtliches Geschwätz brachten die Stunden in einen reitzenden Fluß. Mein Leben schien einem schönen Traum entwendet, oder doch ihm nachgemahlt zu seyn."

„Jener Schuh, die erste Veranlassung zu unserer Glückseligkeit ward als ein Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt. Nur bey sehr feyerlichen Gelegenheiten kam er zum Vorschein. Und dieß verwünschte Ding zernichtete wieder auf ewig eine Glückseligkeit, die er zuerst hatte schaffen helfen."

„Eines Abends laufe ich noch spät auf ein Kaffeehaus. Die Gesellschaft ist groß, aber alles steht gaffend um einen jungen schönen Officier in fremder Uniform umher, den ich

nicht kannte und auch niemals gesehen hatte. Er zeigt etwas, man bewundert es laut. Die Blicke fallen auf mich, man fängt an zu lachen. Endlich ruft mir einer meiner Bekannten zu: Höre einmal T**, du behauptest ja immer, deine Luise habe den schönsten Fuß von der Welt. Bis jetzt haben wir dir glauben müssen, aber zum Henker, was sagst du zu diesem Schuh?"

„Ich trete näher; ich glaube, der Schlag wird mich rühren. Es ist Luisens, es ist derselbe Schuh, der mir ihr Herz gewann, und den ich sie so sorgfältig aufheben hieß. Vor glühender Wuth verlöschen mir alle Sinne."

„Was ich dazu sage? antwortete ich auffahrend, meine Freunde, daß sein Besitzer ein Schurke ist, der ihn gestohlen hat."

„Mein Herr, erwiederte der Unbekannte sehr kalt und ernst, mein Herr, Sie kennen mich nicht."

„Nein, freylich kenne ich Sie nicht. Auch liegt mir nichts daran, aber ich will es beschwören, daß Sie zu diesem Schuh auf keine rechtmäßige Art gekommen seyn können. Er gehört Luisen von B**.

„Luisen von B**, wiederholte die ganze Versammlung. Ihre Anhänglichkeit, ihre Treue gegen mich war bekannt und erprobt. Meine Freunde und Bekannten liebten mich. Bald wird meine Sache die Sache der ganzen Gesellschaft. Man sieht den Unbekannten verächtlich an. Die meisten kehren ihm den Rücken zu, endlich steht er ganz allein."

„Ganz außer sich vor Zorn hält er hierauf den Schuh in die Höhe und ruft: Wer behauptet es, ich sey zu ihm nicht rechtmäßig gekommen?" Alle aus der Gesellschaft antworteten ganz laut mit einem Ich! Aber er wendet sich zu mir und sagt: „Mein

Herr, Sie waren der erste, der es behauptete, so muß ich mich auch zuerst an Sie halten. Kommen Sie mit mir hinaus!“ “

Welche Wollust für mich! Ich war halb rasend vor Eifersucht, ich knirschte vor Verzweiflung; und nachdem ich mir von einem aus der Gesellschaft einen Degen geliehen hatte, stürzte ich ihm nach. Ich fand einen geübten und kalten Fechter vor mir, er parirte mit Muth und Festigkeit; aber nach einigen Gängen sah ich ihn ermatten, und fing an meine Stöße zu verdoppeln. Er erschrack etwas über meine Hitze, er ließ den Muth sinken und nach einigen Minuten lag er sterbend zu meinen Füßen. Ich riß ihm den Schuh aus der Tasche; er verschied ohne ein Wort zu sagen, unter meinen Händen.

„Hierauf renne ich ganz wütend noch zu Luisen. Ihre Kammerfrauen erschrecken, mich so spät und zerstört, im Nachtkleide zu sehen, und scheinen mich ungern hineinlassen zu wollen. „Sie schläft schon,“ sagen sie. Dieß vermehrt meinen Verdacht, ich dringe hinein, und finde sie wirklich im Bette. Nachdem ich sie heftig aus dem Schlafe aufgeschüttelt habe, werfe ich ihr den blutigen Schuh auf das Bette.“

„ „Da, du Treulose,“ rufe ich aus, „da hast du deinen Schuh wieder; er ist mit dem Blute deines Buhlers erkauft.“ “

„Wer kann Luisens Erstaunen beschreiben! Sie wurde vor Schreck ohnmächtig. Nachdem ich ihre Kammerfrauen gerufen hatte, forderte ich Schreibzeug und Papier, und setze mich ihr gegenüber, ihr mein Testament zu schreiben. Sie hatte sich indeß wieder erhohlt, hatte die Weiber fortgeschickt, sprang aus dem Bette, und näherte sich mir, halbnackend, mit allen ihren unaussprechlichen Reizen, mit dem ganzen Zauber unbefangener Schuldlosigkeit. Man konnte nichts rührenderes sehen.“

„Aber ich verschließe die Augen; ich mache mich taub gegen ihre Bitten, gegen ihr ängstliches Flehen; sie liegt zu meinen Füßen, sie schlingt den schönen, ganz entblößten Arm mir um den Leib, umsonst! — ich höre, ich fühle sie nicht. Selbst ihre Thränen brennen vergeblich auf meinem Gesichte. Die dumpfe Angst in meiner Brust macht mich zur Bildsäule in diesem Augenblick.

„ „Was hast du vor, mein Geliebter,“ rief sie mir unaufhörlich zu, „nur ein einziges Wort gönne mir von Deinen Lippen, was soll dieser blutige Schuh?“ “

„ „Es ist deiner, Luise,“ antwortete ich ihr ganz kalt, „kennst du ihn etwa nicht?“ “

„ „Wohl kenne ich ihn. Aber wie kommt er in deine Hände, wer kann ihn mir genommen haben? Sollte etwa mein Bruder“ “ — —

„ „Elende! zu solchen Künsten, zu solchen erbärmlichen Lügen mußt du dich nun herablassen. Geh hin und frage ihn selbst, oder frage sein Blut an diesem Degen.“ “

„Ich zeigte ihr hierbey hohnlächelnd den Degen. „Ach barmherziger Gott,“ rief sie aus, indem sie niedersank, „ich besinne mich — mein Bruder — mein armer Bruder — Juan, du hast ihn ermordet.“ Sie blieb von diesem Augenblick an leblos liegen.“

„Aber dieß alles rührte mich wenig. Ich hielt es für Kunstgriffe weiblicher Verlegenheit. Ich endige ganz kalt einen Brief, in dem ich von ihr Abschied nehme, und ihr ein Gut schenke, das ich mir in der Nähe von Paris gekauft hatte. Nachdem er unterschrieben und förmlich versiegelt war, legte ich den Schuh oben darauf, stand ganz kalt auf, schritt über sie hinweg, rief ihre

Kammerfrauen, und rannte zur Thüre hinaus. Man kann sich leicht die Nacht vorstellen, welche darauf folgte."

„Kaum war ich einige Stunden in meinem Zimmer, und beschäftigte mich mit den Anstalten zu meiner Abreise, als ein heftiges Pochen am Hause mich aufschreckte. Es ward endlich eröffnet, etwas polterte die Treppe herauf, meine Thür ward aufgerissen, S**, mein vertrautester Freund stürzte herein."

„ „Um Gotteswillen," rief er mir entgegen, „um Gotteswillen, was hast du gemacht! Es ist Luisens Bruder, den du erstochen hast. Sein Vater ist schon in der Stadt. Du hast keine Viertelstunde mehr Zeit, dich zu retten. Unten steht ein Wagen; eile zum Thore hinaus. Das andere überlaß mir."

„Er ergriff mich hierauf, warf mich in den Wagen, umarmte mich mit thränenden Augen, die Pferde eilten davon, und in zwey Stunden war ich in Sicherheit."

„Als sich aber meine Betäubung verlohr, so fing meine Verzweiflung an; niemals hatte ich Luisen so inbrünstig geliebt, als jetzt, da sie unschuldig litt, da ich sie ihres Bruders beraubt hatte, da sie mich hassen, da sie mich verabscheuen mußte. Die schrecklichste Angst ward bald Herr über meine Klugheit; ich borgte mir Bauernkleider, verstellte mein Gesicht, und trat gegen Mittag den Weg zur Stadt an. Es war nicht anders, noch ein einzigesmal mußte ich sie sehn.

„Nach Mittag langte ich endlich halbtodt in dem Hause an, das sie bewohnt hatte. Die Thüre desselben stand ganz frey offen und ich wagte mich hinein. Aber keine lebendige Seele läßt sich sehen, kein Laut läßt sich hören, das ganze Haus ist ausgestorben und öde. Als ich endlich in ihr Schlafzimmer trete, erblicke ich den geliehenen, blutigen Degen noch auf der Erde, und mein schönes Testament auf dem Tische in kleine Stücke zerrissen."

„Bald sah ich auch an der Leere ihrer übrigen Zimmer, daß sie ihre Wohnung verändert haben mußte; die heilige Justiz zog schon unter großem Jubel des Volkes die Straße herauf, um wahrscheinlich von der verlassenen Wohnung Besitz zu nehmen; kaum hatte ich noch Zeit genug, durch eine Hinterthür mich in Sicherheit zu setzen.“

„Seit dieser unglücklichen Zeit, bester Graf, sah' ich sie niemals wieder; acht Jahre hindurch habe ich sie in allen Theilen der Welt vergeblich gesucht. Ich fand hierauf meine Gemahlin, ich liebte sie damals, weil sie mit Luisen die auffallendste Aehnlichkeit hatte, und hasse sie nun aus dem nehmlichen Grunde, weil sie mich an meinen Verlust unaufhörlich erinnert.“

Hier schloß der arme Marquis seine traurige Geschichte mit einem Thränenstrom, zog mich hierauf von unserm Rasensitz auf, legte meine Hand unter seinen Arm, und führte mich zur Gesellschaft zurück. Man hatte schon auf uns gewartet, und empfieng uns mit einem Freudengeschrey. Der Marquis war auch diesen Abend über etwas erleichtert, und ward selbst ausschweifend lustig. Alles nahm einen eben so ausgelassenen Antheil daran. Die Marquise winkte mir freundlich mit den Augen, und ich antwortete ihr bedeutend.

Wirklich schien sich der Kummer meines Freundes seit dem Tage seiner Offenherzigkeit eher zu mindern, als zu vermehren. Denn da ich nun wußte, was ihm fehlte, so untergrub ich seine Anwandlungen von Laune immer noch vor ihrem Ausbruch. Ich tröstete ihn selbst mit dem Versprechen, wenn er nun nicht bald von seiner Geliebten hörte, ihrentwegen eine Reise durch Frankreich zu machen. Nachrichten hatte er von ihr durch eine unbekannte Hand erhalten. Sie war seit nicht langer Zeit verheyra-

thet, und lebte glücklich mit ihrem Gemahl. Wo dieß aber sey, davon wußte er kein Wort.

Desto mehr hatte ich aber auf der andern Seite mit der Marquise zu thun. So wie diese mich in dem Besitz des Geheimnisses sah, brannte sie vor Begierde, es ebenfalls zu erfahren. Lange widerstand ich ihren kleinen schlauen Künsten, aber in einer schwachen Sekunde überwältigte sie mich endlich, ich gab nach und entdeckte es ihr.

Es verfloß eine beträchtliche Zeit, ehe in unserer Lage und in unserer Laune etwas sich änderte. Gegen den Herbst fiel der Geburtstag des Marquis, und alle seine Freunde machten insgeheim Zurüstungen, ihn mit Vergnügen zu feyern. Kleine Lustbarkeiten, ländliche Freuden, Spatzierfahrten und Bälle waren lange im Voraus beredet, und die ganze Gegend freute sich darauf, als auf ein allgemeines Fest.

Endlich kam er. Ich ging ganz früh zu ihm aufs Zimmer, um ihn zuerst und im Bette mit meinem Glückwunsch und einem kleinen Geschenk zu überraschen. Er war aber schon auf, und saß, schwermüthig in sich selbst versunken, auf seinem Sopha. Ich sprach ihm Trost zu und suchte ihn nach Möglichkeit zu erheitern, als sich die Thür eröffnete und seine Gemahlinn hereintrat.

Sie war reizender als jemals, aber man sah es ihr im ersten Augenblick an, daß sie etwas bedenkliches vorhatte. Ihr Haar hing noch in liebenswürdiger Unordnung über das holde Gesichtchen, in ihrem Blick stralte eine belohnende Glückseligkeit, ein zärtliches Gefühl aus jeder regen Miene. Nur war sie etwas blässer als sonst und zitterte. Unter dem rechten Arme trug sie ein kleines Körbchen, mit einem Tuche verdeckt.

Sie kniete vor ihrem Gemahle nieder, und reichte ihm das Körbchen hin: „Hier hast du ein kleines Geschenk, mein Geliebter. Wirst du mir es verzeihen?“ —

Er küßte sie auf die Stirne und nahm ihr das Körbchen aus der Hand. Das Tuch ward aufgedeckt. Ich sah ihn blaß und lautaufschreyend zurückfahren. Es lag ein blutiger Schuh darin.

Seine Gemahlin riß sich das Busentuch auf. „Kennst du dies Zeichen?“ rief sie zitternd aus, indem sie auf ein Maal an ihrer linken Brust wies. — Und es war Luise, die ihm an den Busen sank.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Auch ein Wort über Priesterehe und Cälibat.

Die Zeit nähert sich mit starken Schritten, wo eins der härtesten und unnatürlichsten Gesetze, das die Menschheit Jahrhunderte lang drückte, den Weg aller Gesetze, die sich nicht auf Natur und Wahrheit gründen, gehen wird. Zu dem, was Pius der Zweyte schon glaubte: „daß der Cälibat ehedem aus guten Gründen eingeführt sey, nun aber aus noch bessern wieder aufgehoben werden müßte," hat man in dem kleinen Zeitraum von dreyhundert Jahren, von Ihm bis auf Pius den Sechsten, noch einige Gründe mehr gefunden; und das, was man auf der Tridentinischen Kirchenversammlung schon laut sagte: „daß die ganze Erfindung bloß Rom's Interesse zum Grunde habe," hat man die zweyhundert Jahre, die seitdem verflossen sind, wo möglich, noch immer deutlicher einzusehen Gelegenheit genug gehabt. Den letzten entscheidenden Ausschlag in der Sache, ohne Rücksicht auf politischen Gewinn oder Verlust, muß nothwendig die Kenntniß der Natur und des Menschen geben, so wie wir sie der Aufklärung unsers Jahrhunderts zu danken haben.

In Deutschland scheint indeß allerdings, nächst Italien, die wirkliche Ausführung der Sache den meisten Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; und vielleicht in Deutschland sogar mehrern und größern, als in Italien selbst. Denn das ganze übrige Italien kann ohne Schwierigkeit, so bald die Gemüther der Geistlichkeit und des Volks nur hinlänglich dazu vorbereitet sind, jedes einzelne Land die Sache einführen, und dabey dem Kirchenstaat die vollkommenste und unabhängigste Freyheit lassen, welche Partey er für sich selbst ergreifen will. — In Deutschland hingegen sind die Verhältnisse der höhern Geistlichkeit etwas so Eigenthümliches und Einziges in seiner Art, daß weder sie nach andern Ländern, noch andre Länder nach ihnen beurtheilt werden können. Und welche Menge von Rücksichten, Collisionen, Verbindungen ꝛc. kommen hier nicht gleich dem, der darüber nachzudenken anfängt, entgegen! Es ist der Gordische Knoten, der nicht aufgelöst, sondern zerhauen seyn will; und das Zerhauen, wenn man's auch Macht hätte, frommt nicht allemal. Wo soll also die Hülfe herkommen? Wo soll der Anfang, wo das Ende seyn?

Und dennoch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Opinionum commenta pereunt, naturae veritas manet, bleibt selbst auch eine ewige Wahrheit. Die vereinigte Bemühung so vieler Wahrheitsforscher, und Menschenfreunde, und Menschenkenner, sonderlich in der katholischen Kirche selbst, wird über lang oder kurz, (das Vollkommnere kann aber nicht mehr fern seyn,) den rechten Punkt finden, wo die Sache angefangen werden muß. Die Hülfe muß aber von innen, nicht von außen her kommen. Es ist daher, auch für protestantische Leser, die an allem, was Menschen angeht, Theil nehmen, äußerst interessant, zu sehn, wie denkende Männer der Partey selbst von der Sache

reden, welche Hoffnungen sie haben, welche Schwierigkeiten sie fürchten, welche Gründe sie brauchen, welche Vorschläge sie thun, u. s. w. Folgende vortreffliche Abhandlung darüber, aus der Schrift eines der würdigsten katholischen Geistlichen, wo sie aber gewiß neun Zehntheile der Leser unsrer Monatsschrift nie zu Gesicht bekommen würden, kann ihnen eben so wohl, als die Gedanken im letzten Stück des Deutschen Merkurs zu einer Vorbereitung auf die neulich darüber aufgegebene Preisfrage dienen.

d. H.

„Der Pabst Siricius Innocentius der Erste und andere mehr *) haben den Cälibat vorzüglich unter dem Vorwand einer besondern Reinigkeit, womit die Priester des Herrn geschmückt seyn sollten, eingeführt."

„Allein es läßt sich weder aus der Natur der Sache, noch aus der Erfahrung beweisen, daß die Priester durch den Cälibat reiner vor Gott werden oder jemals geworden sind.

„Das Beyspiel der levitischen Priester paßt gar nicht hierher. Wenn sich diese, so lange sie im Tempel dienten, von ihren Weibern enthielten, so dürfen wir nicht glauben, daß sie dadurch mehr als eine gesetzliche oder äusserliche Reinigkeit erhielten **).

*) C. proposuisti. Dist. 82. C. plurimos. Dist. ead.

**) Siricius und Innocentius haben nicht einmal das, was sie von den levitischen Priestern sagen, richtig vorgestellt. Ich will mich aber nicht dabey aufhalten, sondern zum Behuf derer, die sich etwa von den levitischen Unreinigkeiten keine deutlichen Begriffe machen, aus Michaelis mosaischem Recht, 4 Theil, §. 207. einige Sätze ausziehn.

1.) Unrein werden Personen im mosaischen Gesetz genannt, deren Berührung oder gar Umgang andere Leute fliehen mußten, wenn sie nicht selbst unrein, d. i. vom Umgang ausgeschlossen werden wollten,

„Mußten sich die Juden nicht überhaupt von manchen Dingen enthalten, die ihnen das mosaische Gesetz als unrein erklärt hatte, die es aber für uns ganz und gar nicht sind? Es ist lächerlich, wenn man von dem, was im alten Bunde, aus besondern Gründen der Politik, der Gesundheit, u. s. w. für die Juden unrein war, auf das, was den Christen, den Anbetern Gottes im Geist und in der Wahrheit, nach den aufgeklärten Grundsätzen des Evangeliums unrein seyn muß, einen Schluß machen will.

„In der That, wie konnte man glauben, daß das Herz eines Priesters durch die reine Liebe eines Weibes verunreinigt werde? oder, daß die Tugend, der Religionseifer, die Menschenliebe der Priester gewinnen würde, wenn diese gegen alle ununterdrückbaren Gefühle des Geschlechtstriebes, gegen alle natürlichen Neigungen zu einer liebenswürdigen Gehülfin lebenslänglich kämpfen und ringen sollten? Gehören denn die Priester nicht zu eben der Gattung, von welcher die Schrift sagt: Er schuf sie, ein Männlein und ein Weiblein? *) Und kann eine

und die sich dabey des Ortes des Gottesdienstes und der Opfermahlzeiten unter harter Strafe enthalten sollten."

2.) „Dauer und Grad der Unreinigkeit waren verschieden. Einige konnten durch gewisse Ceremonien sogleich mit Sonnenuntergang wieder rein werden; bey andern aber ging diese erst acht Tage nach der Aufhörung der physikalischen Ursach ihrer Unreinigkeit an.'

3.) „Unrein zu werden, oder auch sich wissentlich zu verunreinigen, war nicht strafbar. Der Arzt z. B. der einen mit gewissen Krankheiten Behafteten kurirte, ward durch dessen Anrührung unrein. Wer einen Todten begrub, ward auf sieben Tage unrein; und doch sollte dieß geschehen, ja es war sogar ein Endzweck der Verordnung von Unreinigkeiten, die Israeliten zum Begraben zu zwingen.'

4.) §. 214. „Jede, die eheliche Vereinigung nicht ausgenommen, verunreinigte auf eben die Weise bis an den Abend beyde Theile. 3. B. Mos. 15, 18.

*) 1. B. Mos. 5, 2.

Empfindung, die der Schöpfer selbst in die Natur der Priester wie der Laien gelegt hat, unrein seyn oder unrein machen, oder mit dem, was die Menschennatur veredelt, im Widerspruch stehn?

„Mir scheint es vielmehr, daß unter zwey jungen Priestern von gleich edler Anlage, gleich gutem Herzen und gleichem Bestreben nach Tugend, gewiß derjenige an Triebfedern zum Guten, an Wärme menschlicher Gefühle gewinne, der — — ein ihm ähnliches Weib liebt.

„Der Urheber der Natur hat uns diese Liebe nicht umsonst ins Herz gelegt! Sie ist die Sonne, woran die Früchte des Mannes reifen! Sie hilft jeden tief verborgnen Keim des Guten in uns entwickeln; und der Unglückliche, dem das Gesetz auferlegt, vor dieser allerwärmenden Sonne, wie vor dem Tageslicht zu fliehen, muß nicht nur auf das schönste Vergnügen dieses Lebens, er muß auch auf eine große Triebfeder seiner gesellschaftlichen Vervollkommnung Verzicht thun.

„Man sage nur nicht, daß sich der unverehlichte Priester seinem Beruf ungestörter und mit mehr Aufopferung der Zeit und Kräfte, als ein Verehlichter, widmen könne!

„Wenn das vielleicht für den Zeitpunkt der Apostel wahr ist, wo das Christenthum anfing, wo es mit Mühe ausgebreitet, und gegen ungeheure Hindernisse unterstützt werden mußte, wie kann man diese Sprache noch jetzt führen, wo das Amt der Priester ein ganz gewöhnliches, mit bestimmten und gewiß nicht übertriebnen Pflichten verknüpftes Amt, so wie das Amt jedes andern Staatsbeamten, geworden ist? Man hat bisher noch nicht wahrgenommen, daß die verehelichten Prediger der Protestanten weniger im Stande wären, ihren Berufsgeschäften nachzukommen, als unsere katholischen Priester. Die

Geschichte hat uns auch niemals gesagt, daß die deutschen Priester, welche Gregor der Siebente und in seinem Namen der Erzbischof Sifrid von Mainz *) zwang, ihre Weiber und Konkubinen zu verlassen, bessere und fleissigere Arbeiter im Weinberg des Herrn geworden sind. Wenn die Päbste und andere hohe Kirchenvorsteher im Ernst darauf gedacht haben, die Geistlichkeit ganz von der Welt abzuziehen; wenn es ihnen unmöglich schien, mit dem Dienst des Worts noch andre häusliche und eheliche Pflichten zu verbinden: warum haben sie sich selbst in so unermeßlich viele und große Geschäfte dieser Welt eingelassen? Hat denn ein Bischoff weniger als ein Dorfpfarrer zu thun? Sind Reichthum, weltliche Fürstenthümer, Hofleben, bürgerliche Gerichtsbarkeiten u. s. w. nicht auch Hindernisse des priesterlichen Amtes? Nicht größere Hindernisse, als der Ehestand?

„Allein die höhere Geistlichkeit hat alle jene Dinge in den rohen Jahrhunderten mit Begierde ergriffen. Und den Priestern, die bey ihrem geringen Einkommen so viele und tägliche Pflichten auszuüben haben, ist es nicht einmal vergönnt, das einzige und zugleich unschuldigste, edelste Vergnügen zu genießen, das ist, in dem Zirkel einer vertraulichen Familie von ihrem Tagewerk auszuruhen; ein Vergnügen, für welches sich die höhere Geistlichkeit, öfters bey geringern Arbeiten, mit mancherley Zerstreuungen, die der Reichthum begünstigt, und nicht selten so gar mit wahren Ausschweifungen schadlos gehalten hat!

„So wenig sich nun das Gebot des kirchlichen Cälibats aus innerlichen, von der Religion selbst hergeleiteten Gründen recht-

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. B. 5. S. 370. Mannh. Ausgabe 1783.

fertigen läßt, eben so wenig läßt sich aus der Erfahrung dafür sagen.

„Ich bin hier weit entfernt, zu behaupten, daß so viel redliche Priester der vorigen und jetzigen Zeit pflichtwidrig gelebt, daß sie insgeheim oder öffentlich ein schändliches Leben geführt, den Cälibat verletzt haben, u. s. w. Nein, wer die Mitglieder der katholischen Geistlichkeit in der Nähe kennen gelernt hat, muß aufrichtig gestehn, daß sehr viel würdige Männer, die ihrem Beruf überhaupt Ehre machten, auch in Rücksicht auf das Gebot des Cälibats einen gewissenhaften Gehorsam beobachtet, und ihre menschlichsten Neigungen dem Wohl der Kirche und der Ehre ihres Standes zum Opfer gebracht haben.

„Allein ich glaube, daß diese Edeln auch im Ehestande rein und erbaulich gelebt, und an der Seite ihrer Gattinnen eben so viele Religionsfrüchte in ihren Gemeinen, wie die vortreflichsten protestantischen Prediger, hervorgebracht haben würden. Hingegen welchen Ersatz hat wol unsere Kirche für so viele Skandale aufzuweisen, die der Cälibat durch alle Jahrhunderte im höhern wie im niedern Klerus veranlaßt hat? Skandale, die nicht immer von schlechten und verdorbenen Seelen gegeben wurden, sondern die gerade das Eigenthümliche haben, daß selbst die edelsten, zärtlichsten und menschlichsten Seelen die Urheber davon seyn konnten?

„Ach! sie würden vielleicht Muster ihres Standes an Einsicht und Berufstreue geworden seyn, wenn man sie von der Pflicht, Engel zu werden, (die der menschlichen Natur so wenig angemessen ist,) losgesprochen, und ihnen erlaubt hätte, Menschen zu bleiben, aber würdige Menschen zu werden.

„Ich will mich hier nicht in eine weitläuftige Schilderung dieser Skandale einlassen; nicht das Ungeheuer entwickeln, das schon in dem ersten Plan des Cälibats liegt; nicht die schrecklichen Folgen herzählen, die gewiß bey einem Gebot nicht ausbleiben werden, welches einen ganzen, aus unzählbaren Gliedern zusammengesetzten Stand, welches die Priester nicht nur eines Landes sondern mehr als eines ganzen Welttheils, Leute von so verschiedenen Bedürfnissen, Lagen und Temperamenten zu einer Enthaltsamkeit auffordert, gegen welche sich die menschliche Natur, und gerade die bestorganisirte, die gebildetste, am meisten empört! Aber dieß, denke ich, verdient bemerkt zu werden, daß unser Fortschreiten in der Aufklärung, unsere neuere Erziehung, selbst noch weit schrecklichere Skandale dieser Art für die Zukunft befürchten läßt, und daß daher die Fürsten, deren theuerste Pflicht es ist, für die Religion und ihre Wirksamkeit aufs Volk zu sorgen, niemals mehr als jetzt berechtigt und verbunden waren, ein Joch von den Geistlichen abzunehmen, das ihnen wohl nie hätte aufgebürdet werden sollen.

„Ehemals war doch unsere ganze mönchische Priestererziehung darauf angelegt, würdige Cälibatäre zu bilden; wir hörten von Jugend auf nur von menschlichen Engeln sprechen; man erschöpfte alle Bilder der Reinigkeit im Himmel und auf Erden, und verschönerte damit den Cälibat, um unsere Einbildungskraft zu erhitzen, und ihren Flug zu dieser nur wenigen erreichbaren Höhe der Enthaltsamkeit zu begeistern. Unsere marianischen Versammlungen waren die Quellen dieser Begeisterung. Hier lehrte man uns vergessen, daß wir Menschen sind, und dieses Vergessen dauerte dann in dem unerfahrnen Herzen des Jünglings wenigstens so lange, bis man gefesselt war, und vergeblich seufzte. Hier flößte man uns

Verachtung, und öfters so gar Haß gegen die schönere Hälfte unsers Geschlechts ein. Hier berauschte man uns mit dem heiligen Stolze, Sieger, nicht über unsere Ausschweifungen, sondern selbst über unsere unschuldigsten Gefühle zu werden. Hier wurden Bilder, Beyspiele, Worte, alles auf die einzige Absicht concentrit, den Cälibat nicht nur erträglich, sondern auch liebenswürdig zu machen, ihn nicht nur als eine Pflicht, sondern als eine Vollkommenheit der Geistlichen zu schildern. Alle unsere Lesereyen stimmten damit überein. Die Lebensbeschreibungen der Heiligen, die vitae patrum in Eremo, die leges marianae, die Corona mariana, die via viri in adolescentia, und ähnliche Bücher wurden mit einer größern Begeisterung verschlungen, als jetzt die Romane, durch die sie verdrängt wurden. Welche unvertilgbare Eindrücke der Achtung für den Cälibat, welche unglaubliche Neigung zur Ehelosigkeit ließen sie nicht in der weichen, allen Eindrücken geöffneten Seele des Jünglings zurück! — Hiezu kam noch, daß man uns sorgfältig von allem weiblichen Umgang entfernte, um eine ewige Kluft zwischen ihnen und uns zu befestigen, es als Merkmal der ewigen Gnadenwahl, der Prädestination erklärte, wenn der Jüngling selbst dem verdachtlosesten Gespräch mit Frauenzimmern, selbst dem entbehrlichen Umgange mit dem schönen Theil seiner Familie, entsagte.

„Diese Eindrücke, Gemälde und Grundsätze entflammten tausend edle Jünglinge und trieben sie haufenweise, die einen in Klöster der Mönche, die andern in die Pflanzhäuser des Weltpriesterstandes. Oft nährte sich das getäuschte, aber zufriedene Herz lebenslänglich damit, und dieß war sogar das Schicksal der treflichsten Männer.

„Oefters fiel zwar dieser jugendliche Zauber vom Auge hinweg; indessen fand das redliche Herz in sich selbst neue Quellen der Stärke und des Trostes, und hielt mit bewunderns-würdiger Ruhe in einem Zustand aus, den es vielleicht insgeheim als unnatürlich verabscheute.

„Oft überraschte selbst den Edeln eine verzeihliche Schwachheit; bey minder Edeln ging Schwachheit in Ausschweifung über, und vermehrte die Aergernisse, die besonders bey der höhern Geistlichkeit allezeit häufiger und zugleich auffallender waren.

„So war unsere ehemalige Erziehung beschaffen! Ich tadle die Männer nicht, die uns dieselbe gaben. Wir haben auch Gutes von ihnen gelernt, und wenn sie uns Vorurtheile eingeflößt haben, so muß man bedenken, daß diese Vorurtheile älter als sie selbst waren. Ich will nicht einmal jene Versammlungen durchaus tadeln, wo uns diese Begriffe eingepflanzt wurden; mancher Jüngling hat hier auch die Grundsätze der wahren Tugend und die Quellen seiner Beruhigung fürs ganze Leben geschöpft. Es giebt wenig Anstalten, die nicht auch ihre gute Seite hätten.

„Aber nun vergleiche man einmal unsere jetzige mit jener erstern beynahe überall verabschiedeten Erziehung, und beherzige dann die Folgen, die sie früh oder spät in Rücksicht auf den Cälibat nach sich ziehen muß und gewiß nach sich ziehen wird.

„Auf einer Seite hört man auf, die unerfahrnen Jünglinge durch glänzende, aber ungegründete Vorzüge des Cälibats zu täuschen. Man stellt ihn nicht mehr als die erhabenste Stufe der Tugend vor, zu welcher die Religion führt; die blühende Einbildungskraft wird nicht mehr durch gekünstelte

Bilder und Beyspiele einer himmlischen Reinigkeit, nicht mehr durch erträumte Engelsgesellschaften und Chöre ewiger Jungfrauen erhitzt. Man hat den Geschmack an diesen süßen schwärmenden Lesereyen verloren, die uns ehemals in das Paradies der Einsiedler hinüberwiegten, die uns mit den Schönheiten des Himmels sinnlich unterhielten, um uns Ekel vor irrdischen Schönheiten einzuflößen.

„Unverdorbene Jünglinge besuchen jetzt die Gesellschaften würdiger Frauenzimmer, als eine Schule der Sitten und des Wohlstandes; man prägt ihnen früh den Grundsatz ein, daß der Umgang mit dem schönen Geschlecht zur Bildung des Jünglings unentbehrlich sey; man erlaubt ihnen das Lesen schöner und witziger Schriften, die den Geschmack und das Herz bilden, und ihre jugendlichen Empfindungen verfeinern sollen. Da diese Schriften den Jüngling mit der schönen Natur bekannt und vertraut machen sollen, so müssen sie auch, was das Schönste in der Natur ist, das Weib, in jener Schönheit und Vollkommenheit schildern, die bald Neigungen und Sympathie in dem gefühlvollen Herzen des Jünglings erweckt. Kurz, so wie jetzt unsere Erziehung überhaupt gleichsam das Gegentheil der ehemaligen ist, so ist sie es vorzüglich in Rücksicht auf die Grundsätze, die man der Jugend über das schöne Geschlecht mittheilt.

„Aus dieser so gebildeten, so erzogenen Jugend werden schon jetzt, und noch mehr künftig unsere Priester gewählt. Welch ein empörender Gedanke, wenn sie nun ihren Lebensunterhalt nicht anders verdienen, wenn sie der bürgerlichen Gesellschaft nicht anders nützlich werden können, als indem sie freywillig den edelsten Neigungen und Gefühlen entsagen, die aus ihrer Natur selbst hervorquellen, und die man durch

Er-

Erziehung noch zu erhöhen und zu veredeln gesucht hat! Nun sollen sie allen Schriften des Geschmacks, nun sollen sie unsern erhabensten und gefühlvollsten Dichtern und Naturschilderern entsagen, oder sie müssen bey einem Gebot verzweifeln, das sich mit dieser schönen und nützlichen Lektüre unmöglich in die Länge vereinbaren läßt; nun soll für sie ein ewiger Kampf gegen das, was ihnen die Erziehung als edel, als gut geschildert hat, anfangen! Sie sollen zwar ewig unter Weibern und Kindern umherwandeln, aber mit jansenistischer Eingezogenheit eine Enthaltsamkeit erkünsteln, zu welcher sie im Grunde weder Kraft noch Willen genug haben. Wohin sich bey diesem Kampf der Sieg neigen werde, läßt sich errathen aber dieser Sieg, der ohne den Cälibat das Leben verschönern, und die Sitten rein erhalten würde, muß, so lange dieser dauert, eine Quelle der Unordnung und unnatürlichen Zerstörungen unter den Geistlichen werden. Dieß ist eine nothwendige Folge der jetzigen Aufklärung! Ich sage dieß nicht, um sie zu tadeln oder verhaßt zu machen, sondern auf dasjenige hinzuweisen, was geschehen muß, wenn sie unschädlich, wenn sie für die bürgerliche Gesellschaft wohlthätig seyn soll. Es wäre eine Grausamkeit der Fürsten, wenn sie das Gute nur halb wollten; wenn sie durch Aufklärung Neigungen als unschädlich und edel erklärten, und durch Beybehaltung unaufgeklärter Anstalten die unschuldige Befriedigung dieser Neigungen unmöglich machten.

„Entweder keine Aufklärung, oder Gesetze, die sich zu aufgeklärten Begriffen schicken! Wenn der Priester ewig zum Cälibat verurtheilt bleiben soll, warum ließ man ihm nicht seine süßen Täuschungen, die ihn seinen Verlust wenigstens nicht fühlen ließen? Warum giebt man ihm ein Licht,

das ihn von seiner unnatürlichen Lage überzeugt, und keine Hoffnung, jemals daraus befreyt zu werden? Wem fallen die Ausschweifungen zur Last, in die ihn die Verzweiflung stürzen wird, als demjenigen, der seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens vervollkommnete? Doch! ich bin überzeugt, daß unsere Fürsten ihre Pflicht in diesem Stück erkennen werden, und daß vielleicht nur politische Gründe sie bisher hinderten, der Kirche eine Wohlthat zu erweisen, die nur von ihnen, als Schutzherrn der Kirche, erwartet werden kann.

Selbst unsere Erzbischöfe denken aufgeklärt genug hierüber, und sie werden dem Fürsten gern die Hände bieten, um gemeinschaftlich ein Werk auszuführen, wozu sie eine gemeinschaftliche Pflicht auffordert.

IX.

Anekdoten

aus einem alten Kirchenbuch.

In dem Kirchenbuch von Hakeborn im Magdeburgischen findet sich, bey dem Jahr 1679 und bey einigen andern Jahren, folgende Rubrik:

„Einem Schulknaben, welcher diesen Sommer die „Schlafenden in der Kirche aufgeweckt, zu ein paar „Schuhen 12 ggr.“

Bey Annäherung unsers Jahrhunderts verliert sich allmählich diese Rubrik. Dieß veranlaßt ganz natürlich folgende Fragen, auf deren Beantwortung vielleicht eine Akademie des folgenden Jahrhunderts einen Preis setzt: Finden sich in mehreren Kirchenbüchern dergleichen Erweckungsmittel der Andacht? Waren die aufgeführten Schuhe das Instrument oder die Belohnung des Aufweckens? Fand man bey Annäherung des achtzehnten Jahrhunderts dieß Erweckungsmittel nicht mehr hinlänglich, oder schliefen die Leute nicht mehr so viel? u. s. w.

Sonst enthält dieß alte Kirchenbuch, so wie unstreitig viele andere, noch manche Stellen, die zu wichtigen Betrachtungen über Veränderung der Sitten, u. s. w. Veranlassung geben. Z. B.

„1675, als der Herr Pfarr mitt einem Wagen nachher „Halberstadt gewesen und den Trunk zur Introduktion ge„holet, hat Er mitt dem Fuhrmann verzehret 2 ggr.“

Auch findet man eine außerordentliche Menge von fahrenden Studiosis, (in dem einen Jahr 22) die sich bey dieser nicht reichen Kirche ein Viatikum erbeten haben, denen respective 4 ₰ 6 ₰, 9 ₰, 1 ggr. gereicht worden; auch ist ein armer Scribent aus Helmstedt mit 1 ggr. erfreut.

N.

Deutsche Monatsschrift.

1792. Februar.

I.

Ueber die Muße.

Ὅσιον τι ἡ σχολή.

Unter Muße verstehe ich die Lage eines Menschen, in welcher es ihm frey steht, sein Gemüth mit demjenigen Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm am besten gefällt.

Die Hauptsache bey derselben ist also, die innere Freyheit des Geistes in Absicht der Richtung seiner Aufmerksamkeit, und des Gebrauchs seiner Kräfte überhaupt.

Der Muße stehen zwey verschiedene Lebensarten entgegen: das geschäftige, und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebene und befohlne Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freyen Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße, als der Taglöhner oder Handwerksgeselle, der für sein Brod arbeitet. Beyde stehn unter einem Herrn; beyde sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußre Möglichkeit einer freywilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kömmt auf die Stärke des freyen Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frey athmen lassen, sind dem andern ein Spiel, und hindern ihn nicht sein Nachdenken über andre Gegenstände auszubreiten, gesetzt auch daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eignen Zeitraum zu widmen. Der eine wird, durch den Rausch zu vieler gesellschaftlichen Ergötzungen, trunken, und vergißt sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der andre lebt in eben dem Geräusch, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreyheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. — Es ist daher, das arbeitsame und das zerstreute Leben, von sehr verschiednem Einflusse auf verschiedne Menschen. Die schwachen werden durch das erste bloße Routiniers, durch das andre leichtsinnig, leer oder ausschweifend. Die starken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungner Objekte, es mögen ernsthafte oder ergötzende seyn, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellectuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte: so ist es allerdings etwas wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frey zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch

durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußre Losspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten, und edlen Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eignen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unablässig beschäftigt ist; dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas heiliges; ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit aus eigner Wahl ist ein zweyter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet seyn kann, weil keine äußre Störung sie abruft: dann kann sie den Menschen hoch erheben, und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommnen Menschen, der noch auf den ersten Stufen seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bey allen Menschen, äußre Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt sich zu äußern: so müssen bey den meisten Menschen, aufgegebne Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe sie, sich selbst überlassen, zur Vervollkommnung des Menschen selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halb gebildete Geist verlangt wenigstens einen ihm von andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines Anstoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs gegeben werden können. Es sind nur die auserwählten

Menschen, die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frey sind.

Die taumelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile, und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit, und das sichre, obgleich langsame Gelangen zum Ziele unterscheidet die zweyte.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht als auf dem Lande: mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit der Kultur der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte, und der Zerstreuungen: das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freyheit, und der selbst gewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen bieten dem geschäftlosen Manne, eine immer bereitliegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitsstoff, für den, welcher sie entweder in ihrer verborgnen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich, durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welcher glücklicher Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Universums, geschmückt mit allen Reitzen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung

desselben, über seine empfindende und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt. — Nie wird mir das Alterthum und die Geschichte interessanter, als wenn die gemeinschaftlichen Objecte, welche alle Generationen gesehn, und die gemeinschaftlichen Freuden, welche alle genossen haben, mir eben jetzt gegenwärtig sind, und Sinne und Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit sahen diese Sonne und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen, Gerüchen, als ich, ergötzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott, und die Zukunft auf welche mein Nachdenken gerichtet ist: was führt mich mehr in sie hinein, was unterstützt das Bestreben der Vernunft über die Sinnlichkeit emporzusteigen durch mehr analoge Empfindungen, als die in die Augen fallende Harmonie von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere. Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken und der Faden der Untersuchung abreißt: gleich sind sinnliche Gegenstände bey der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Littera-

tur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studiren selbst dem, welcher sich unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt dem Menschen die äußern Gestalten, und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genusse von beyden, kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bey sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich einigen Personen wohlzuthun, und andern Dienste zu leisten: o dann kann er bey dieser ländlichen Muße so thätig und so glücklich seyn, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

Garve.

II.

Woher kommt es,

daß die Jugend bey dem Religionsunterricht nicht selten weniger Aufmerksamkeit und Theilnehmung beweißt, als bey den andern Theilen des Unterrichts? *)

Es ist eine Bemerkung, die man bey näherer Beobachtung der Schulen öfters zu machen Gelegenheit hat: daß Kinder, welche bey dem Lesen und Erklären ihres Schulbuchs, oder bey der Geographie und Naturgeschichte, oder bey den Uebungen in der Orthographie, im Rechnen ꝛc. ziemlich aufmerksam und mit diesen Gegenständen wirklich beschäftigt sind, bey dem Religionsunterricht nicht selten mit einer sichtbaren Unthätigkeit und Abwesenheit des Geistes da sitzen; welches denn bald allerley Störungen zur Folge hat, so daß Anmahnungen zur Achtsamkeit und wiederholte Verweise von Seiten des Lehrers gerade in den Religionsstunden am meisten vorfallen. Und dieß zeigt sich nicht allein in den ganz schlechten Schulen, wie man vielleicht denken sollte, sondern oft auch in

*) Bemerkungen, von einem praktischen Erzieher, hauptsächlich bey Schulbesuchen auf dem Lande. d. H.

solchen, wo die Lehrer wirklich bemüht sind, ihre Pflicht zu erfüllen, und wo es ihnen bey andern Theilen des Unterrichts auch gelingt, ihre Untergebenen zum Aufmerken und Mitdenken zu gewöhnen und ihnen allerley nützliche Kenntnisse mitzutheilen. *)

Häufige Erfahrungen dieser Art haben mich bewogen, über diesen Gegenstand eine nähere Betrachtung anzustellen, um die Ursachen desselben zu entdecken. Und diese Betrachtung lege ich hier zur weitern Prüfung vor; vielleicht daß sie so glücklich ist, Männern in die Hände zu fallen, denen ihr Beruf auf die Verminderung jenes Uebels, einen eben so wirksamen als wohlthätigen Einfluß darbietet.

Die Ursachen der mindern Aufmerksamkeit und Theilnehmung der Jugend am Religionsunterricht sind, so viel ich habe sehen können, hauptsächlich von dreyerley Art, deren jede ich hier etwas näher berühren will.

1) Die erste liegt in der Natur der Sache selbst, und besteht in der Ernsthaftigkeit und Würde des Gegenstandes.

Der Religionsunterricht, er mag es nun mit dogmatischen oder moralischen Lehren zu thun haben, beschäftigt sich immer mit Gegenständen, die wegen ihrer innern Würde, nicht anders als mit einem gewissen Ernst behandelt werden können. Aber eben dieser Ernst, dieses Feyerliche, (das ein reiferes Alter so wohl ver-

*) Es giebt Lehrer, die fast in allen Stücken nur mechanisch und gedankenlos unterrichten; — andre, die über mehrere Gegenstände mit einem nüchternen Nachdenken lehren, nur grade über die Religion am seltensten; — endlich noch andre, die durchgängig, und also auch über die Religion, einen gedachten Unterricht ertheilen: — die zweyten mögen leicht die zahlreichsten seyn; und von diesen ist hier hauptsächlich di Rede.

trägt), ist dem Charakter der Jugend nicht ganz angemessen. Die Jugend ist leichtes und flatterhaftes Sinnes; sie richtet ihre Aufmerksamkeit lieber auf sinnliche Gegenstände — als auf abgezogene, erhabene Begriffe; lieber auf gegenwärtige und abwechselnde Dinge, als auf Lehrsätze, welche die moralische Einrichtung ihres ganzen bevorstehenden Lebens zum Zweck haben: sie findet also bey andern Arten des Unterrichts, (wie bey der Naturhistorie, Geographie, beym Rechnen ꝛc.) natürlicher Weise eine ihrer Neigung angemeßnere Unterhaltung, als es bey den ernstern, übersinnlichen Religionslehren der Fall seyn kann. Bringt man Kinder nun auch gleich bey dem Religionsunterricht zu dem dazu erforderlichen Ernst: so fühlen sie sich doch bald in eine ihnen nicht ganz angemessene, und also nicht ganz behagliche Geistesstimmung versetzt, worin sie eben so bald aufhören gern thätig zu seyn. Grund genug, daß sie in der Aufmerksamkeit allmählig nachlassen, und sich in ihre eigne Gedankenreihe und Phantasien verlieren, die von dem Unterricht des Lehrers — oft nur zu sehr — verschieden sind!

2) Eine zweyte Ursach jener Erscheinung ist der Kontrast zwischen den Forderungen der Religion, und der natürlichen, noch unausgebildeten Beschaffenheit des Menschen. Die Religion soll dem Menschen zu der höchst möglichen moralischen Ausbildung verhelfen; sie entwirft also auf der einen Seite in starken Zügen ein Bild von dem Menschen, nebst allen ihm anklebenden Mängeln, wie er ist, und zeigt ihm auf der andern Seite das höchste Ideal moralischer Vortreflichkeit, das er zu erreichen sich bestreben kann und soll; wie auch den Weg, den er zu diesem Ziel zu betreten hat. — Aber welch ein Bild des Menschen! das wir (denn warum sollt' ich die Erwachsenen in diesem Stück von der Jugend ausnehmen?) ohne em-

pfindliche Kränkung unsrer Eigenliebe nicht betrachten können! — Welch ein Ideal der Vollkommenheit, das uns nur zu deutlich sagt, wie weit wir immer noch unter demselben stehn. — Und dann, der Weg dahin, — wie weit aussehend, wie mühsam und langwierig stellt er sich uns dar! — Wir dürfen (so scheint es) kaum Muth fassen, ihn zu betreten, ohne gleich beym Anfange zu ermüden! Die Religion will z. B. wir sollen verschiedne Mängel und moralische Gebrechen an uns erkennen; und unsre Eigenliebe findet uns — so wie wir sind — meistens gut genug. Die Religion verlangt eine beständige moralisch gute Anwendung unsrer Kräfte; aber unsre Trägheit möchte lieber die Hände in den Schoß legen. Die Religion schreibt uns sehr genaue Bestimmungen unsers Thuns und Lassens vor; und unser Eigenwille möchte lieber nach Gutdünken wirken. Die Religion will, wir sollen billig, versöhnlich, und selbst gegen Feinde wohlthätig seyn; welche Beschränkung unsers Eigennutzes und unsrer Selbstsucht! — Die Religion fordert (um mit einem Wort alles zu sagen) eine durchgängige Reinheit unsrer Gedanken und Gesinnungen, und völlige Lauterkeit unsers Wandels; eine Forderung, die, wie es scheint, all' unsre Kräfte übersteigt, und wovor also das natürliche Gefühl unsrer Schwäche zurückschreckt: — darf es uns also befremden, wenn die Jugend weniger geneigt ist, religiösen — als andern Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, solchen nehmlich, welche für ihren innern Menschen nicht so unangenehme Kollisionen herbeyführen?

3) Die dritte, und bey weitem wichtigste Ursach der mindern Aufmerksamkeit beym Religionsunterricht ist aber endlich auf Seiten der Lehrer und besteht in dem Mangel an genugsamer Kenntniß — sowohl der Religion, als des Men-

schen. Man findet nicht selten Lehrer, die eher über alles andre vernünftig denken, als über die Religion — und eher alles andre richtig beobachten, als den Menschen; daher sie denn mit beyden nicht so bekannt sind, als sie es billig seyn sollten. Unter genugsamer Kenntniß der Religion wird hier aber keinesweges theologische Gelehrtheit verstanden; denn man kann eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem eingeführten Religionssystem haben und ein gründlicher Dogmatiker seyn, ohne deswegen von der Religion mehr als die Schale oder den Buchstaben zu kennen, wovon der Geist derselben gar sehr verschieden ist. Genugsame Kenntniß der Religion hat derjenige, der vor allen Dingen von ihrem Zweck eine richtige Vorstellung hat; der ihren Sinn richtig, wenn auch gerade nicht systematisch, gefaßt hat; der bloß menschliche Zusätze von ihrem reinern Gehalt abzusondern weiß; der ihre belehrende, bessernde und tröstende Wirkung bey seiner eignen moralischen Vervollkommnung erfahren hat, und so aus sich selbst weiß, (was man aus Büchern nie zur Genüge lernen kann), welche von den Lehren der Religion und in welchem Grade sie der Jugend mitzutheilen sind, wofern sie auf dieselben, nach ihrem Alter, ihren Fähigkeiten, ihrer Lage und Gemüthsstimmung, einen wahren und nützlichen Eindruck machen sollen. Wie manchen Lehrer fehlt es aber, oft ohne seine Schuld, an einer solchen Religionserkenntniß, die man zwar ohne Gelehrsamkeit, aber nicht ohne einen selbstdenkenden gesunden Verstand und einen sehr gebildeten moralischen Sinn, haben kann! — Nicht weniger fehlt es oft an einer hinlänglichen Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen. Man muß, um Eindruck auf das letztre zu machen und seine Neigung zu lenken und zu bilden, — diese Neigungen auch selbst kennen, und ihr gelegentliches Entstehen, ihr Wachsthum, so wie die Art,

wie sie sich gewöhnlich in Handlungen äußern, sorgfältig beobachtet haben. Man muß zu dem Ende seine eigne Moralität oft und genau geprüft, und den, — oft sehr tiefliegenden — Quellen seiner Gesinnungen und Handlungen nachgeforscht haben, um aus eigner Erfahrung zu wissen: welche Religionslehren mit den Neigungen des menschlichen Herzens am meisten in Kollision kommen; — welche von den letztern wir den erstern am ungernsten unterordnen; — welche Religionswahrheiten dieß endlich am wirksamsten befördern; — wie viele, dem Schein nach vergebliche, Versuche es auch dem redlichsten Gemüth kostet, der Religion gemäß zu denken und zu handeln; wie aber dennoch der Weg, den die Religion uns vorzeichnet, allen Bedürfnissen unsers Geistes am meisten angemessen ist, und sicherer, als jeder anderer, zu dem süßen Frieden des Herzens führt, welcher der allgemeine Wunsch der Menschheit ist. — — Noch einmal: wie manchen Lehrer mag eine solche Kenntniß der Religion und des Menschen abgehn, indem außer den günstigen Gelegenheiten dazu, (die bey weitem nicht so häufig sind, als man vielleicht glauben sollte), auch noch eine besondere — gewiß nicht sehr allgemeine Geistesstimmung erforderlich ist, um sie sich eigen zu machen.

Aber in eben dem Grade, wie es dem Lehrer an der beschriebenen Kenntniß der Religion und des menschlichen Herzens fehlt, wird auch sein Religionsunterricht mangelhaft seyn; indem er die Sachen, welche er selbst nicht deutlich denkt, auch nicht deutlich vorzutragen, und die Seiten des jugendlichen Herzens, welche er nicht genugsam kennt, auch nicht wirksam zu treffen weiß. Ich will einige der hieraus entstehenden Mängel anführen, und sie mit Beyspielen belegen, wozu ich absichtlich meistens nur solche wähle, die beym ersten Anblick vielleicht nicht so zweckwidrig

scheinen, als sie bey einer nähern Prüfung in der That befunden werden.

1) Viele Lehrer haben zuförderst von Hauptsachen der Religion, z. B. von dem Zweck derselben und von der Ordnung des Heils, ganz unrichtige Begriffe. Sie setzen jenen z. B. in der Ehre Gottes und deren Beförderung; da er doch einzig in der moralischen Ausbildung unsers Geistes zu unserm höchsten Wohlseyn besteht: wozu die Ausübung der Religionslehren das angemessenste und sicherste Mittel ist. — Der letzte Zweck aller wahren Religion ist also nicht auf Seiten Gottes, sondern auf Seiten des Menschen zu suchen; nicht Gottes, — sondern unsrer selbst wegen müssen wir die Vorschriften der Religion erlernen, wissen und üben.

Eben so unrichtig ist die Vorstellung, die sich manche von der Heilsordnung machen. Man vergleicht die oeconomiam salutis einem menschlichen Gerichtshof; und die Art, wie Gott den Menschen regiert und behandelt, einer rigurösen Prozeßordnung. — Gleichwohl findet zwischen beyden gar keine Vergleichung statt; indem Gott die menschlichen Seelen moralisch regiert, leitet und bildet: alle menschlichen Gerichtshöfe aber, auch die vollkommensten, sich bloß über die äußern Handlungen erstrecken; wobey so große moralische Ungerechtigkeiten vorgehen können, daß selbst das Sprichwort sagt: summum jus — summa iniuria. Welch ein Abstand also zwischen beyden! Da nun jene Begriffe einen sehr ausgebreiteten Einfluß auf unser ganzes Religionsgebäude haben: so ist leicht zu erachten, wie wenig Befriedigung und Interesse die Jugend oft bey einem Unterricht finden mag, dessen Hauptbegriffe dem unbefangenen Herzen so wenig genügen!!

2) Ein sehr gemeiner Fehler ist es ferner: daß manche Lehrer ihren Schulkindern beym Religionsunterricht nicht genug zu denken geben, sondern sie häufig mehr mit den Formeln der Religionslehren, als mit dem Sinn derselben bekannt machen. Sie nehmen zwar ihr Lehrbuch der Reihe nach durch, breiten sich, oft mehr ausführlich als verständlich, über den Wortinhalt desselben aus, und meinen dann der Sache ein Genüge gethan zu haben. Aber wenn man dem Geist nichts zu denken — und also keine befriedigende Nahrung giebt: so findet er auch bey dem systematischen Gerüst der Religionslehren, es mag noch so vollständig ausgeführt behandelt werden, kein Interesse; denn dieses kann keinesweges die Wirkung eines so todten und unfruchtbaren Unterrichts seyn.

3) Ein dritter Mangel ist die unschickliche Auswahl der Materien beym Religionsunterricht. Dahin gehört: Wenn man sich über bloß dogmatische Sätze zu weit auslässt; wenn man die Geheimnisse erklären will; wenn man sich bey den schwerern, die Fassungskraft der Schüler übersteigenden Lehren, eben so weitläuftig aufhält, als bey den faßlichern; wenn man die Kinder zu früh über Dinge belehrt, die für ihr Alter noch nicht gehören (z. B. bey dem Artikel: Keuschheit und Ehebruch); wenn man sich mehr mit theoretischen Gegenständen des Wissens und Glaubens — als mit praktischer Anweisung zum Thun beschäftigt; — oder wenn man von Kindern solche Pflichten verlangt, die sie nur erst bey erwachsenen Jahren, oder vielleicht nie, ausüben können. — In allen diesen und ähnlichen Fällen ist die Wahl der Materie unschicklich, der Unterricht selbst unzweckmäßig und für die Jugend ohne hinlängliches Interesse. — So ließ sich einst ein, übrigens recht guter Lehrer, ausführlich über die Ursachen aus

warum der Sohn Gottes, als wahrer Gott, zur Erlösung der Menschen habe Mensch werden müssen. — Zu einer andern Zeit suchte er die geheimnißvolle Beschaffenheit des Abendmahls zu erklären; aber durch so mystische und krasse Vorstellungen, daß der Sinn und die Würde der Sache nothwendig darunter leiden mußte. — Ein anderer Lehrer handelte vor 9 bis 11jährigen Kindern sehr pünktlich die Stufen der Erniedrigung und Erhöhung Christi ab, die doch beyde in seinem Katechismus gar nicht einmal erwähnt waren. Ob er zu dieser Erörterung aus Liebe zur Vollständigkeit veranlaßt wurde? oder aus Verlegenheit, weil er sonst nichts bessers zu sagen wußte? oder, um noch mehr theologische Einsicht zu zeigen, als das Buch zu zeigen Gelegenheit gab? weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß dieser kraftvolle Unterricht für die Kinder ganz unnütz war, denn man las die Langeweile und Abwesenheit des Geistes auf Aller Gesichtern.

Und welches moralische Principium, welcher Nutzen, welche Besserung könnten auch aus einem solchen Unterricht hervorgehn? —

Ein andermal unterhielt der nehmliche Lehrer seine Kinder über die Pflicht, welche sie auf sich hätten, die Wohlfahrt ihres Nächsten zu befördern.

„Wie könnt ihr denn, fragte er, die Wohlfahrt eures Nebenmenschen befördern?“

Schüler. (keine Antwort.)

Lehrer. Nun, wenn ihr ihnen z. B. indem sie nichts zu arbeiten haben, etwas zu verdienen gebt; oder ihnen guten Rath ertheilt; oder sie auch wohl mit Geld unterstützt, u. dgl. dieß

wurde nun den Kindern katechetisch wieder wörtlich abgefragt. Was sollen aber Kinder, die weder etwas zu verdienen geben, noch Rath ertheilen, noch mit Geld unterstützen können, für sich daraus nehmen, wenn man Pflichten von ihnen verlangt, die allenfalls für ihre Väter gehören? — Sie fühlen das Unschickliche eines solchen Unterrichts, der übrigens bey einer gehörig abgeänderten Wendung ganz nützlich für sie werden kann, viel zu richtig, als daß er ihre Aufmerksamkeit lange beschäftigen sollte.

Ein andrer Lehrer unterhielt seine Kinder, welche für so etwas noch keinen Sinn hatten, ausführlich über die Nothwendigkeit der Schuldlosigkeit Jesu; und fragte dann einen seiner fähigsten Schüler: „Kannst du mir nun wohl beweisen daß Jesus ohne alle Sünde gewesen sey?" — —

Ja! —

„Womit denn?"

Antwort: Der Herr Jesus sagte: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! — — Beweißt irgend etwas mehr, als solche Antwort, daß der Lehrer von Dingen redet, die für die Kinder, weil sie keinen Sinn dafür haben, gänzlich verloren sind.

4) Viertens machen sich manche Lehrer, aus Mangel an gehöriger Menschenkenntniß, bey ihrem Religionsunterricht mancher Uebertreibung schuldig, wodurch die abgezielte Wirkung desselben nicht selten unnöthig erschwert wird. So ist es z. B. nichts ungewöhnliches, daß man in der guten Absicht: die Größe der göttlichen Erbarmung recht ins Licht zu setzen, den Menschen so ganz verderbt — und von allem moralischen Guten so sehr entblößt vorstellt, daß man ihm in dieser Hinsicht gar nichts übrig läßt; — oder daß man der Jugend, um

um sie wenigstens zu einigen Tugendeifer anzureitzen, ein so hohes Ideal menschlicher Vollkommenheiten ohne alle Modifikation vorhält, wie es von keinem Menschen in seinem ganzen Umfang erreicht werden kann. Aber man bedenkt nicht, wie mißlich beydes ist! Eine innere Stimme ruft dem Jüngling, der angefangen hat über den Menschen zu denken und ihn zu beobachten, bey dem erstern zu: das ist zu hart! — und bey dem letztern: das ist unmöglich! Solche Allgemeinheiten und ein solches Hinüberschreiten über beyde Gränzpunkte, wo man die wirklichen und zahllosen Mittelstufen so ganz aus den Augen setzt, hat nie die abgezielte gute Wirkung. Es macht vielmehr, durch zu große Herabwürdigung des Menschen auf der einen Seite, manche Gemüther, (und warlich nicht immer die schlechtern!) entweder unwillig, oder gleichgültig, und auf der andern, durch zu hohe Anforderungen — kleinmüthig: so daß die moralische Besserung im Ganzen auf diesem Wege vielleicht mehr gehindert als befördert wird.

5) Die Inkonsequenz beym Religionsunterricht ist der letzte Mangel, dessen ich hier erwähnen will. Unter Inkonsequenz verstehe ich: wenn die Religionssätze, die der Lehrer vorträgt, keinen innern Zusammenhang haben; wenn die Folgerungen aus den Vordersätzen nicht richtig herfließen; oder wenn einige Sätze gewissen andern geradezu widersprechen: und diesen Mangel findet man beym Religionsunterricht verhältnißmäßig ungleich öfter, als irgend anderswo. — So beschreibt man z. B. Gott einmal als den Allgenugsamen, dessen Seligkeit auf keine Weise irgend eines Zuwachses fähig sey, und macht doch ein andermal ihn, oder die Beförderung seiner Ehre zum letzten Zweck der Religion. —

Man beschreibt Gott als das allgütigste Wesen; und läßt ihn doch die schwachen Menschen mit einer Härte behandeln, wovor man schaudert, und die man bey einem Menschen als unmoralisch anklagen würde. — Man lehrt: Gott sorge mit gleicher Vatertreue für alle Geschöpfe, als welche in jedem Augenblick ihrer Existenz nur von seiner Obhut abhängen; und behauptet vielleicht noch in eben der Stunde, er nähme sich dieser oder jener Klasse von Menschen besonders an, d. i. mehr, als der übrigen, das ist: er bekümmere sich zuweilen um diese übrigen nicht. — Man schreibt dem Menschen, an dem man zuweilen nichts als Gebrechen, und ein gänzliches Unvermögen zu allem Guten findet; dennoch eine Menge der erhabensten Tugenden vor; und um diesen Widerspruch zu decken, verweißt man ihn zwar an die göttliche Gnade, aber auf eine solche Art, die entweder seiner Trägheit ein bequemes Polster unterlegt, oder ihn zu einem bloß mechanischen Instrument macht, durch welches die Gnade handelt. Es würde überflüßig seyn, noch mehr und auffallendere Beyspiele dieser Art anzuführen; sie werden dem Sachkundigen von selbst in Menge beyfallen. Statt ihrer mögen hier noch ein Paar Katechesationen stehen, die ich unlängst mit anhörte.

Ein Lehrer redete von dem Grund unserer Verpflichtung gegen die göttlichen Gesetze. „Sind wir denn schuldig, fragte er, die Gesetze Gottes zu beobachten?“ —

Schüler. Ja! —

Lehrer. „Warum denn?“

Schüler. (keine Antwort.)

Lehrer. „Nun? Ich will es euch sagen: Weil Gott unser „Schöpfer und Herr ist, so kann er uns Gesetze geben, welche

„er will, und wir sind verbunden, sie zu beobachten! Also, war„um sind wir schuldig, ꝛc.?“

Schüler. Weil Gott unser Schöpfer und Herr ist ꝛc. —

Also Gott sollte uns, als moralischen Wesen, Gesetze geben, die sich nur auf seine Uebermacht und Willkür gründeten? — Und unsre Verpflichtung gegen die Vorschriften Gottes sollte auf keinem bessern Grunde beruhen, als auf seiner Uebermacht und Willkühr? — Welch eine trostlose Lehre, wenn sie wahr wäre! —

Zu einer andern Zeit wurden die Worte erklärt: Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen.

Lehrer. Was sollen wir also, nach Anleitung dieser Worte, thun?“

Schüler. Christo nachfolgen.

Lehrer. „Gut, das heißt: Wir sollen eben so heilig und tugendhaft seyn, als Er war. Sind wir denn nicht von Natur schon so?“

Schüler. Nein.

Lehrer. „Recht; von Natur sind wir böse und zu allem Guten untüchtig. — Aber war denn der Herr Jesus ganz heilig und ohne Sünde?“

Schüler. Ja.

Lehrer. „Aus welchem Grunde denn?“

Schüler. (keine Antwort).

Lehrer. „Nun die Antwort ist ja leicht: weil er wahrer Gott war, so konnte nichts Unheiliges und Sündhaftes an ihm seyn, sondern er besaß alle Tugenden im höchsten Grade. — So heilig und tugendhaft sollen wir als Christen auch seyn.“

Was für einen zurückstoßenden Eindruck muß nicht das Unstatthafte in der Zusammenstellung dieser Begriffe auf jeden jungen Menschen machen, der nur einigermaßen zum Gebrauch seiner Vernunft gekommen ist!

Ein andrer Lehrer redete von der Erlösung Christi, von der Strafe der Sünden.

Lehrer. „Was ist denn die Strafe der Sünde?“

Schüler. Der Tod. —

Lehrer. „Recht! denn den Tod machte Gott zur Strafe der Sünde. Und wovon hat uns nun Christus erlöset?“

Schüler. Vom Tode. —

Lehrer. Recht! vom Tode, als der Strafe der Sünde. — Aber von was für einem Tode denn?“

Schüler. (keine Antwort.) —

Lehrer. „Nun, von dem ewigen Tode, welcher ja eben die Strafe der Sünde ist. — Also hat uns Christus erlöset von dem ewigen Tode!“

Noch ein andrer Lehrer sprach über den Nutzen des Leidens Christi: — „Ist denn das Leiden Christi wichtig für uns?“

Schüler. Ja. —

Lehrer. „Warum denn?“

Schüler. Weil es uns so sehr glücklich macht. —

Lehrer. In wie fern denn?“

Schüler. (keine Antwort.)

Lehrer. Nun, da Christus so viel für uns gethan und gelitten hat, so müssen wir von unsrer Seite auch alles thun, um uns glücklich zu machen.“

Dieß sind, wie gesagt, wörtliche Katechisationen, und zwar von Lehrern, die keinesweges zu den schlechten, sondern in vielen Stücken zu den guten und nützlichen gehören. — Aber wo ist hier

Zusammenhang und logische Wahrheit? — Kann ein solcher Unterricht wirklich moralische Belehrung oder Besserung hervorbringen? Unmöglich, eben weil es ihm an innerm Zusammenhang und Wahrheit fehlt. — Bey solchem Unterricht finden die Kinder keine zuträgliche Nahrung; sie fühlen sich oft aus ihrer gewöhnlichen Lage heraus, und in eine fremdartige Sphäre versetzt; sie hören Sätze, die sie theils nicht verstehen, oder die ihren anderweitigen Begriffen, oder ihrem unverstimmten Gefühl entgegen sind; sie können diese in ihre übrige Gedankenreihe nirgends recht einfugen, und besonders nicht auf ihr Leben in ihrem gewohnten Kreise anwenden: sie werden also allmählig gewöhnt den Religionsunterricht — und somit die Religion selbst — als etwas von dem wirklichen Leben abgesondertes, und mit demselben in keiner Verbindung stehendes anzusehn; — sie werden, mit einem Wort, gewöhnt, in religiösen Formeln zu sprechen, ohne darum weder religiös zu denken, noch zu handeln! —

So weit zur Untersuchung der obigen Frage: Woher es komme, daß Kinder so häufig beym Religionsunterricht weniger Aufmerksamkeit und Interesse beweisen, als bey andern Theilen des Schulunterrichts? — Wie diesem abzuhelfen sey? Das ist eine neue Frage, zu deren Beantwortung die gegenwärtige Untersuchung den Weg bahnt.

III.

Ueber Gewohnheiten, Sitten und Kleidungen der Einwohner der irischen Inseln Roß, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. *)

Ein Brief, aus dem Englischen.

Wenn ich Ihrer Versicherung trauen darf, so haben Ihnen die Anekdoten, die Einwohner der Inseln Roß, an der Küste von Donegal **), betreffend, eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, und haben sie nach mehrern authentischen Nachrichten von den Eingebornen Irlands begierig gemacht. Ich freue mich, daß ich Ihren Wunsch einigermaßen befriedigen und Ihnen durch Mittheilung einiger Nachrichten einen Beweis meiner Hochachtung geben kann. Ich habe sie theils aus den mündlichen Erzählungen, theils aus den Briefen eines würdigen Freundes aus der Grafschaft Donnegal, gesammelt. Diesen bewog sein Bruder, ein berühmter Anwald, in den Jahren 1753 und 1754, einen

*) S. Walker's historischen Versuch über die Kleidung der alten und neuen Irländer.

**) Donegal, Dunnegal oder Dunnagal, (auch Tyrconel), eine Grafschaft oben im nordwestlichen Irland.

Reisenden, der daselbst öffentliche Geschäfte hatte, auf die genannten Inseln, denn es liegen ihrer mehrere zusammen, die aber unter dem gemeinschaftlichen Namen Roß begriffen werden, zu begleiten. Da die Einwohner der Inseln noch sehr roh und wild, und gegen den Gesetzzwang noch sehr widerspenstig waren: so versammelten sie sich, sobald sie den Endzweck dieses Besuchs, — die Einrichtung ihrer Gesetze, — erfahren hatten, und waren entschlossen, sich der Vollziehung zu widersetzen. Die ganze Unterhandlung würde fruchtlos und für die Reisenden nachtheilig abgelaufen seyn, wenn nicht mein Freund Herr seiner Leidenschaften geblieben wäre und ihre Sprache verstanden hätte. Aber durch seine Klugheit und gutes Benehmen besänftigte er ihren Unwillen, und überzeugte ihren Verstand, indem er sich gegen sie in ihrer Muttersprache erklärte. Aus ihrem nachmaligen Betragen ergab es sich indeß, daß das Feuer, welches ihren ersten Unwillen anfachte, durch edle und dem menschlichen Herzen natürliche Grundsätze entzündet wurde. Liebe der Freyheit, Widerwillen gegen Abänderungen und Zuneigung gegen ihren alten Grundherrn waren die Ursachen ihres Betragens.

Während seines Aufenthalts unter ihnen, hatte mein Freund häufige Gelegenheit sie zu beobachten, wozu ihm sowohl Neugierde, als Nothwendigkeit vermochte. Bey ihrem ersten Anblick erregte ihre Kleidung seine Aufmerksamkeit. Seine natürlichen Bedürfnisse zwangen ihn, ihre Nahrungsmittel zu beobachten. Er war zu Hause an nette und reinliche Bequemlichkeit gewöhnt; um so mehr setzte ihn der fast gänzliche Mangel unsrer Bequemlichkeit und Anständigkeit bey ihrer ganzen Lebensart in Erstaunen.

Ungeachtet ihrer nördlichen Breite und ihres rauhen Klima's hatte keiner der Einwohner mehr als zwey Kleider, und zwar von

selbst gemachten Flanell. Die Männer ein Kamisol und Hosen, und die Frauenzimmer einen Rock und ein Mieder. Linnen war bey ihnen nicht in Gebrauch, und mein Freund sah nicht über vier Frauenzimmer, die Hemden, Strümpfe oder Schuhe trugen, und keine einzige Mannsperson, die mehr als Kamisol und Hosen getragen hätte.

Bey dem allen waren diese Inselnbewohner, troz der scheinbaren Vernachläßigung ihrer Person, nicht ganz frey von Eitelkeit. Denn sie hatten Färbestoffe erfunden, um ihren Kleidern verschiedne Farben zu geben. Diese Färbestoffe waren insgesammt Erzeugnisse ihres eignen Bodens. Die vorzüglichsten waren folgende drey. Eine gewisse Schlammerde verschaffte ihnen eine sehr dauerhafte schwarze Farbe. Eine schöne rothe Farbe giebt ihnen eine Materie, die sie von den Felsen abkratzen, und eine der Färberröthe sehr ähnliche Pflanze. Die Mannskleider sind von verschiedner Farbe, aber die Frauenskleider sind alle überein, nehmlich schwarze Röcke mit rothen Miedern. An dem Kopfpuz der Frauenzimmer bemerkt man folgenden Unterschied. Die Mädchen trugen das vordere Haar zierlich und glatt über die Stirn gekämmt, die übrigen Haare hingen in Locken lang auf dem Rücken hernieder, waren mit einem Haarband eingebunden, und unten mit Quasten von verschiedenen Farben geschmückt. Aber die ältern Frauen hatten diesen Puz nicht, sondern banden das Haar im Nacken mit einem kleinen Band und ließen es frey auf dem Rücken spielen.

Ihre gewöhnliche Speise im Sommer bestand in Milch, Butter und geronnener Milch, nebst vortreflichen Fischen von allerley Art. Im Winter lebten sie von Erdäpfeln, Fischen, Kaninchen und Butter. Einige wenige hatten etwas Gersten- oder Haferbrod. Bey ihren gewöhnlichen Speisen brauchten sie kein

Salz, ob sie sich gleich dessen zur Erhaltung ihrer Fische bedienten. Der Mangel an Salz und Brod machte, daß ihre Speisen meinem Freund Anfangs sehr unschmackhaft waren. Oft ritt er einige Meilen tiefer ins Land, und konnte davon kaum einen geringen Vorrath für Geld zusammenbringen. Auf einer der größten Inseln, Ojey genannt, tödtete man eine große Menge Störe, deren Fleisch für den Winter eingesalzen wurde. Dieß liebten diese Insulaner so sehr, daß sie es allen andern Speisen vorzogen.

Sobald sie mit meinem Freund einverstanden waren, und an seiner Freundlichkeit und Gesprächigkeit Gefallen fanden, so wurden sie gegen ihn sehr freundschaftlich und gütig. Sie kauften ihm alle Woche ein Schaf, das nur sechs oder sieben Schillinge kostete, und wovon das Viertheil neun bis eilf Pfund wog. Es war so schmackhaft als das beste Hammelfleisch, und machte, nebst Kaninchen, Muscheln, Krebsen, Hünern und Austern jede seiner Mahlzeiten zu einem Fest.

Ihre Häuser waren bloße Hütten, mit einem einzigen Zimmer versehen, in dessen Mitte das Feuer brannte. Aber was meinen Freund am meisten in Erstaunen setzte, war die ungewöhnliche Art ihr Nachtlager zu bereiten. Die ganze Familie legt sich in Ein Bette, und wenn sie des Abends noch einen Gast bekommen, so muß er sich auch zu ihnen legen. Denn sie setzen ihrer Gastfreundschaft keine Gränzen. Um für die ganze Gesellschaft das Nachtlager zu bereiten, holen die jungen Bursche Haide und Binsen ein. Diese streuen sie quer über die Hausflur in der Breite von sechs Fuß und so lang, daß alle Gegenwärtige Raum genug haben. Ueber diese Streu breitet die Hausmutter die Hälfte eines Bettlackens, worauf sich die übrigen, alle völlig entkleidet, so dicht aneinander legen als sie können. Männer und

Weiber, alt und jung, haben hier alle ihre Läger beysammen. Sobald sie alle liegen, so zieht die Hausmutter die andre Hälfte des Bettlackens über sie her und legt sich zu ihnen. Dieß nennen sie das allgemeine Bette; und vielleicht war mein Freund der allererste, der sich jemals in Nachtkleidern zu ihnen ins Bett legte.

Dieß gastfreye Volk, das gegen seine Bekannte so freundlich und harmlos ist, schien den Fremden Anfangs wild und grausam, bis sie nach mehrerer Bekanntschaft sanft und biegsam wurden. Vorzüglich sind sie das gegen diejenigen, welche sie fürchten; denn bey aller ihrer Einfalt verriethen sie doch einen hohen Grad von hinterlistiger Verschmitztheit.

Es herrschte sehr wenig Kunstfleiß unter ihnen; denn sie waren mit den Gaben der Natur, womit ihre Inseln reichlich versehen sind, so zufrieden, daß sie keinen Begriff von andern Bedürfnissen des Lebens hatten, als von denen, wozu sie gewöhnt waren. Ihre Wünsche gingen kaum über die Befriedigung des gegenwärtigen Augenblicks. War dieß geschehen, so ging ihre Hauptsorge dahin, ihrer Herrschaft die Abgaben zu entrichten, und sich Taback und Brantwein zu verschaffen, ihr einziger Artikel des Luxus, den aber auch Männer und Weiber bis zur Ausschweifung liebten. Im Sommer sammeln die Männer Meergras, das sie verbrennen, um Potasche daraus zu bereiten; hiervon nimmt ihr Grundherr so viel, als die Abgaben betragen. Den Ueberrest vertauschen sie gegen Waaren, deren sie am nöthigsten bedürfen, oder die sie am meisten lieben. Den übrigen Theil des Jahrs beschäftigen sich die Männer vorzüglich mit dem Fischfang, außer der Zeit, die sie zum Bau der Erdäpfel, zur Verfertigung ih-

rer Kleider und zur Ausbesserung ihrer Hütten und Böte anwenden. Ihre Böte, in ihrer Sprache Curraghs genannt, sind eyförmige Körbe und mit Störhaut überzogen. In diesen schwachen unhaltbaren Fahrzeugen wagen sie sich so weit in See, als nöthig ist, die für den Unterhalt ihrer Familien erforderlichen Fische zu verschaffen. Ihre Schalenfische fangen sie auf folgende Art. Die Männer gehen mit ihrem Stabe, woran ein Haken befestigt ist, an die Felsen, und ziehn damit so viel Hummer und Krebse hervor, als sie brauchen. Die Hummer wiegen jeder gewöhnlich von fünf zu zwölf Pfund. Um Muscheln und Austern zu bekommen, waten die jungen Mädchen zuweilen ganz nackt zur Zeit der Ebbe und Fluth in die See, da wo die Betten derselben liegen. Andre ziehn ihr Wams aus, binden ihre Röcke über den Hüften in die Höhe, und bringen die Muscheln und Austern, gleich Arme voll, ans Ufer. Die Muscheln wiegen eine jede von 2 zu 4 Pfund.

Wenn das Wetter angenehm war, so versammelten sich die Frauenspersonen auf einem zu ihren Hütten gehörigen Felde. Hier setzten sie sich an die Sonne, und ergötzten sich mit Knütten und Singen. Die ältesten saßen arbeitend in einer kreisförmigen Gruppe in der Mitte; rings um sie her saßen die übrigen nach ihren Jahren in Kreisen. Die Jungen saßen um die Alten her, und sangen bald wechselsweise, bald in Chören, indeß die Alten fleißig strickten. Ihre Gesänge (Speic-Seoachs) enthielten die Kunde von den Thaten der Riesen, Helden und Jäger der Vorzeit. Da diese Inselnbewohner selbst keine Strümpfe tragen, und doch sich so oft mit Stricken beschäftigen, so entsteht die Frage, wo alle die gestrickten Strümpfe bleiben? Vermuthlich vertauschen die

Weiber ihre Handarbeiten für eben solche Waaren, als die Männer den Ueberrest ihrer Potasche.

Ihre Leichenprocessionen sind eben so bemerkenswerth, als ihre übrigen Gebräuche. Der Leichnam wird in ein grobes wollenes Tuch gehüllt, und dann in einen von ihren Böten (Curraghs) gelegt, so daß die Schenkel und Füße über den Hintertheil herabhängen. Neben die Leiche setzt sich ein Mann mit einem Ruder in das Boot, um den ganzen Leichenzug nach der Insel Aran zu führen, wo sie ihren Begräbnißplatz haben. Dem Boot zunächst, das die Leiche führt, folgt das Boot, worin der Priester sitzt. Nach diesem folgen die Verwandten des Verstorbenen nach dem Grad ihrer Verwandschaft. Alsdann folgen alle die, welche Böte haben. So entsteht zuweilen ein Leichenzug von 60 bis 80 Böten.

Als mein Freund nach Dublin zurückkehrte, so mußte er einige Männer von diesen Inseln dahin mitbringen. Es machte ihm viele Mühe, daß sie sich bequemten, solche Kleider anzuziehen, worin sie vor dem Gericht erscheinen konten. Und doch wurden eben diese Inselnbewohner, die sich damals so ungern zu den Moden ihrer civilisirten Landsleute bequemen wollten, in nicht viel über dreyßig Jahre nachher fast ein ganz anderes Volk. Sie waren in ihrer Aufführung und Betragen, in ihren Kleidungen und Wohnungen, und in ihren Beschäftigungen und Lebensart ganz umgeändert. Denn als sie mein Freund im Jahr 1787 wieder besuchte, so fand er sie durch den Umgang mit andern so sehr zu ihrem Vortheil verändert, daß er kaum noch einige seiner alten Bekannten wieder erkennen konnte. Er sah mit Vergnügen und Erstaunen, wie sich die jungen Bursche Sonntags nach der Mode herausputzten, und seidene Kamisöler

und Hosen, weiße seidene Strümpfe, silberne Schnallen und Hemden mit Krausen trugen.

Als ich einst einem adlichen Herrn, der über vierzig Jahr in Nordbritannien umhergereiset war, meine Nachrichten von diesen Inselnbewohnern mittheilte, so versicherte er mich, daß meine Beschreibung derselben ein treues Gemälde von dem sey, was er in den Schottischen Hochländern und den Orkneyinseln gesehn und beobachtet habe.

IV.

Ueber objektive und subjektive Wahrheit.

So nützlich gute Terminologien für die Wissenschaften sind, so schädlich und dem Fortgang derselben hinderlich sind im Gegentheil viele andre, die oft unter dem Schein einer großen Gelehrsamkeit — nichts, oder etwas ungereimtes sagen.

Leibnitz rechnet es daher in seinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache *), unsrer Sprache mit Recht zum Ruhm an, daß sie von dergleichen Scheinworten weit freyer, als manche andre, geblieben sey. Er hatte nehmlich bemerkt: „Es ereigne sich einiger Abgang bey unsrer Sprache in „denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein „durch die Betrachtung erreichen kann: als bey Ausdrückung der „Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster, und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst „gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer

*) S. Leibnitii Collectanea Etymologica, cum praef. Io. Geo. Eccardi. Hannov. 1717. Oder auch die Beyträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache. Drittes Stück. Leipzig 1732.

„Denkkunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter den Nahmen der Logik und Metaphysik auf die Bahn bringen, u. s. w. — Und kurz darauf setzt er hinzu: „Nun wäre „zwar dieser Mangel bey denen logischen und metaphysischen „Kunstwörtern noch in etwas zu verschmerzen. Ja, ich habe es „zu Zeiten unsrer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, „daß sie nichts als rechtschaffenes sage, und ungegründete Grillen „nicht einmal nenne. Daher ich bey denen Italiänern und „Franzosen zu rühmen gepflegt: Wir Deutschen hätten einen „sonderbaren Probierstein der Gedanken, der andern unbekannt; „und wann sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so „habe ich ihnen bedeutet, daß es unsre Sprache selbst sey. „Denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Wörter vernehmlich sagen lasse, das „sey wirklich was rechtschaffenes; aber leere Worte, „da nichts hinter, und gleichsam nur ein Schaum „müßiger Gedanken, nehme die reine Deutsche „Sprache nicht an."

Die Bemerkung ist im Ganzen sehr richtig. Und wenn auch die Bemühung, fremde Kunstwörter ins Deutsche überzutragen, unsre Sprache seit Leibnitzens Zeiten vielleicht mit manchem überflüßigen und unbequemen Wort bereichert haben sollte: so wird es unserm Zeitalter doch gewiß auch bey der Nachwelt zu nicht geringer Ehre gereichen, daß wir in den philosophischen, theologischen und andern Wissenschaften so manches unnütze Wort, so manchen leeren und begreiflosen Schall ausmerzten, und so manchen richtigen Ausdruck, an Statt vieler schiefen und unbequemen Terminologien, zur Bezeichnung an sich wahrer Ideen einführten.

Indeß ist diese ganze Arbeit ein Studium ohne Ende. Wir können nie damit fertig werden, und so wie wir auf den Menschen und die übrige ihn umgebende Natur immer aufmerksamer werden, müssen sich natürlich und von selbst in aller Wissenschaft und wissenschaftlichen Sprache unendliche Gelegenheiten zu Verbesserungen darbieten.

Es sey mir erlaubt, eine einzige Terminologie, die sich noch in sehr vielen gangbaren Logiken findet, als Exempel aufzustellen. Immer war mir Eintheilung der Wahrheit, in objektive und subjektive, ein Stein des Anstoßes. Nicht als wenn bey diesen Worten nicht wahre Begriffe zu Grunde liegen, sondern weil sie so unbequem sind, daß sie mir zu nichts geschickt scheinen, als eben diese Begriffe in die gehörige Dunkelheit zu setzen. Ich wünschte daher nichts geringers, als diese Terminologie, wo sie etwa noch Mode ist, — ausrotten zu helfen.

Die Wahrheit soll also objektiv und subjektiv seyn; das müßte von Rechtswegen so viel heißen, als Wahrheit ist das Genus, und objektiv und subjektiv sind die beyden Species davon. Nun aber soll objektive Wahrheit, oder Wahrheit im Objekt, die Beschaffenheit der Sache selbst seyn, und zwar in so fern sie in der innern Möglichkeit derselben liegt, metaphysische, in so fern sie aber durch äußere Gründe der Körper- oder Geisterwelt bestimmt wird, physische oder moralische Wahrheit seyn. Unter subjektiver Wahrheit hingegen versteht man die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den Sachen oder Gegenständen.

Im ersten Fall versteht man also unter Wahrheit im Grunde etwas ganz anders, als im zweyten; im ersten nehmlich die Gegenstände selbst, im zweyten aber unsre Erkenntniß davon. — Folglich wird das Wort Wahrheit bey dieser

Eintheilung wirklich in einer doppelten Bedeutung genommen, und ich muß mir etwas anders dabey denken, wenn ich objektive Wahrheit sage, und etwas anders, wenn ich subjektive Wahrheit sage. Folglich ist Wahrheit hier kein Genus, und objektiv und subjektiv keine zwey Species, die unter diesem Einen Genus begriffen wären; folglich die ganze Eintheilung falsch. Oder mit andern Worten: Indem man glaubt, eine philosophische Eintheilung des Begriffs Wahrheit zu machen, macht man bloß eine philologische Eintheilung der Bedeutungen, die man nach und nach und unvermerkt, aber sehr unbequem, mit dem Worte Wahrheit, oder ursprünglich mit dem lateinischen Worte Veritas verbunden hat. Denn diese ganze Unbequemlichkeit schreibt sich, so wie sehr viele andre, eigentlich und ursprünglich aus dem Lateinischen her. Veritas bedeutet nehmlich im Lateinischen theils richtige Erkenntniß, theils aber auch so viel als Natur und Beschaffenheit der Sachen; daher natura et veritas sehr oft als Synonymen zusammengesetzt werden. Ich darf dieß Kennern der lateinischen Sprache und Lesern des Cicero nicht weitläuftiger beweisen. Unvermerkt, und ohne daß man des Irrthums gewahr ward, verirrte sich die Bemerkung der verschiednen Bedeutungen des Wortes Veritas in die Logik, und man hielt es endlich für eine Eintheilung der Wahrheit selbst.

So theilte jener Prediger den Geitz ein, 1) in Geldgeitz, und 2) in Ehrgeitz. Oder wollen Sie ein sehr bekanntes Katechismusexempel haben, so hat man die verschiedenen eigentlichen und uneigentlichen Bedeutungen des Wortes Tod im Neuen Testament gesammelt, und daraus eine Ein-

theilung des Todes 1) in den leiblichen 2) den geistlichen und 3) den ewigen gemacht. Auf ähnliche Weise theilte Pater Abraham a S. Clara die Nüsse in Welsche Nüsse, Haselnüsse, und Aergernüsse ein; und mit gleicher Richtigkeit würden sich die Rosen in Centifolien-Rosen, Rosen am Fuß, und Schiffs- oder Windrosen eintheilen lassen. Alle diese Eintheilungen sind nicht um ein Haar schlechter, als die der Wahrheit in objektive und subjektive Wahrheit; nur daß es allerdings etwas gelehrter klingt, wenn man sagt: Veritas est vel obiectiva vel subiectiva. Obiectiva est vel metaphysica vel physica vel moralis. Subiectiva etiam dicitur logica, u. s. w., zumal wenn nun noch eine Menge gelehrter Definitionen hinterherfolgt. Denn wenn eine Sache definirt ist, so ist sie auch erklärt.— Wer Zeichen und bezeichnete Sache, wer Wort und Begriff zu sondern und zu unterscheiden gelernt hat, wird mehr Beyspiele ähnlicher Eintheilungen finden, wo man die nothwendigen Theile oder Species der Sache selbst gefaßt zu haben glaubte, und nur die verschiedenen Bedeutungen, die man willkürlich mit einem Wort in der Sprache verbunden hatte, zusammengestellt hat.

In der That sind wir so glücklich, daß auch der gegenwärtige Fall den Ruhm bestätigt, den Leibnitz der Deutschen Sprache ertheilte. Denn wir haben kein Deutsches Kunstwort für objektive und subjektive Wahrheit. Und wenn uns nicht etwa die Grammatiker, die Imperfectum, Perfectum und Plusquamperfectum durch unvollkommene, vollkommene und mehr als vollkommene Zeit übersetzten, oder jener Logiker, der den Präses, Respondenten und Opponenten, den Vorredner, Satzverfechter und Gegenredner titulirte; wenn uns diese

nicht etwa mit einer Uebersetzung jener lateinischen Terminologien beschenken, so hoffe ich, sie sollen ein Eigenthum des eisernen Jahrhunderts der lateinischen Sprache bleiben, und niemals in unsre Muttersprache kommen.

Wie helfen wir uns nun aber im Deutschen, wenn wir die Ideen, die bey diesen Worten zum Grunde liegen, — denn Ideen liegen doch zum Grunde, — ausdrücken wollen? Antwort, ganz leicht und natürlich. Wenn wir Deutsch denken und Deutsch sprechen, so machen wir erstlich hier, wo gar keine Eintheilung in der Natur der Sache ist, auch keine Eintheilung; und sprechen nie, — außer wenn wir uns an jene lateinische Gelehrsamkeit erinnern, — von objektiver Wahrheit und subjektiver Wahrheit. Dann aber, wenn wir von jeder dieser sogenannten zweyerley Wahrheiten sprechen wollen, so nennen wir jede mit einem eigenen schicklichen Ausdruck. Wenn wir von objectiver Wahrheit sprechen wollen, so sagen wir: Natur oder Beschaffenheit der Sache; und statt subjektiver Wahrheit sagen wir: Erkenntniß der Sache, oder richtige Erkenntniß.

Was liegt aber daran, könnte mich vielleicht jemand fragen, wie ich die Sache nenne, wenn ich nur weiß, was ich damit sagen will? Wahre Ideen, das ist eingestanden, liegen dabey doch zum Grunde. Und der Gelehrte, dem objektive und subjektive Wahrheit definirt worden ist, hat dabey zugleich die richtigen Begriffe selbst bekommen. — Ich antworte, es liegt allerdings sehr viel daran, wie man eine Sache benennt. Die erste Benennung ist zwar willkürlich; aber, diese einmal festgesetzt, sind die davon gemachten Ableitungen, Anwendun-

gen und Zusammensetzungen nichts weniger, als willkürlich. Und dieß ist der Fall beynahe von allen wissenschaftlichen Terminologien; fast alle sind sie abgeleitete, angewendete und zusammengesetzte Wörter. Sind sie nun unbequem oder unrichtig gebildet, so können sie nicht anders als der Hauptidee unvermerkt unrichtige Nebenideen mit unterschieben. Eben dieß geschieht, wenn der Sprachgebrauch, um näherer oder entfernterer Beziehungen und Aehnlichkeiten willen, einem Wort mehrere von einander unabhängige Bedeutungen gegeben hat, und diese in der Folge um der Aehnlichkeit des Lauts willen, mit dem sie bezeichnet worden sind, unvermerkt mit einander verwechselt werden. Es kann nicht fehlen, es müssen sich dabey Nebenideen einschleichen, die der reinen Auffassung der eigentlichen Hauptidee hinderlich sind; ein Schaden, der durch alle noch so gelehrte Definitionen nicht gehoben werden kann!

Man wird diesen Schaden am deutlichsten in den Folgen und dem Gebrauch gewahr, den man von solchen Terminologien macht. Und die angeführte objektive und subjektive Wahrheit liefert sehr auffallende Beweise davon. Es ist unglaublich, wie sehr eben diese Eintheilung manche Köpfe verwirrt hat. Hat man nicht sogar gefragt: Ob es überall objektive Wahrheit gebe? Hat man nicht behauptet: Es gebe im Grunde nichts als subjektive Wahrheit? Ein rüstiger Polemiker wird vielleicht solche Leute als Feinde der Wahrheit, als grundzerstörende Zweifler ansehn. Und im Grunde scheinen doch die Leute bloß an der Sache irre geworden zu seyn; und sind wirklich bloß an den Worten, durch die sie den Begriff nur als durch einen Nebel erblicken, irre geworden. Oder, wenn sie sich ja

auch an der Sache selbst versündigen, so ist doch gewiß nichts anders, als die Worte, Schuld daran.

Am deutlichsten kann man sich davon überzeugen, wenn man ebendieselbe Sache mit bessern und schicklichern Worten ausdrückt. Setzen Sie z. E. an Statt objektive Wahrheit — Beschaffenheit der Sache; und sagen Sie, ob es Jemanden auch nur einfallen wird zu fragen: Ob es eine Beschaffenheit der Sachen giebt? oder, ob die Sachen auch eine Beschaffenheit haben? Setzen Sie, an Statt subjektive Wahrheit — Erkenntniß der Sache; und überlegen Sie selbst, ob jemand auch nur von fern auf den Zweifel gerathen kann: Ob es Erkenntniß einer Sache, ohne eine Beschaffenheit derselben, giebt? Denn die Behauptung: daß es im Grunde nichts als subjektive Wahrheit gebe, heißt doch, in richtiges Deutsch übersetzt, nichts anders, als: Es gebe zwar eine Erkenntniß gewisser Sachen, aber ohne Beschaffenheit, folglich ohne Bestimmungen, folglich ohne Existenz derselben. Diese ungeheure Fragen, Zweifel und Behauptungen würden ohne die Scheineintheilung der Wahrheit in objektive und subjektive nimmermehr in eines Menschen Kopf gekommen seyn. Ich denke, dieß eine Beyspiel kann statt aller andern dienen, und jeden überzeugen, daß eine Wissenschaft, die viel solcher Terminologien hätte, vielleicht unter dem Schein großer und gründlicher Gelehrsamkeit, dennoch den menschlichen Geist in seinen Fortschritten zu Vollkommenheit und reiner Erkenntniß entsetzlich aufhalten müsse.

Und wirklich ist dieß, seitdem Scholastiker in der Gelehrtenrepublik den Scepter führten, nur allzusehr der Fall gewesen. Man erinnere sich nur an so manches, was uns selbst noch, bey allen Fortschritten, die wir seit vierzig oder funfzig Jahren in Deutschland gemacht haben, als philosophische oder theologische Weisheit verkauft worden ist! Warlich es ist der Mühe werth, nie zu ruhen, unsre Begriffe und ihre Zeichen immer aufs neue wieder der sorgfältigsten Prüfung zu unterwerfen, und uns so vor dem mannichfaltigen Betrug zu verwahren, der uns unter dem Schein der Gelehrsamkeit oft so leicht überraschen kann!

Fischer.

V.

Doktor M. Luther

über

Brieferbrechung.

Die Erbrechung mehrerer Briefe auf dem Oberhofpostamte in Kassel hat neuerlich Veranlassung gegeben, in vielen öffentlichen Blättern darüber zu reden. Die Aufsätze in der Strasburger Zeitung, im Anzeiger, in der Deutschen Zeitung und in der Deutschen Monatsschrift rügen diese Brieferbrechung als unerlaubt, zum Theil in heftigen Ausdrücken. Diese allgemeine Stimme des Publikums von einer und das Stillschweigen von der andern Seite geben den deutlichsten Beweis, daß man überall das Unrecht der vorgenommenen Handlungen einsieht und lassen eine Besserung hoffen. Daß auch der größte Theil der Postämter in vielen Staaten Deutschlands das Verfahren des Kasselschen Postamtes mißbilligt und für einen unerlaubten Eingriff in die eigenthümlichen Rechte der Menschen hält; lehren die Anfragen an den Herausgeber der Deutschen Zeitung, als der Ort noch nicht bekannt war, wo man sich herausnahm, durch Erbrechung freundschaftlicher Briefe die Heiligkeit der Posten zu schänden. Die Sache spricht zu sehr für sich selbst, als daß es nöthig wäre, durch Aufstellung der Gründe das Unerlaubte zu zeigen, da über-

dieß schon in ältern Zeiten sich mehrere Juristen z. B. Ring 1719. Friesen 1721 und Kemmerich 1731 u. a. mit dieser Materie beschäftigt, neuere Kriminalisten aber mit den unleugbarsten Rechtsgründen bestätigt haben, daß es ein strafwürdiges Unternehmen und Verbrechen sey; und nur darin äußert man verschiedene Meinungen: ob Brieferbrechung mit dem Nahmen: Raub oder Diebstal, Betrug oder Injurie ꝛc. zu belegen sey?

Ich unternehme vielleicht, in einer besondern Schrift die ächten Grundsätze über diese Sache zu erörtern und darzulegen und enthalte mich daher einer weitern Ausführung in diesem öffentlichen Blatte. Meine Absicht ist nur, einige Gedanken des Doktors Martin Luther über Brieferbrechung aus dessen Schriften auszuheben, wozu ich die Worte desselben beybehalten will, weil sie in seiner eignen kernhaften Sprache gebraucht sind.

Dem D. Luther begegnete der Vorfall einigemal, daß man dessen an andere Oerter geschriebenen Briefe auffing, eröffnete, ja ihn sogar über den Inhalt der Schreiben zur Rede setzte. Einmal hatte Luther an einige Bürger in Leipzig, wegen ihrer damals erlittenen Religionsverfolgung, einen Brief geschrieben, welcher seinem Feinde, dem Herzog Georg von Sachsen, eingehändigt worden war. Luther wurde daraus eines wider den gedachten Herzog beabsichtigten Aufruhrs beschuldigt und von dem Churfürsten von Sachsen zur Verantwortung gezogen. Er ließ hierauf im Jahre 1533 eine besondere Schrift unter dem Titel:

Verantwortung der aufgelegten Aufruhr von Herzog Georgen sampt einem Trostbrief an die Christen, von ihm aus Leipzig unschuldig verjagt,

drucken, worin er den vom Herzog Georg vorgegebenen Aufruhr durch den gedachten Brief nebst die darauf, vom Churfürsten geforderte Verantwortung erzählt, und dann hinzufügt:

Nu will ich Herzog Georgen, als meinem und meines Evangelii Feinde die Ehre und den Dienst nicht thun, das ich bekennen wolt, der Brief sey mein, wenn schon mein Hand und Siegel da were, weil es ein heimlicher Brief ist, der yhm nicht gebürt zu haben, vielweniger darauf zu handeln oder zu pochen, so weiß er auch vorhin zu gutermaßen wol, das er meine heymliche Briefe soll unverworren lassen, wie er in dem Büchlein von gestolnen Briefen, (meines Achtens) wo er anders seine fünf Sinne hätte, deutlich und greiflich genug solt gefunden haben, aber weil er ja darum zürnet und pocht und will mich verunglimpfen, will ich desselben Briefes mich annehmen und soll mein seyn und heißen, zu versuchen, ob ich auch solchen Brief widder solche hohe, scharfe Kunst Georgs könnte vertheidingen ꝛc.

Ein andermal, schon vorher 1528, wurde ein Brief, den Luther an den Prediger in Nürnberg, D. Link geschrieben haben sollte, dem Herzog Georg zugestellt, welcher dann Luthern schriftlich und in einem besonders gedruckten Buche über den Inhalt zur Verantwortung aufforderte. Luther antwortete zwar in einem Briefe vom Sonnabend des letzten Oktobris 1528, als aber der Herzog sich damit nicht beruhigen wollte, besorgte Luther 1529 eine besondre Schrift zum Druck unter dem Titel:

von heymlichen und gestolnen Briefen, samt einem Psalm ausgelegt wider Herzog Georgen zu Sachsen ꝛc.

Im Eingange dieser Schrift entschuldigt sich Luther, daß des Herzogs Betragen an allem Schuld sey und sagt:

Ich hette gern den Herzog verschont nicht allein seiner eignen Ruge und Friedens halber, sondern auch des ganzen löbl. Hauses zu Sachsen. Darumb habe ich auch bisher auf die schändliche unchristliche Vorrede des neuen Testaments, darnach auf sein unfürstlich und ungeschickte Antwort auf mein herzlich demüthiges Schreiben nichts geantwortet, sondern mit hoher Geduld in mich gefressen, das nicht bey unsern Nachkommen dem löbl. Hause Sachsen ein Schimpf bliebe. Eben so hette ich auch auf die nehrsten Ersuchung meines Brieffs halber yhm wol mit einer solchen Antwort über die Schnaußen zu hauen gewußt, das yhm die Lust solcher Suchung solt gebüßt worden seyn, wo ich nicht seiner hette wollen verschonen.

Luther erkennt nun zwar den aufgefangenen Brief an den D. Wenzel Link in Nürnberg nicht geradezu für den seinigen, übernimmt aber dessen Vertheidigung und zwar auf folgende Art:

Ist dieser Brief mein und nicht an den Herzog gerichtet, so ist es für Georgen fremdes Gut, er darf also auch zum Nachtheil des Herrn oder Besitzers von dem gestolnen, geraubten und gefangenen Briefe keinen Gebrauch machen; eben so wenig als es erlaubt würde, mit des Herzogs Briefen nach Gefallen zu handeln, oder, wenn ich 1000 Gulden einem Kaufmann inne hätte wider sein Wissen und Willen, denselben damit in Grund zu verderben. Dieb ist ein Dieb, er sey Geltdieb oder Briefedieb.

Luther giebt nun dem Herzog derbe Lehren, wie er sich gegen solche Leute, die ihm heimliche Briefe, welche bloße Gedan-

ken ohne Absicht öffentlicher Bekanntmachung enthielten, brachten, habe verhalten sollen und führt an: Georg habe sogar den Churfürsten von Sachsen, durch geforderte Bestrafung zu seinem Miträuber machen und von dem Rathe in Nürnberg die Handschrift vom D. Link verlangen wollen, die nicht einmal seine Unterthanen seyen, schweige denn, das sie sollten seinen ausgeschickten Räubern und Dieben forderlich zu seyn, sich schuldig erkennen.

> Ich weiß wol, fährt Luther fort, das er Herzog zu Sachsen, Landgrave ynn Düringen und Marggrave zu Meißen ist und fürwahr, Gott hat yhm ein schön Land und schöne Herrschaft gegeben und doch leyder, wie Salomo sagt, ist yhm nicht gegeben, das ers mit Gnüge und Nuge seines Herzens brauchen künde, das er aber Herzog über frembde Briefe, Landgrave über heimliche Rede und Marggrave über Gedanken sollt seyn, werde ich, ob Gott will, dis Jahr nicht glawben noch leiden 2c.

Luther vermahnt nun in dieser Schrift den Herzog Georg und seine Helfer, erinnert sie in einer derben Sprache an das Gebot: du sollst nicht stehlen und schließt mit einer Auslegung des siebenden Psalmen, welchen er auf den Herzog Georg und seinen Anhang deutet.

Dieß ist der Vorfall zwischen Luther und dem Herzog Georg von Sachsen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ließ sich ein solches Verfahren noch ehe entschuldigen, besonders da Luther durch Bitterkeiten seinen der verschiedenen Religionsmeinungen wegen aufgebrachten Feind Georg immer reitzte und beyde sich zankten; — aber jetzt, wo geläuterte Vernunft jedem

Fürsten seine Rechte und Pflichten anweißt und freymüthige Eröffnung der Gedanken jedem Menschen erlaubt ist — jetzt, wo die wohlthätige Einrichtung der Posten, die durch öffentliche Verträge und die Natur der Sache selbst zur richtigen Besorgung aller Briefe verpflichtet sind, immer fester gegründet wird —

m. s. auch Ueber das Geheimniß der Posten 1788.

jetzt ist am wenigsten und gar nicht zu verzeihen, wenn freundschaftliche Briefe eröffnet werden und man von einem auswärtigen Unterthan Verantwortung fordert, über Aeußerungen, die ein entfernter Freund an ihn schreibt.

B.

IV.

Begebenheiten eines Deutschen Predigers an den Ufern der Wolga.

Da uns von den meisten Gegenden Rußlands noch so wenig bekannt ist, so werden die folgenden Nachrichten von dem Herrn Pastor Strenge, welcher an den Grenzen von Europa, bey einer protestantischen Deutschen Kolonistengemeinde vier Jahre lang als Prediger gestanden hat, den Lesern dieser Monatsschrift gewiß willkommen seyn. Der folgende Auszug aus seiner Reisebeschreibung schildert einen Theil der Gefahren, womit er schon auf seiner Reise von Moskau nach dem Orte seiner Bestimmung zu kämpfen hatte. Indem der Verfasser seine eigne Begebenheiten erzählt, erhalten wir zugleich ein getreues Gemälde von Sitten, Gebräuchen, und Lebensart der Menschen, mit welchen ihn sein Schicksal zusammenführte.

Moritz.

Die zweyte Nacht begegnete mir ein unangenehmer Vorfall. Den Tag zuvor nehmlich holten uns acht leere Schlitten ein, auf denen Kaufmannsgüter nach Moskau gebracht worden waren. Die Bauern bey den Schlitten waren alle aus demselben Dorfe, wo mein Jswoscheck oder Fuhrmann her war. Das Dorf hieß Zabakina. Sie blieben stets bey uns, fuhren hinter uns her, und wo wir anhielten um zu füttern, hielten auch sie an. Es war eben zu der Zeit, da die Russische Maslyza, oder die sogenannte Butterwoche ihren Anfang nahm, welche gemeiniglich gegen das Ende des Monats Februar einfällt.

Es ist die Woche vor dem großen Fasten, da die Russen noch die Erlaubniß haben, Butter zu essen. In dieser Woche thut sich ein jeder noch etwas zu Gute, wenn er auch gleich das Letzte daran wenden soll. Besonders ist auf den Dörfern alsdann alles toll und voll. Wir kehrten gegen Abend in einem Dorfe bey einem Bauer ein, um die Pferde zu futtern. Da mein Fuhrmann mit seinen übrigen Kameraden, mit den Wirthsleuten in Gesellschaft, ihr Abendbrot verzehrt hatten, so begaben sie sich zur Ruhe, theils auf den Ofen, theils oben auf einer Pritsche. Ich legte mich auf eine Bank, auf die Betten, welche ich bey mir führte. Mein Bursche aber mußte draußen, in einem meiner Schlitten (Kibitken) schlafen, damit mir nichts gestohlen wurde. Nach eilf Uhr wurden die Kerls munter und gingen nach ihren Pferden. Da sie wieder herein kamen, verabredeten sie sich, mich und meinen Burschen umzubringen, weil sie glaubten, daß ich entweder schliefe, oder kein Russisch verstände Ich verstand damals freylich auch noch wenig Russisch; aber so viel errieth ich doch, daß der eine zu meinem Fuhrmann sagte:

„Bruder! du hast mit diesem Herrn noch einen wei„ten Weg vor dir, und bist so schon einige Monate nicht zu „Hause gewesen. Da nun jetzt unsere Maslyza ist, so könn„test du dir noch was zu Gute thun. Wenn wir von hier „wegfahren, so geht, zwey Werste von hier, linker Hand „ein Holzweg in den Wald, da wollen wir den Herrn mit „seinem Jungen todtschlagen. Du sollst dir erst von dem „was wir finden, deinen Weg bis an Ort und Stelle bezahlt „machen, und in das Uebrige wollen wir uns gemeinschaftlich „theilen. Siehe! so können wir alsdann eine lustige Mas„lyza halten!“

Wie mir nun bey dieser Unterredung zu Muthe werden mußte, kann man sich leicht vorstellen, da es Nacht war, und bey allen solchen Fuhrleuten der Gebrauch ist, daß sie um Mitternacht wieder aufbrechen. Da ich mich nun stellte, als wenn ich noch schliefe, so kam mein Fuhrmann zu mir, und weckte mich; indem er sagte: die Pferde wären satt, er wolle nun anspannen, und es war erst halb zwölfe nach meiner Uhr. Ich stand auf, zog meine Reisekleider an, und ging heraus zu meinem Burschen, um ihm alles zu erzählen, was ich gehört hatte, und ihn zu ermahnen sehr aufmerksam zu seyn. Ich rief meinen Fuhrmann heraus und ließ ihm durch den Burschen sagen, weil ich selbst mit der Sprache nicht gut fertig werden konnte, daß ich alles, was er mit seinem Kameraden verabredet und im Sinne führte, gehört hätte. Dieser erzählte in der Stille, wie ich wohl merkte, dem andern Spitzbubengesindel, daß ihr Vorhaben verrathen sey. Ihre weitern Unterredungen aber blieben mir unbekannt.

Hierauf ließ ich mir meine beyden Pistolen in die Stube bringen, lud sie, und legte sie in ihrer Gegenwart auf den Tisch, um ihnen ein Schrecken einzujagen. Darauf steckte ich sie in

meinen Busen, und zwar an jede Seite eine, welches sie alles mit ansahen.

Es war um zwölf Uhr in der Nacht, als ich mich, da es sehr finster war, weil der Mond nicht schien, anstatt in den Schlitten, vorne bey meinem Fuhrmann auf den Bock setzte und mich Gott befahl, meinem Fuhrmann aber andeuten ließ, daß, sobald ich merken würde, daß er von der großen Heerstraße abbiegen wollte, (diese kann man besonders an den großen Werstpfosten erkennen, an welchen auch zugleich die Zahl der Werste und der nächsten Städte angezeichnet ist), ich eben so mit ihm verfahren würde wie er mit den andern acht Kerls verabredet hätte, mit mir zu verfahren.

Wir fuhren hierauf weg, und die andern acht Schlitten folgten uns wie zuvor. Ich wurde nun bald gewahr, daß ich mich nicht geirrt hatte; denn wir waren kaum einige Werste gefahren, so fand ich wirklich, daß zur linken Hand ein Holzweg in den Wald ging. Hier erinnerte ich meinen Fuhrmann an das was er gesagt, zeigte ihm den Weg, und überführte ihn also, daß ich nicht nach ihrer Meinung geschlafen, sondern alles wohl verstanden hatte. Ich blieb solange auf dem Bocke sitzen, bis der Tag anbrach. Da ich aber die Nacht stets der freyen Luft ausgesetzt gewesen, und daher erfroren war, so legte ich mich nun wieder auf meinen gewöhnlichen Platz, und wickelte mich in meine Betten und Pelzwerk so ein, daß ich bald wieder erwärmt wurde.

Des Morgens gegen neun Uhr erreichten wir wieder ein Dorf, in welchem die Bauern mit aller Gewalt futtern wollten. Da ich aber hörte, daß wir nur noch drey Werste bis zur nächsten Stadt hätten, so befahl ich meinen Fuhrmann weiter zu fahren, und weil ich die andern Bauern nicht länger bey mir haben wollte.

Ich

Ich aber fuhr nun nach der Stadt welche Potschyusky hieß. Es war eine mittelmäßige Stadt, und hatte nur mehrentheils hölzerne Häuser. Es lag hier auch etwas Garnison, und da ich an die, allda befindlichen Spanischen Reuter kam, wurde ich angehalten, und der Unterofficier forderte von mir meinen Reisepaß, welchen ich ihm gab. Da aber der Paß, wie er sagte, beym Gorodnidschick oder Kommendanten unterschrieben werden müßte, und er ihn selber hinbringen wollte, so gab ich ihm meinen Burschen mit. Ich fuhr unterdessen nach einem Wirthshause, wo die Pferde gefuttert werden sollten. Der Kommendant, welcher ein Deutscher von Geburt und ein Lutheraner war, hatte aus meinem Passe gesehen, daß ich ein Landsmann und Glaubensgenosse von ihm sey, weswegen er mich zu sich bitten ließ, und einen Jagdschlitten schickte, um mich abzuholen. Da ich nun von ihm sehr gut aufgenommen wurde, so erzählte ich ihm auch unter andern mein in voriger Nacht gehabtes Schicksal.

Nach Verlauf einer guten Stunde kamen nun auch die acht Bauern, welche in dem vorhergehenden Dorfe gefuttert hatten, angefahren. Als ich sie durch das Fenster gewahr wurde, sagte ich zu dem Kommendanten: „Dieß sind die Leute, von de„ren Vorhaben, mich zu morden, ich Ihnen erzählt habe.“ Er ließ sie sogleich zu sich bringen, und forderte sie zur Verantwortung. Sie stellten sich im Anfange ganz unwissend, und leugneten alles. Da sie aber mit vielen Gründen überführt wurden, so sagten sie endlich: „alles das was sie in der Nacht untereinan„der gesprochen hätten, sey nur Spaß gewesen. Sie hätten ei„gentlich gesagt: wenn sie solche Leute wären, die auf Morden „und Rauben ausgingen, so wäre jetzt die beste Gelegenheit „dazu, mich auf diese Art zu behandeln.“ Der Kommendant aber befahl, sie hinunter auf den Platz zu führen, und deutete

ihnen an, daß sie jetzt im Spaß die Padoggen bekommen sollten. Denn er hätte Lust, auch mit ihnen einmal zu scherzen. Sie warfen sich ihm zwar, nach Russischer Art, zu Füßen, und baten um Verzeihung; es half aber alles nichts, denn die Strafe wurde an ihnen auf das härteste vollzogen. Da diese acht Bauern nun wieder kamen, und nach Landesgebrauch, sich für die Strafe bedankten, so sagte der Kommendant zu ihnen: weil er wüßte, daß sie mit mir einen Weg reiseten, so hätte er mir daher aufgetragen, mit der nächsten Post an ihn zu schreiben. Wenn nun der Brief von mir ausbliebe, so würde er dieses als ein Zeichen ansehen, daß sie mich gemißhandelt hätten. Er würde sie alsdenn gleich einziehen lassen, weßhalb er auch, nach eines jedem Passe, ihre Nahmen aufzeichnete, um sie in Schrecken zu setzen. Hierauf ließ er sie reisen. Für meinen Fuhrmann bat ich aber, weil ich ihn noch länger brauchen mußte, welcher demnach mit einer tüchtigen Ermahnung davon kam.

Das Dorf Zabakina, wo diese Leute und mein Fuhrmann her waren, lag von der Heerstraße zwey Werste seitwärts. Da wir den folgenden Tag in diese Gegend kamen, so bat mich mein Fuhrmann inständigst, ihm doch zu erlauben, mit mir dahin zu fahren; indem er da wohnte, sein Weib und seine Kinder schon in zehn Wochen nicht gesehen, kein rein Hemde mehr hätte, und lange nicht in der Badstube gewesen wäre, welche die Russen nicht lange entbehren können; auch wollte er ein frisch Pferd, um besser fortzukommen, beyspannen.

Die Gründe waren zwar alle wichtig genug, allein die acht gestraften Bauern, welche hier wohnten, machten mir noch viele Bedenklichkeiten, zumal da sie jetzt ihre Maslyza oder Butterwoche feyern würden, und nicht zu vermuthen war, hier viele nüchterne Leute anzutreffen. Nach des Fuhrmanns anhaltenden Bit-

ten und Vorstellungen, wagte ich es endlich doch nach Zabakina zu fahren; aus welchem mir schon von fern das Freudengeschrey der Alten und Jungen entgegen schallte. Da ich aber mit einer Art von Furcht in das Dorf kam, so begrüßten mich die Bauern, und nöthigten mich sogar in ihre Gesellschaft zu kommen, wofür ich mich aber bedankte, und sie mit einem Trinkgelde abfertigte, mit welchem sie denn zufrieden waren.

Ich kehrte bey meinem Fuhrmann ein, dessen Hausgenossen ungemein über seine Ankunst erfreut waren, und nicht wußten, was sie mir für Ehre anthun, und wie gut sie mich bewirthen sollten. Da ich nun hier die Nacht bleiben mußte, so war ich demohngeachtet so sehr mit meinem Burschen auf der Hut, daß wir uns nicht niederlegten; allein uns wiederfuhr nichts Böses. Vielleicht daß die Drohung des Kommendanten hierzu auch das ihrige mit beytrug. Des Morgens spannte mein Fuhrmann noch ein frisch Pferd vor, und so setzte ich meine Reise nach Wunsch weiter fort.

VII.

Astronomische Vorlesungen.

Dritte Vorlesung.

Vorbereitung zu Reisen durchs Planetensystem.

Lange konnte ich zu keinem festen Entschluß kommen, würdige Freunde, in welcher Ordnung wir nun, nach der vorläufigen allgemeinen Uebersicht in meinen drey ersten Vorlesungen von einem Weltkörper zum andern reisen, und uns von jedem einzeln, so viel wir aus unsrer Entfernung können, die möglichst natürlichen und würdigen Begriffe bilden wollen!

Wir könnten der Ordnung des laufenden Jahrs folgen; und wie uns etwa von Monat zu Monat die Erscheinung des einen oder des andern dazu auffordert, seine Gegenwart durch genauere Kenntniß desselben uns wichtiger zu machen suchen. Allein, wenn ich hoffen darf, daß Sie auch in der Folge diese Gedanken noch einmal überlesen werden: so würde doch dann gerade diese Erscheinung nicht wieder gegenwärtig seyn, und diese ganze Ordnung scheint daher zu sehr nur auf den Augenblick berechnet zu seyn, und keinen festen Grund der Erkenntniß zu geben.

Natürlicher wär es daher wohl allerdings von dem Gesichtspunkt auszugehn, in den uns die Natur selbst versetzt hat; das

ist: von unsrer Erde anzufangen, und von da zu ihrem nächsten Nachbar überzugehn, und so stufenweise von einer Entfernung zur andern! So haben es unsre Pädagogen endlich am natürlichsten gefunden, den Unterricht in der Geschichte und Erdbeschreibung nicht mit dem Globus, sondern mit der Kenntniß des Vaterlandes anzufangen, und von da aus sich erst über die nähern, und endlich bis zu den entferntesten Ländern auszubreiten; und um desto sichere Schritte zu thun, vom Studium der Leichensteine seines nächsten Kirchhofs die Vorbereitung zur Universalhistorie anzuheben. — Unstreitig hat diese Methode viel Empfehlendes für sich; denn ohngefähr auf diese Weise sind wir Erdensöhne zur Kenntniß unsers Systems gekommen. Ich sage, ohngefähr: denn hier und da sind Ausnahmen, und der größere entfernte Körper giebt uns oft eher Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, als der nähere kleinere; eben so, wie man vielleicht das Bild und die Thaten eines fernen Königs kennt, und den Nahmen und die Leiden seines nächsten Nachbars nicht weiß. — Bey dem allen ist es offenbar, daß die Natur selbst uns nicht in den Hauptgesichtspunkt unsers Systems gesetzt hat. Daher uns denn auch so manches, was immer seinen geraden Gang fortgeht, bald rechtläufig, bald krebsgängig, bald stillstehend, bald langsamer oder geschwinder, als es wirklich fortgeht, fortzugehen scheint. Daher die Länge der Zeit, ehe sich der menschliche Geist alle diese scheinbare Verwirrung entwirrte, und aus allen diesen Bogen und Schleifen und Zickzacken und Schraubengängen den einfachen Gang der Natur herausfand! — Scheint es also nicht rathsam zu seyn, wenn gleich unser Sterbliches an seinem Staub gefesselt bleibt, das zu thun, was die höhere Kraft in uns vermag, und uns durch den Flug unsrer Phantasie in einen Gesichtspunkt zu versetzen, von wo aus uns alles natürlicher und

einfacher erscheinen muß, und unsre Reise, ohne zu Rückschritten gezwungen zu seyn, ihren unaufgehaltnen Weg vorwärts eilen kann.

Und wo wäre dieser Gesichtspunkt? — Ich weiß, Sie haben sich in diesem Augenblick die Frage schon selbst beantwortet: Natürlicherweise nirgends anders, als in dem Mittelpunkt des Systems. Von hier aus erscheint alles in seiner wahren Ordnung; der Hauptkörper durch die Unermeßlichkeit seiner Gefilde und durch die Herrlichkeit seines Lichts als Hauptkörper, und die kleinen Welten um ihr herum durch ihre Regelmäßigkeit und gleichförmigen Zeiten als seine ihm zugeordnete Gesellschaft, die sich in ihren bestimmten Entfernungen und Kreisen um ihn herumbewegt. Die Sonne soll also der Mittelpunkt unsrer Aussichten und der Anfang unsrer Reisen seyn. Von ihr aus kommen wir über Merkur und Venus, erst wieder zu unsrer Erde mit ihrem Monde zurück; und fliegen von da aus, über den trüben Mars, dem königlichen Jupiter, dem wundervollen Saturn, und dem einsamen Uranus zu. Auch über deren Bahnen hinaus werden wir, wenn keine Erden mehr, doch gewiß noch Kometen begegnen; und auch sie wollen wir, nach einem kurzen Besuch wieder verlassen, um entfernte Sonnen zu grüßen, Systeme von Sonnen zu übersehn, und, wie es ein Sterblicher kann, einen Blick ins Unermeßliche zu wagen.

Um unsrer Phantasie indeß bey einer Unternehmung, die selbst für sie zu groß zu seyn scheint, einigermaßen zu Hülfe zu kommen, lassen Sie uns ihr keine Unterstützung versagen, durch die wir ihre Kräfte stärken, und sie nach und nach auf immer größre und vollkommnere Schauplätze fortführen kön-

nen. Dieß verjüngte Bild unsers Systems, das Ihnen, nach Herrn Professor Bodens Erfindung, *) etwa in Billiontheilchen, die Verhältnisse der Entfernungen und Bahnen, und durch die Bewegung, die sie der Maschine geben können, zugleich die Verhältnisse der Umlaufszeiten vor Augen stellt, kann vielleicht eine solche erste Stufe seyn, von der sich die Fantasie, wenn sie erst dieß Bild gefaßt hat, nach und nach zu immer erweiterten Vorstellungen von eben diesen Gegenständen erheben kann. Wir Menschen sind nun einmal so, daß wir uns große Gegenstände, wenn wir sie übersehen lernen wollen, Anfangs verkleinert vorstellen, und sie dann erst durch Verstand und Einbildungskraft wieder ins Große arbeiten müssen!

Und nun, ehe wir in der nächst folgenden Vorlesung unsre Reise wirklich antreten, heut nur noch zur unmittelbaren Vorbereitung einige kleine Erinnerungen und Bitten; um vorher, wenn Sie dergleichen vielleicht irgendwo von ohngefähr aufgefaßt haben sollten, noch ein und anderes Vorurtheil oder Er-

*) Herr Professor Bode zu Berlin, der sich überhaupt seit Fontenelle um die Ausbreitung astronomischer Kenntnisse vielleicht unter allen Astronomen am verdientesten gemacht hat, hat unter andern auch eine kleine Maschine angegeben, die das ganze Planetensystem nach seinen wahren Verhältnissen vorstellt. Sie ist so einfach, und doch zugleich zu allen ihren Absichten so brauchbar, und dabey so nett gearbeitet, daß der Preis von zwey Friedrichsd'or sehr billig ist. Ich wünschte wohl, daß sie jeder Leser dieser Abhandlungen dabey zur Hand haben könnte; denn eine Zeichnung auf dem Papier, wie z. E. die sonst vortrefliche Charte bey der neuesten Ausgabe von Bodens Kenntniß des gestirnten Himmels), ob sie gleich manches haben kann, was jene kleine Maschine nicht hat, giebt doch kein so lebhaftes und in die Augen fallendes Bild.

wartung ablegen, die uns zum glücklichen Fortkommen mehr hinderlich als förderlich seyn würden.

Zuerst erwarten Sie, würdige Freunde, keine Aufschlüsse, die — nichts aufschließen. Gern überlasse ich es lichtbegierigen Seelen, diese im Schatten des Geheimnisses zu suchen. Gern gönn' ich Ihnen in der Rede eines Meisters der Weisheit hyperphysische und kosmogenische Erhabenheiten zu hören, über die sie nicht fragen dürfen, wie sie zu verstehen sind? oder in Stenders Wahrheit der Religion die verborgene Weisheit in der geheimen Werkstatt Gottes zu suchen und nicht zu finden. *) Glauben Sie: Nach allem, was hinter jenen heiligen Mauern her bis jetzt zu uns, die wir draußen sind, durchgedrungen ist, zu urtheilen, kann aus den dort eingezäunten Quellen viel, sehr viel zu schöpfen seyn, aber gewiß keine Astronomie, keine brauchbare Idee zur bessern Kenntniß des Universums. Mangel an mathematischen und physischen Vorkenntnissen verführt zwar den einen, daß er mehr zu wissen glaubt, als er weiß, und — was nicht genug geprediget werden kann — ohne das ABC der Natur zu verstehen, ihre letzten Geheimnisse durchschauen will; und den andern, daß er scheinbare Weisheit anstaunt, weil er, aus eben dem Mangel an Grundbegriffen, das Werk eines andern nicht prüfen kann, und eben so wenig einsehen, daß — wie jener ehrliche Mauermeister meinte — wo kein Fundament ist, da ist auch kein Grund! Denn in der That stößt man in gewissen Schriften auf Stellen, die ein Laie so mißverstehen könnte, als ob hier und da über Zukunft und Ferne höhere Kenntnisse, als wir andern mit unsern treulich gebrauchten fünf Sinnen erreichen können, in Verwahr-

*) S. Braunschw. Journal, Aug. u. Sept. 1791.

sam gehalten würden. Aber, glauben Sie mir, solche Weisheit würde sich nicht, wie ein Licht, unter den Scheffel verstecken lassen; und wenn man auch die Grundsätze derselben selbst zurückhalten wollte, so würden sich doch für den Aufmerksamen tausenderley Wirkungen davon äußern. Nun aber existiren solche Wirkungen nicht: also existirt auch keine solche Weisheit. Was uns Herschel, Bode, Schröter nicht lehren, werden wir fürs erste wohl ungelehrt bleiben!

Eben so wenig wollen wir Swedenborgische Reisen machen, um die Gestalt und Wirthschaft der Einwohner jedes Planeten und Monden kennen zu lernen. Ich weiß nicht, ob die Leute von feiner und großer Welt im Jupiter ihre Verbeugungen vorwärts oder rückwärts oder mit dem Kopf zwischen den Füßen durch machen? ob sie schleichen oder laufen, hüpfen oder springen? ob sie sich durch Zwiebeln oder Absenker vermehren? ob sie Schießpulver und Buchdruckerpressen und Teleskope und Elektrisirmaschinen und Luftschiffe haben, oder nicht? Aber zum Glück gewährt uns das, was wir auf gewöhnlichen Wegen erfahren auch schon so viele und so große Ideen, daß wir vollkommen zufrieden seyn können. Das Einzelne des Einen Körpers, den wir bewohnen, beschäftigt uns schon übergenug; es würde uns eine Last seyn, der wir erliegen müßten, wenn eine gleich genaue Kenntniß von Gegenständen fremder Welten noch dazu kommen sollte. Daß aber Nachrichten davon, wie die Swedenborgischen, nichts als Träume einer schwärmerischen Phantasie sind, davon, wer eines Beweises bedarf, ist das der sicherste Beweis: Swedenborgs Weisheit, so wie ehedem die Weisheit der Astrologen, erstreckt sich nicht weiter als die vorhandnen allgemein bekannten Entdeckungen. Wüßten solche Leute wirklich mehr, als wir andern, so würden sie nicht nur von der Beschaffenheit und den

Wirkungen der Weltkörper, die wir andern auch kennen, sondern auch von den außerdem noch in unsrer Nachbarschaft vorhandnen Weltkörpern, die wir mit gemeinen Augen und gemeinen Hülfsmitteln noch nicht wahrgenommen haben, aus eben der Quelle Kenntniß schöpfen. Swedenborgs Geister aber wissen von dem, was da ist, gerade nicht mehr, als Swedenborg selbst. Nach 1781 hätten sie sicherlich auch den Uranus gekannt; aber, eh' ihn Herschel entdeckte, wußten sie gerade so viel davon, als der Sterbliche, der am wenigsten davon weiß. Sollte daher noch einmal wieder jemand bey Leibes Leben so glücklich seyn, eines solchen höhern Umgangs zu genießen, oder durch Gesichter und Erscheinungen dahin entzückt werden, wohin wir körperlich noch nicht kommen können: so kann folgendes ein sicherer Probierstein seyn! Ist sein guter Genius mit den Weltkörpern, die unsre Teleskope noch nicht entdeckt haben, eben so bekannt, als mit denen, die sie schon entdeckt haben; weiß er, z. E. wie viel Planeten noch über dem Uranus sind? Ob Uranus noch mehr Monde hat, als die zwey von Herschel entdeckten? Und Saturn mehr, als die sieben, die wir nun kennen? was der Streif ist, der den Ring des Saturns in zwey Theile abzutheilen scheint? wie lang die Tage des Merkurs, des Saturns, des Uranus, und der entferntern noch zu entdeckenden Planeten sind? ob die Monde der übrigen Planeten, wie der unsrige, immer die nehmliche Seite ihrem Hauptkörper zukehren, oder ihre eignen Umwälzungen haben? wie viel Kometen, und wie sie um die Sonne herum vertheilt sind? — weiß also ein Geist auf alle diese für ihn in der That, gegen andre gerechnet, nothwendig sehr leichten Fragen Bescheid: wohl! so sey du gewiß, daß er mehr als ein Sterblicher weiß! Kann er dir noch dazu den Ort sagen, wo der zwischen Mars und Jupiter

noch zu entdeckende Planet in einer gegebnen Sekunde sich befindet, und Herschels, oder wessen Teleskop bis dahin reicht, findet ihn da: so laß ihn forthin unbedingt deinen Lehrer und Führer seyn, und verschaffe, wenn du kannst, auch mir seine Bekanntschaft, denn ich habe noch einige solche Fragen auf dem Herzen. Sucht er dir aber, entweder selbst, wenn er dich selbst seiner Erscheinung würdigt, oder, welches gewöhnlicher und wahrscheinlicher ist, durch einen gewählten Dollmetscher, auf deine Fragen durch Winkelzüge, oder erhabnen Nonsense oder Vertröstungen auf die Zukunft, wenn du erst festeres Glaubens und reineres Herzens seyn wirst, auszuweichen: so wisse, daß er nicht mehr weiß, als du aus Büchern lernen kannst, die von fünfsinnigen und nachdenklichen Menschen unter dem Monde geschrieben worden sind und wahrscheinlich nicht einmal so viel; denn der ganze Geist ist nur in der Phantasie oder der „guten Absicht" deines Dollmetschers vorhanden. Doch dieß alles nur beyläufig. Es sind Gedanken, die man sich im Jahrzehend der Geisterseher, wenn man den Kopf oben behalten will, bey jeder Gelegenheit zur möglichsten Deutlichkeit erheben muß. Ich komme zu meinem Gegenstande zurück.

Selbst dichterische Vorstellungen von der Beschaffenheit und den Bewohnern andrer Weltkörper, so fein gesponnen sie seyn mögen, sind für unsre Absicht nicht. Sie können ihren Werth zum Vergnügen und zur Unterhaltung, als schöne Dichtungen, oder als Einkleidung vorzutragender Wahrheiten haben; aber für den Astronomen, als Astronomen, ist natürlicher Weise kein Gebrauch davon zu machen. Indeß läugne ich nicht, daß an sich eine viel besser als die andre seyn kann. Die besten sind unstreitig die, die man auf wahrscheinliche Vermuthungen über die Beschaffenheit jedes Körpers gegründet hat. So hat

man die der Sonne benachbarten Planeten mit feurigen, lebhaften, raschen Einwohnern bevölkert, die entfernten mit kalten, frostigen, langsamen besetzt. Oder, man hat von ihrer Größe geschlossen, und den großen große, den kleinen kleine Geschöpfe zugetheilt. Oder, man hat aus ihrer stärkern oder schwächern Erleuchtung eine Folgerung machen zu können geglaubt; und zum Exempel den Saturnusbewohnern, weil sie die Sonne hundertmal kleiner sehn als wir, folglich hundertmal schwächeres Licht haben, zum Ersatz hundertmal größere Augen angedichtet, und um den übrigen Körper in kein Mißverhältniß mit den Augen zu setzen, überhaupt gemeint, daß ein Saturnusbewohner hundert mal größer seyn müsse, als ein armer Erdbewohner! Was indeß auf der andern Seite den Werth dieser Erdichtungen wieder verringert, ist das Mangelhafte der Vermuthungen, auf die man sie gegründet hat. Daher man beynah statt aller eben so gut etwas anders oder gerade das Gegentheil erdichten kann. Gesetzt also, nicht zugegeben, — Warum? werden wir künftig sehn, — daß es in den nähern Planeten wärmer, und in den entferntern kälter seyn müsse: läßt sich nicht gerade mit eben so viel Recht schließen, daß die Bewohner von diesen desto mehr Feuer brauchen, um der Kälte ihres Wohnorts zu trotzen? und die Bewohner von jenen desto mehr innere Kühlung, um der äußern Wärme das Gleichgewicht zu halten? Und so gehts mit allen diesen Dichtungen. — Die schlechtesten von allen sind indeß doch die, die sich nicht einmal auf irgend eine, ausgemachte oder vermuthete, natürliche Beschaffenheit dieser Körper, sondern auf bloße Willkürlichkeiten, z. E. auf den Nahmen, den wir ihn gegeben haben, gründen. So bevölkerten erfinderische Köpfe den Merkur mit Kaufleuten und Dieben, die Venus mit Verliebten, den Mars mit Helden und Raufern, den Jupiter mit Stolzen und Herrschsüchtigen,

und den Saturn mit Unbarmherzigen, die Nothfalls ihre eignen Kinder auffraßen. Vielleicht wird uns noch jemand einmal aus der Gestalt der eingeführten Zeichen für diese Körper die Dichtung machen, daß die Sonne (☉) runde einäugige, der Merkur (☿) und die Venus (♀) einfüßige Einwohner haben, mit zwey Händen am Fuß, ohne Leib, jener mit zwey Köpfen übereinander, diese mit einem, beyde aber ohne Augen u. s. w. Oder, man könnte, mit Hülfe der Apothekerbedeutungen eben dieser Zeichen, der Sonne goldne Bürger geben, wie die Führerinnen, die sich der hinkende Vulkan beym Homer *) geschmiedet hatte, dem Merkur quecksilberne, dem Mars eiserne, u. s. w. u. s. w. — — Alle Dichtungen überhaupt, die man über diese Gegenstände macht, haben und müssen den Fehler haben, daß sie — zu irrdisch und menschlich sind, das ist, sich zu sehr an die Aehnlichkeit der Dinge halten, die wir erkennen. Daher dichtete man der Sonne ehedem Ofenfeuer und Kohlen und Schlacken an, und machte sie nachher zu einer großen Elektrisirmaschine; daher erfüllte man jene Körper, wenn man ihnen Einwohner zugestand, mit Geschöpfen, die mehr oder minder nach unserm Bilde waren. — Und für alle solche Dichtungen könnte ich Ihnen nicht etwa nur dunkle Nahmen, die keiner kennt, sondern zum Theil selbst die Nahmen von Männern anführen, die aller Achtung würdig sind. Ich hätte Ihnen Fontenelle und Huyghens, Wolf und Krüger, und mehrere andere nennen können; natürlich lauter zu denkende Männer, als daß sie einen großen Werth auf diese Bilder ihrer Fantasie hätte legen sollen! Aber sie lehren uns doch eben dadurch, daß es besser und sicherer ist,

*) Illade B. 18, V. 417. ff.

sich dergleichen lieber gar nicht zu erlauben! Wir wollen der Warnung folgen; und es wird uns dennoch genug übrig bleiben, was unsern Verstand beschäftigen, und unsre Einbildungskraft erheben kann!

Und, um dazu desto vorbereiteter zu seyn, daher zuletzt noch Eine Bitte! Suchen Sie Sich nach und nach von allen den kleinlichen Ideen zu trennen, die uns der erste Anblick giebt, und die sich mit dem Nahmen von Planeten, Kometen, Trabanten, Ringen, Fixsternen, fast möcht' ich auch hinzusetzen, Sonnen und Monden, von Jugend auf in unserm Geist unvermerkt, aber tief, eingeprägt haben. Denn wer auch lange von der Idee zurückgekommen ist, sich den Himmel als einen blauen mit goldnen Nägeln befestigten Teppich vorzustellen; wer auch von lauter Sonnen, und von Körpern tausendmal und Millionenmal größer als unsre Erde, spricht: hat doch selten seine Phantasie zu richtigern und würdigern Vorstellungen davon ausgebildet. Ich weiß, wie schwer das ist; denn wer sich kein vollkommen angemeßnes Bild von der Länge einer Meile oder dem Raum einer Quadratmeile in seiner Fantasie vorstellen kann: wie soll der von 1720 der 5400 Meilen oder von 9,288000 Quadratmeilen sich ein vollkommen angemessenes Bild machen? wie von der Größe der Sonne? wie von noch größern Größen? Aber daran kann man sich doch nach und nach gewöhnen, sich keine kleinen glatten einförmigen Kugeln, die der, der sie gesehn hätte, auf die Frage: wie es dort aussähe? mit Einer kurzen Antwort beschreiben könnte, darunter vorzustellen. Dahin können wir doch kommen, uns keine Trabanten der Erde mehr darunter zu denken, die dort über uns schwebten, und auf uns herabsähen, oder unsre Nachtlichter seyn müßten. Das ist doch keine

so schwere Sache, uns von den Gedanken loszumachen: daß das nicht alles um unsertwillen da ist; und uns anstatt dessen zu überzeugen: daß das alles, und zwar jeder Körper insonderheit, zuerst um seinetwillen da ist! Mit einem Wort, wir müssen uns den Gedanken so lebendig machen, als möglich: daß dieß alles, und jedes für sich, Welten, oder wollen Sie lieber, Weltkörper sind; theils unsrer Erde ähnlich, theils von höherm Rang und Vollkommenheit als sie; von denen, so weit wir mit bloßen Augen sehen, nur viere kleiner als sie, die übrigen alle größer sind, und zum Theil Millionenmal, und aber Millionenmal größer! Wir müssen uns denken lernen, daß, wenn wir dahin versetzt werden könnten, so würden wir — vielleicht selbst in Sonnen nicht! — keinen leuchtenden Körper mehr erblicken, sondern wir würden, wie hier, auf Grund und Boden stehn, unsern Körper unter, und den Himmel mit seinen Sternen über uns sehn, um uns herum aber eine Oberfläche mit weitern und begränztern Aussichten, mit Berg und Thal, mit Flüßigkeiten und festem Land, bedeckt mit Vegetationen und Bildungen von unendlicher Mannichfaltigkeit, und wimmelnd von lebenden Geschöpfen, vernünftig und vernunftlos, groß und klein, schnell und langsam, schön und häßlich, in buntem Gemisch, ein mächtiges Labyrinth, doch nicht ohne Plan, und je größer die Welt, desto mehr ein großes System von Schöpfungen! Daher müssen wir uns endlich, eben darum, weil jeder dieser Weltkörper eine eigne Welt voll Wunder ist, von dem Gedanken entwöhnen, als ob Ein Blick, Ein Flug dahin uns diesen oder jenen Körper kennen lehren würde. Das menschliche Geschlecht bewohnt nun ins sechste Jahrtausend diesen zu seiner Bildung und Vorbereitung ihm angewiesenen Weltkörper; und außer den Millionen Augen, die beständig offen stehen, machten es

Tausende der besten Köpfe zu ihrem ganz eignen Studium, die Natur der Dinge um sich her zu beobachten: und dennoch — wie weit sind wir bis jetzt gekommen? Gehört nicht die Kenntniß so vieler Dinge, die uns täglich und unmittelbar umgeben, z. E. die genauere Kenntniß des Feuers, des Lichts, der Luft, zu den neuesten Entdeckungen? und haben wir sie schon völlig ergründet? oder zeigt uns das, was wir nun davon wissen, nicht vielmehr deutlich, daß wir erst am Eingange des Tempels stehn? Wozu würde uns ein kurzer Blick, der Besuch eines Tags, auf einem Weltkörper, wo uns alles, das Kleinste und das Größte, neu und fremd wäre, helfen können? Zu nichts, als etwa höchstens, den Ungläubigen zu überzeugen, daß da wirklich keine Wüste und Einöde, sondern, wie hier, ein herrlicher Schauplatz der ewigen Macht und Weisheit und Güte sey! Zu dieser allgemeinen Wahrheit aber können wir kommen, ohne körperlich dort gewesen zu seyn oder einen Besuch von dorther erhalten zu haben; unser Geist, ungefesselt von dem Staub, kann sich von Welten zu Welten erheben, und mehr durch fortgesetzte Beobachtung und Nachdenken finden, als ihn ein flüchtiger, doch nur allzu einseitiger Blick auf einen solchen Körper in der Nähe lehren würde.

Wir können also mit dem, was wir hier wissen und erforschen können, für den Platz, den es unter unsern jetzigen Erkenntnissen einnehmen darf, vollkommen zufrieden seyn! Es ist die reinste Uebung für unsern Verstand, wo wir ausgemachte und berechnete Wahrheiten von Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen so scharf, als kaum in irgend einer andern Wissenschaft zu unterscheiden im Stande sind. Es ist Erhebung für unser Herz, dessen Verehrung und Liebe Gottes mit vollkommnern Ideen von seinen Werken nothwendig wachsen muß! Es ist die schärfste Uebung

bung unsers Beobachtungsgeistes, und der höchste Flug unsrer Phantasie; alle Seelenkräfte werden beschäftigt, und indem sie hier für alle ihre übrigen zerstreuten und zerstreuenden Arbeiten Zweck und Beruhigung finden, werden wir in jene wahre Ruhe des Weisen versetzt, die so viele suchen, und nicht finden, und die uns, bey aller Liebe für den uns in der Schöpfung angewiesenen Platz, dennoch nichts Irrdisches stören oder rauben kann. Sapientis animus, sagt Seneka, est sicut status mundi supra lunam; ibi semper serenum est. — „Der Geist des Weisen ist, wie die Welt über dem Mond; dort ist es immer heiter.“ —

Fischer.

VIII.

Gervasii Unterhaltungen für Kayser Otto den Vierten.

Mit einigen Anmerkungen

über den Geist des damaligen Zeitalters.

Die großen Begebenheiten der Vorzeit sind ein Abdruck der Denkungsart und des Grades der Aufklärung eines jeden Jahrhunderts; daher ist das Studium der Kenntnisse unsrer Voreltern der beste Kommentar ihrer Geschichte. Schriftsteller, die zunächst ihre Zeitgenossen belehren, und weiser machen wollen, sind die Sprecher des Volks, und ihre Ideen geben das beste Gemälde zur Geschichte der Kultur eines jeden Jahrhunderts.

Gervasius, Marschall des Königreichs Arelat, schrieb im Jahr 1211, Unterhaltungen für den Kaiser Otto den Vierten, (Otia imperialia,) die zuerst Leibnitz in der Sammlung Braunschweigischer Geschichtsschreiber, aus der Helmstädtschen Bibliothek, bekannt machte. Bey einem Mann

von dem Ansehen, kann man die möglichste Ausbildung seiner Zeit voraussetzen, und man darf von ihm, wenn er sich sogar zum Schriftsteller und Lehrer eines Kaisers aufwirft, nichts gemeines erwarten. — Aber wie sehr muß der Zeitgenoß des achtzehnten Jahrhunderts erstaunen, wenn er, mit seinen Kenntnissen, sechs Jahrhundert zurücksieht, und den in aller Absicht vortheilhaften Abstich seiner Zeit von jener bemerkt. Gervasius lebte in einer Periode, wo es den Päbsten gelang, durch Anmaßung der sogenannten geistlichen Gerichtsbarkeit, sich einen Einfluß auf alle wichtigen Angelegenheiten zu verschaffen, und wo Innocenz der Dritte sich zum Schiedsrichter Deutscher Fürsten, und ihrer Würde aufwarf. Dieser Pabst erklärte öffentlich:

„Daß es ihm vornehmlich (principaliter) und als oberſten Richter (finaliter) zustehe, das streitige Recht auf das Kaiserthum zu entscheiden, eines Theils, weil die Päbste das Reich von den Griechen auf die Deutschen übertragen, und andern Theils, weil er als höchster Richter den neuerwählten krönen müsse."

Die Hildebrandinischen Diktatus hatten dergleichen dreisten Behauptungen bereits den Eingang erleichtert; daher Gervasius kein Bedenken hat, mit ihnen als mit anerkannten Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts, sein Werk anzufangen:

„Der Priester und der König regieren die Welt. Jener erläßt Sünde, dieser bestraft das Unrecht; Jener löset und bindet die Seele, dieser tödtet den Leib; und beyde vollstrecken dadurch den göttlichen Willen. Je-

doch müsse der König es nie vergessen, daß er vor der geistlichen Gewalt keinen Rang habe, sondern ihr nur zugeordnet sey, und daß ihm die anvertraute Macht keinen Vorzug gebe."

Alle menschlichen Kenntnisse stehn in einem schwesterlichen Bunde. Jede Dunkelheit verbreitet ihren Schatten auch über andre Wahrheiten, so wie im Gegentheil ein Licht mehrere Gegenstände erleuchtet. Gervasius hält unsre Erde für das Hauptwerk der Schöpfung, um welcher willen Sonne, Mond und Sterne erschaffen worden. Daher ist ihm der Mensch das erste Geschöpf im Universo, und die Erde ein Schauplatz immerwährender Wunder. Wir hören ihn weiter:

„Das letzte Werk der Schöpfung ist der Mensch, der in dreyfacher Absicht merkwürdig ist. Er ist erstlich das Ebenbild Gottes, durch Vernunft und Tugend; zweytens ist er mit Ueberlegung geschaffen; denn die drey Personen in der Gottheit überdachten den Plan seiner Schöpfung, und sagten dann: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey! Von den übrigen Geschöpfen heißt es bloß: Gott sprach und es ward! Drittens erhielt der Mensch die Herrschaft über die Thiere, deren er sich aber durch den Sündenfall verlustig machte. Denn die reißenden und kleinen Thiere, wie z. B. die Fliegen, sind nicht mehr in seiner Gewalt, und nur mit Mühe kann er Pferde und Ochsen zahm machen.

„Eine gleichmäßige Folge der Sünde unsrer ersten Eltern ist die Fäulniß; daher haben die Thiere, die aus

dergleichen verderbten Körpern entstehn, erst nach der Schöpfung ihr Daseyn erhalten. So erzeugt sich der Holzwurm aus verfaultem Holz, die Motte aus Kräutern, der Kornwurm aus Bohnen, die Biene vom Zugvieh, und der Roßkäfer von Pferden. Der Schmetterling, der vom Wasser hervorgebracht wird, ist, mit den übrigen aus Dunsten entstehenden Insekten, am sechsten Tage geschaffen. Die schädlichen Thiere unsers Erdbodens sollen den Menschen züchtigen, bessern und zur Bewunderung der Werke Gottes auffordern.

„Unsre Erde selbst ist achtmal kleiner als die Sonne, und von geringerer Größe als die Mondkugel. Die übrigen Gestirne sind am Firmament unbeweglich befestigt, um gemeinschaftlich mit dem Mond den Reisenden zu Wasser und zu Lande, besonders in den Wüsten Aethiopiens zu leuchten, wo das Erdreich, durch die Sonnenhitze zu Staub gebrannt, und der Weg durch den geringsten Windstoß unkenntlich gemacht wird. Auch würden ohne diese Erleuchtung verschiedne wilde Thiere, die am Tage nicht sehen, und nur bey Nacht auf Raub ausgehen, ihre Nahrung nicht finden.

„Merkwürdig ist der Einfluß, den der Auf- und Niedergang der Sonne auf die Körper in verschiednen Stunden äußert. Von der dritten Stunde des Tages bis zur neunten, ist die Wärme, von der neunten des Tages bis zur dritten der Nacht die Melancholie, von der dritten Stunde der Nacht bis zur neunten Stunde der Nacht, das Phlegma, und von dieser bis zur drit-

ten Stunde des Tages, das Blut herrschend. Ein Kranker leidet von dem Einfluß einer jeden dieser Stunden."

Auf dem Boden der Unwissenheit, findet der Aberglaube sein natürliches Fortkommen. Ist der Untersuchungsgeist eingeschläfert, dann tritt in die Stelle des forschenden Verstandes die Phantasie, die Legenden erfindet und für die das Unbegreifliche wahre Nahrung ist. Dem Schriftsteller dieses Zeitraums sind die Erzeugnisse der wildesten Einbildungskraft unbezweifelte Thatsachen; denn es gehört kein philosophischer Geist dazu, um das Unbegreifliche zu begreifen.

Adelbert, Bischoff zu Hildesheim und kaiserlicher Kanzler, erzählt:

„Virgil habe zu Neapel ein Schlachthaus erbaut, in welchem sich das Fleisch sechs Wochen lang frisch erhalten habe, und von eben demselben sey gegen den Berg Vesuv, ein Mann von Erz mit einem gespannten Bogen aufgestellt worden. Ein Bauer habe einst dessen Senne nachgelassen und da sey der Pfeil gegen den Berg geflogen, und habe ihn in Brand gesetzt."

Eben so unglaublich sind folgende Erzählungen des Gervasius:

„Virgil habe zu Campanien eine Fliege in Erz gießen und aufstellen lassen. Diese Statüe habe die Wirkung, daß man in der umliegenden Gegend weit und breit keine Fliegen finde.

„Eben so habe dieser große Dichter zu Neapel alles schädliche Gewürm in eine Pforte eingesperrt, und seit dieser Zeit wären aus den Pfeilern, auf welchen die

Stadt erbaut sey, und aus den umliegenden Gärten, alle nagenden Insekten verschwunden.

„Zu Tortona, einer Italiänischen Stadt, sey es Sitte, daß die Knechte bey ihrer Annahme auf das Evangelienbuch verpflichtet würden, dem Gutsherrn anzuzeigen, wenn sie beym Pflügen etwa Blut in der Erde gefunden hätten, denn dieß sey eine sichre Anzeige, daß der Besitzer binnen Jahresfrist sterben würde."

Doch ich mag die Geduld meiner Leser durch weitere Auszüge nicht ermüden; es sey mir vielmehr erlaubt, solche mit einigen Anmerkungen zu begleiten. Wir finden in dem Jahrhundert des Gervasius die tiefste Unwissenheit der Natur und ihrer Wirkungen, und auf der andern Seite die spitzfindigsten, abstraktesten Untersuchungen über Dinge, die ganz außer dem Gesichtskreis des menschlichen Verstandes liegen. Die Art der Gegenwart Christi beym Abendmal, die Dreyeinigkeitslehre, die Frage, ob ein Engel zu gleicher Zeit an mehrern Orten seyn könne? waren der Vorwurf der tiefsinnigsten Untersuchungen, und die erste der damaligen Wissenschaften, die Dialektik bestand in leeren scholastischen Dispüten und Vertheidigung der widersinnigsten Meinungen.

Alles, was den Menschen und seine wesentlichen Bedürfnisse angeht, lag ganz außer dem Weg der Aufmerksamkeit; denn man hielt dafür, daß der Mensch nicht für diese Welt geschaffen, und daß es ein Verdienst sey, das Weltliche zu verachten, und in überirdischen Regionen zu wandeln. Man war todt für die Schöpfung, deren Wirkungen uns durch jeden Sinn zuströmen, und davon wir selbst der beträchtlichste Theil sind. Diese Gleichgültigkeit gegen die uns umgebende

Natur, und die daraus entspringenden Beziehungen, brachte die Mönchsorden und jene unrichtige Begriffe von Heiligkeit hervor, bey der alle Selbstständigkeit und Geisteskraft zur Sünde wurde. Die Päbste, die schon vorher, mit gränzenloser Dreistigkeit, die ihnen von Christo übertragene Statthalterschaft, zum Glaubensartikel erhoben, konnten, bey so vorbereiteten Gemüthern um so leichter, auch mit den unverschämtesten Anmaßungen Eingang finden. Um keine Prüfung ihrer Lehrsätze besorgen zu dürfen, verboten sie das Bibellesen in der Landessprache, und empfohlen dagegen das Gratianische Dekret, das, mit den falschen Dekretalen des Isidors vermehrt, eine Hauptstütze des päbstlichen Ansehens wurde. Die Verehrung der Marie, der Heiligen und ihrer Reliquien, der Ablaß, die Wallfahrten, die Anbetung der Hostie, die Ohrenbeichte, der Rosenkranz, und endlich die vom Pabst Innocenz dem Dritten eingeführte Inquisition, wurden nach und nach an die Stelle der einfachen, auf innere Vollkommenheit dringenden und duldenden Christusreligion gesetzt. Die wahre Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit wurde unter der Last der Religionsceremonien erdrückt, und man glaubte, das Himmelreich an sich zu reißen, wenn man diejenigen Orte, wo der Stifter der christlichen Religion gelebt hatte und gestorben war, aus den Händen der Araber und Türken zu erobern suchte.

Der Kreutzfahrer achtete nicht auf die Verhältnisse, in denen er als Vater, als Mann und als Sohn stand. Er wollte den Tod des Gottes rächen, den er erst durch die Erzählungen der Priester und durch Hülfe gothischbildender Kunst kennen gelernt hatte. Alle Naturbande wurden mit Gewalt zerrissen, und das dadurch verursachte mannichfache Elend, so wie die Gottlosigkeiten, die den ganzen Zug begleiteten, durch völligen Ablaß wieder

gut gemacht. Wie sollten auch die Päbste diesen schwärmerischen Eifer nicht unterhalten haben, da dadurch die Staaten von Vermögen und wahrhafter Mannschaft entblößt wurden, und keine Kraft behielten, sich den ungerechten Ansprüchen des christlichen Roms zu widersetzen.

Bloße Spekulation ist die Mutter der Schwärmerey. Neben den Disputirsälen der Scholastiker bestanden die Mönchsorden, und die Theorie der Dialektik wurde mit Vernachläßigung aller andern Wissenschaften, ins Unendliche verfeinert. Es irrte niemanden, neben dem Lombardus und Aristoteles, den Liber Conformitatum Sancti Francisci zu lesen. Der trojanische Krieg war bloß aus dem phrygischen Dares bekannt und den Virgil, Ovid und Aesop kannte man nur aus Uebersetzungen. Wäre es nur in Einer Wissenschaft helle gewesen: so hätte diese gewiß ihr wohlthätiges Licht auch auf das übrige menschliche Wissen verbreitet, und die allgemeine Verdüsterung gehindert. Aber das Ansehn der Kirchenväter war das non plus vltra alles Forschens, und die Gränzlinie, die niemand zu überschreiten wagte. Ihre Aussprüche waren, wie die päbstlichen Satzungen, untrüglich; und so gewöhnte man sich auch in Sachen des Verstandes, allenthalben an Regel und Norm. Wo keine Regel war, verließ man sich auf die unmittelbare Einwirkung des höchsten Wesens; daher wurden Rechtsstreitigkeiten und zweifelhafte Fragen, durch den Zweykampf entschieden; denn man setzte voraus, daß sich Gott des Unterdrückten annehmen, und die gerechte Sache nicht werde sinken lassen. Die geistlichen Vormünder des Volks fanden bey einer solchen Geistesstimmung ihr Interesse, und die weltlichen erhielten einen Unterricht, wie ihn Gervasius ertheilte.

Aber mit dem Fortrücken der Zeit setzte sich der Schlamm, und die Vorsehung ging ihren gewöhnlichen Gang, das heißt, sie

gab den Mitteln, die Aberglauben und Unwissenheit ausbreiten und befördern sollten, eine wohlthätige, gegenseitige Wirkung. Gerade die Kreuzzüge, die zur Befestigung der päbstlichen Macht so sehr empfohlen wurden, stürzten am Ende, durch ihre Folgen, das mächtige Rom, und die politische und moralische Tyranney der hierarchischen Verfassung forderte Regenten und Unterthanen auf, ihr Joch mit Anstrengung aller ihrer Kräfte abzuwerfen. Der Römische Hof suchte von je her seine Eingriffe in die Rechte der Nationen und seine eigennützigen Absichten durch Religionsgründe aufzustutzen. Man fing an diese zu untersuchen, und fand nicht, was daraus gefolgert werden sollte; und so war der Schlag unvermeidlich, der die Hierarchie endlich traf. Der stille, sanfte Gang hellerer Kenntnisse würde zwar die Pfeiler des hergebrachten Systems erschüttert, aber gewiß nicht umgeworfen haben. Bloße Glaubenslehren, die auf Autorität angenommen werden, stehn gewissermaßen mit den übrigen menschlichen Kenntnissen in keiner Verbindung, und behalten daher, so sehr auch diese geläutert sind, ihr altes Ansehn, so lange sie nicht in die Privatrechte der Individuen oder in die Gerechtsame der Nationen eingreifen. Wo blühten die Wissenschaften mehr und wo hatte Geisteskultur einen solchen Grad erreicht, als in Griechenland und Italien zu den Zeiten Alexanders und Cäsars? dennoch wurden diesen verstorbenen Helden in dem aufgeklärtesten Lande Tempel und Altäre errichtet und Cäsars in einen Stern verwandelte Seele göttlich verehrt.

Zwar kann die Wahrheit nicht ganz aus dem Reiche der Autorität verbannt werden, aber welche Revolution gehört dazu, ihr darin das Indigenat zu verschaffen? Jene Satzungen der Hierarchie, die der Stolz und Eigennutz erfunden, werden selbst in katholischen Ländern bestritten, indeß die Irrthümer, die den

Menschen von dem eigentlichen Zweck der Religion abführen, unangefochten in ihrem heiligen Dunkel bleiben. Wer an diese sich wagen will, muß von beynahe leidenschaftlicher Wahrheitsliebe, die auch den Verlust der Freyheit und des Lebens nicht achtet, getrieben werden. Und hiervon war der große Mann beseelt, der, mit den Eigenschaften eines ächten Reformators ausgerüstet die Grundveste der Römischen Allgewalt erschütterte. Er durchdrang mit der Fackel der gesunden Vernunft, den Nebel, der das Idol der Autorität umgab, und nun sah das Volk den winzigen Götzen, und stieß ihn selbst um. Von ihm ward Denkfreyheit geweckt, und sein Verdienst ist es, daß wir jetzt, auf dem Wege zum Tempel des Lichts und der Wahrheit, der Berge, der Thäler, und des unnützen belastenden Gepäcks weniger haben. Aber diese Wohlthat wird gar sehr von denen verkannt, die, ich weiß nicht, ob aus Mangel der Theilnehmung, oder aus Bequemlichkeit, so gern bey dem Alten bleiben und gegen das Bessere, bloß weil es neu ist, eingenommen sind. Sie würden gewiß von diesem Vorurtheil zurückkommen, wenn sie die neuern Bemühungen, physisches und moralisches Menschenwohl zu befördern, mit jenen Zeiten vergleichen wollten, wo gesunde Vernunft vom Joch der Autorität erdrückt wurde. Ich bin überzeugt, daß die großen Römischen Rechtsgelehrten Paulus und Ulpian, die Frage:

Ob Aufklärung nützlich sey oder nicht?

für eine domitianische Frage würden erklärt haben.

Lucanus.

IX.

Ueber die

Bildsamkeit der Deutschen Sprache.

Eine Rede

in der Königl. Akademie der Wissenschaften gehalten am

24sten Januar 1792.

So wie unsre Deutschen Vorfahren sich sträubten, ihren Nacken unter das Joch der Römischen Herrschaft zu beugen, so sträubt sich unsre Sprache noch bis auf den heutigen Tag, irgend eine Mischung von fremden Zusatze in sich aufzunehmen und zu dulden; sie will nur aus und durch sich selbst gebildet seyn; was sie fremdes aufnimmt, ist nie seines Bürgerrechts ganz gesichert, man versucht es irgend einmal wieder auszustoßen, und statt der fremden wo möglich, durch neugebildete Wörter den Reichthum der Sprache zu vermehren; und schon auf manches neugebildete Wort, das im Anfange verspottet wurde, haben Gebrauch und Zeit, unwiderstehlich ihr Gepräge gedrückt.

Jeder Versuch, den man zur Bildung unsrer Sprache machte, ging vorzüglich darauf hinaus, ihren eigenthümlichen

Charakter ihr wieder zu verschaffen, und sie in ihre angestammten Rechte wieder einzusetzen. Einer der neuesten Versuche dieser Art ist die Verdeutschung einer Anzahl fremder Wörter von Herrn Rath Campe in Braunschweig; je mißlicher aber ein solcher Versuch ist, und jemehr Behutsamkeit derselbe erfordert; um so mehr verdient er auch Aufmerksamkeit und Prüfung.

In der Englischen und Französischen Sprache fügen sich die Wörter, welche aus der Lateinischen darin aufgenommen worden, durch eine leichte Biegungssylbe, nach dem Genius und dem Laute, der in diesen Sprachen herrschend ist.

In der Deutschen macht die Aufnahme eines lateinischen Worts in den meisten Fällen unendliche Schwierigkeiten.

Ich führe nur das Wort Verbum zum Beyspiele an: deklinirt man es, und sagt: des Verbi, der Verborum, so spricht man offenbar zwey Sprachen; will man ihm eine Deutsche Endigung geben, und sagt: des Verbums, so fühlt man daß man der Sprache Gewalt anthut; sagt man das Verb und die Verben, so ist dieß ebenfalls eine gezwungene Biegung.

Wer wird sich hierbey nicht unzählicher Beyspiele von ähnlicher Art erinnern? Man siehet hieraus die Ungeschmeidigkeit und Unbildsamkeit unsrer Sprache, sobald man sie zwingen will, das Fremde in sich aufzunehmen. Man scheint dieß auch selbst in dem Zeitpunkte empfunden zu haben, wo noch die Sucht herrschte, unsre Sprache mit fremden Wörtern auszuschmücken: man wagte es nicht, z. B. die Endung iren, die den fremden Infinitiv bezeichnet, Deutsch zu schreiben, wodurch denn die Schrift ein eben so seltsames buntes Ansehen, wie die Sprache erhielt.

So unbildsam und ungeschmeidig aber unsre Sprache gegen die Aufnahme des Fremden ist, so geschmeidig und bildsam ist sie in und durch sich selber, weil sie ihre Stamm- und Wurzelsilben, gleichsam wie ein zweytes Alphabet, auf unendlich mannichfaltige Weise wieder zusammensetzt, und dadurch in mehr als in einer Wissenschaft Wörter gebildet hat, die ohngeachtet ihrer Neuheit gleich anfänglich allgemein verständlich waren; wovon ich nur die Wolfischen Schriften zum Beweise anführe.

Da nun aber zu der Bildung einer Sprache wegen der immer zunehmenden Ideenmasse vorzüglich ihre Bereicherung gehört, und die unsrige am wenigsten erborgten Reichthum duldet; so muß sie zu sich selber, zu ihren veralteten Ausdrücken, die oft schöner und kraftvoller, als die neuern sind, und zu ihren Mundarten, worin ein Schatz von bedeutenden und ausdruckvollen Zeichen der Gedanken verborgen liegt, ihre Zuflucht nehmen. Dieß haben unsre vorzüglichsten Deutschen Schriftsteller schon mit vielem Glück gethan.

In einem der wichtigsten Fächer, in dem Fache der Staatsschriften, hat der Graf von Herzberg zu dieser Bildung unsrer Sprache vorzüglich die Bahn gebrochen, indem er altdeutsche Wörter von ächtem Gepräge wieder aufgenommen, und sie zu ihrem künftigen Gebrauche aufs neue gewürdiget hat.

Ich führe zu dem Ende nur jene die Baiersche Erbfolge betreffende Staatsschrift an, welche schon ihres Inhalts wegen jedem Patrioten wichtig seyn muß. Unter den ächt Deutschen Ausdrücken, welche dieser Schrift zur Zierde dienen, ist

z. B. der Ausdruck: die Gerechtsame seines Hauses wahren sehr glücklich gewählt, um die Begriffe der Erhaltung, der Sicherung, und der Vertheidigung auf einmal zu bezeichnen, welcher allgemeine Begriff diesem Worte gerade durch die Weglassung der Vorsilbe ertheilt ist; die Gerechtsame seines Hauses in acht zu nehmen, wahrzunehmen, oder zu bewahren, würde das nur schwach oder halb ausdrücken, was durch die ächte und altdeutsche Redensart, seine Gerechtsame wahren, nachdrücklich bezeichnet wird.

In eben dieser Schrift sind die Ausdrücke übermächtig und mindermächtig, wenn von dem Uebergewicht des einen Staats über den andern die Rede ist, auf eine bedeutende Weise einander entgegengesetzt. So sind auch die altdeutschen Ausdrücke Theilungen und Einungen, wenn von Staaten und Ländern die Rede ist, beybehalten, und auch den altdeutschen Wörtern Denkschrift, Theidigung und Theidigungsbrief, ist hier ein ehrenvoller Platz vergönnt.

Die Wörter Auskunftsmittel, Ausgleichungsanträge, Rückgangsrecht, anstatt Regredienzrecht, und ähnliche, welche in dieser Staatsschrift aufgenommen sind, dienen zum Beweise von der Bildsamkeit unsrer Sprache, durch die Zusammensetzungsfähigkeit, welche in ihren Stamm- und Wurzelsylben liegt, und wodurch ein Begriff bis in seine kleinsten Bestandtheile auf das genaueste und bestimmteste bezeichnet werden kann.

So sind auch in dieser Schrift die Wörter Folge und Vorgang durch eine sehr glückliche Wahl miteinander in Gegensatz gebracht; denn der Begriff von Folge in Rücksicht dessen was ein anderer gethan hat, wird eben so nachdrücklich

als ungezwungen bezeichnet, wenn ich sage: daß etwas die natürliche Folge von jemandes Vorgängern sey.

Die Deutschen Schriftsteller haben überhaupt, ein jeder in seinem Fache, gewetteifert, unsre Muttersprache wieder in ihre Rechte einzusetzen, und ihr bey allen Ständen den Zoll von Ehrfurcht wieder zu verschaffen, worauf sie mit so vielem Rechte Anspruch macht. Ihr Wetteifer und ihre vereinten Bemühungen zur Bildung unserer Sprache werden gewiß nicht fruchtlos seyn, so lange noch Deutsche Vaterlandsliebe uns belebt, und so lange ein Deutscher König die Deutschen Musen schützt!

Moritz.

I.

Ueber das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit. *)

Das mir anvertraute ehrenvolle Geschäft eines Lehrers von Jünglingen führt mich natürlich oft in das zunächst angränzende, mit jenem bisweilen tief ineinander laufende Gebiet der Erziehung: und da hat man denn die große, schöne, und mit aller Kraft des wahrhaftig Erhabenen den Geist und das Herz erweiternde Aussicht auf Entwickelung, Erziehung und weitere Beglückung des menschlichen Geschlechts überhaupt; eine Aussicht, an deren Lieblichkeit sich das Auge zu sehr weidet und stärkt, bey deren Betrachtung man sich zu selig fühlt, als daß man nicht oft zum Genuß derselben zurückkehren, als daß man nicht die Gedanken oder die Träume — wenigstens

*) Bey manchen scheinbaren Erfahrungen für das Gegentheil kann man sich nicht oft genug durch Betrachtungen dieser Art stärken; und wir hoffen daher, vielen unsrer Leser durch die Mittheilung des folgenden Stücks manche heitere und hoffnungsvolle Stunde mehr zu machen.

v. H.

gewiß unschuldige Träume — die dieß Anschauen weckte, dann gern äußern sollte, wenn man nicht anders als vergnügt seyn kann. Das wird mich entschuldigen, daß ich in ihrer Gegenwart, mit deren erheiternden Eindrücken ich unmöglich andere, als angenehme Vorstellungen in Zusammenhang bringen kann, von dem Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit und Freude zu reden wage. Vollständigkeit werden Sie von der Kürze der Zeit nicht fordern, und wenn Ihnen meine Erwartungen hin und wieder zu frisch und blühend erscheinen sollten, so werden Sie nachsichtig bedenken, daß man schwerlich seinen Stand verläugnet, und mir verzeihen, daß meine Hofnungen eine jugendliche Farbe annehmen, da ich unter Jünglingen lebe in den Gefilden der Hofnung.

Fortgehn auf der Bahn des Guten und der Veredelung, und ähnliche, diese Begriffe bezeichnende, Wörter und Ausdrücke scheinen immer noch weit mehrern als man denken sollte, so bedeutungslos und unbestimmt oder gar bedenklich, daß sie ihnen nicht bloß Mißtrauen und Zweifel, sondern wohl gar Unwillen und Verdruß erregen. Da bietet sich nun gleich die traurige Erfahrung dar, daß es manche nicht gar gute Menschen giebt, die wahrlich nicht bloß aus Mangel der genauen Kenntniß des Alten und Neuen, was immer noch Nachsicht verdiente, sondern aus Eigennutz, und um gewisser Plane willen, die sie bey der Verbesserung des Menschengeschlechts aufgeben zu müssen glauben, die gute Sache selbst verdächtig zu machen suchen, Aufklärung und Unglauben, Irreligiosität und Neuerungen, Veränderung und Verderbniß mit lauten Wehklagen so in einander wirren, und dabey so leidenschaftlich schreyen, daß mancher, der nicht einmal recht weiß, wovon die Rede ist, angesteckt wird, und so sehr er es vermag, darüber mitschreyt. Ich habe

darüber nur folgendes zu sagen: Es war einst in einer Stadt ein herrschsüchtiger, habsüchtiger Mann, dem die guten weisen Einrichtungen seines Landesherrn nicht gefielen. Verrätherisch stiftete er einen Aufruhr, zu welchem er durch Anschlagen der Sturmglocken das Zeichen geben ließ. Man lärmte, man stürmte, man schrie Feuer, und der gewaltige Auflauf, welcher entstand, war den Absichten des unruhigen Kopfs sehr gemäß. Indeß hörte man das Läuten der Glocken auch in den benachbarten Dörfern, und mancher ehrliche Kirchner sagte wohl: Es muß doch Feuer seyn, man stürmt, ich will in Gottes Nahmen auch stürmen, — und stürmte in aller Unschuld mit zu einer schlimmen Sache. In der Stadt aber stillte ein edler und verdienter Bürgerfreund und treuer Diener seines Fürsten den Aufruhr mit den Worten: „Brüder, geliebte Mitbürger, laßt das Lärmen, es brennt nirgends, man will euch zur Empörung aufwiegeln, aber dazu seyd ihr zu brav, ihr wißt, daß euer Landesvater es gut mit euch meint, ihr werdet seine Entwürfe zu eurem Besten nicht stören, geht ruhig nach Hause, lebt euern Pflichten und euern Geschäften, und wenn einmal wirklich Feuer ist, dann lärmt, damit man lösche, oder noch besser, löscht, ohne zu lärmen.“ — Ein gleich guter Erfolg ist den Aufforderungen derer zu wünschen, welche bey dem stürmischen betäubenden Geschrey der Mißvergnügten und Uebelwollenden in Gottes weitem Reich, die das Gute gern zum Bösen herablästerten, und den frohen, heitern Muth, der zu nützlicher Wirksamkeit so nöthig ist, gern lähmten und erdrückten, ihren Mitbürgern in Gottes Staate zurufen: „Laßt euch nicht irre machen, der Zustand der Menschheit ist nicht so verzweifelt, als ihn mancher vorstellt, trauet, trauet eurem großen Vater zu, daß er euer Glück will, seine Entwürfe zum Besten

seiner Kinder wird nichts stören, thut treu und eifrig, was ihr könnt, zur Erreichung seiner Absichten, und übrigens seyd ruhig und getrost und der festen Zuversicht, daß er selbst die Lasten von Schutt, die menschenfeindliche Absicht dem Guten in den Weg wirft, zur Ebnung und Besserung der Bahn zur Vollkommenheit gebrauchen kann und wird.“ — Gottlob, daß es der Leute immer nur wenige giebt, gegen welche solche Ermunterungen nöthig sind. Ich wende mich von diesen, um mit wahrer Achtung und warmem Antheil auf die Klagen der Redlichen zu hören, die sich des Gedeihens der Menschheit aufrichtig freuen, und ihr Wehe mit Schmerzen beweinen; aber, durch unbestimmte Begriffe hin und her getrieben, oder durch überspannte Erwartungen mehrmals betrogen, endlich alle Hofnung aufgaben und die immer lauter und allgemeiner werdende Stimme von Erhöhung menschlicher Vollkommenheit wohl gar für die letzten Großsprecherreyen und prahlerischen Vorspiegelungen eines Kaufmanns halten, der nächstens aufhören wird zu zahlen! Ach Gott! sagen sie wohl, eure Verkündigungen eines bessern Zustandes der Menschen sind Rednertiraden, Dichterphantasien, gutmüthige Schwärmereyen, liebliche, schwindende Träume. Noch ist den Erdenbewohnern keins von den ihrem Geschlecht eigenthümlichen Gebrechen und Leiden abgenommen, noch sind so viele Wangen naß von Thränen, noch hält mannigfaltiges Elend und beugender Druck so manchen nieder, noch stürzen oft Verwirrungen und Gährungen alles durcheinander, und zertrümmern das Gute mit dem Bösen, noch hält Irrthum und Aberglaube unzähliche Seelen gefesselt; und wenn man bedenkt, was die Menschheit seyn könnte, und hinsieht, was sie ist, so wendet man bekümmert die Augen, und windet wehmüthig die Hände über das Rin-

gen und Kämpfen, mit welchem sie zur Vollkommenheit aufstrebt, und über die Kraftlosigkeit, mit welcher sie immer wieder zurückfällt. Lieben, guten Zweifler, laßt uns muthig hinsehn, auf die trüben Bilder, die uns ängstigen, laßt uns eins nach dem andern mit festem Blick beschauen. — „Die Menschen dulden die Leiden der Menschheit." — Freylich wohl; aber kann es, darf es denn anders seyn, ohne Zerrüttung der weisen Plane des Ewigen? nach welchen nun gerade auf unserm Planeten Geschöpfe durch immer wechselnde Umstände, und durch vermischte Empfindungen gebildet werden sollen; nach welchen die sorglosen Spiele im Paradiese der Kindheit und alle Beschwerden des Greises, die süßen Schwärmereyen der Jugend und ihre unwillkommnen Auflösungen, der Brautaltar und die Gräber unsrer Theuren, alle Seligkeiten des häuslichen Glücks und der Gram, der über dem Sarge des Kindes, des Gatten, mit verhülltem Angesicht hängt, gleich wirksame Erziehungsmittel sind; nach welchen wir durch bunte Wiesen und dürren Sand, durch saatenreiche Felder, durch Blumengärten und über Todtenäcker zu einer Vollendung geführt werden, in welcher wir einst mit freyerm kraftvollerm Geist alle durchgespielten Scenen der Vergangenheit in Ein großes vollkommnes Gemälde vereinigen, bey dessen Ueberblick aus der Fülle von Vorstellungen und Empfindungen ein Entzücken hervorgeht, dessen wir ohne das nicht fähig seyn würden! — „Die Menschen seufzen aber auch unter Bedrückungen und Uebeln die aus ihrer Natur, ihren Vorzügen, ihrer Bestimmung nicht nothwendig entspringen." — Es ist wahr, doch sollte die allwaltende Vorsicht mit dem Wehe Aller nicht erhabne Vortheile verweben, so wie der Einzelne durch Noth und Verlegenheiten

zur Lebensweisheit geführt wird; so wie nach der Beobachtung der Menschenkenner anhaltende Schwächen, und entstellende verzuckende Krankheiten, die vielleicht durch Mißhandlungen liebloser Pfleger entstanden, gemeiniglich die reinste Milde des Herzens, die bescheidendste Gutmüthigkeit erzeugen? — „Verwirrungen und Gährungen?" — O die müssen unter der höhern Leitung oft etwas viel Wohlthätigeres wirken, als ihre Stifter wollten. In Gottes Welt, in Gottes Fügungen lös't sich der brausendste Stoff zuletzt in Schönheit, und das schreckendste Getöse in Harmonie auf. Das fürchterlich erschütternde Gewitter bleibt immer Segen, selbst wenn es einen Pulverthurm sprengt; das geschieht indeß nur selten, gewöhnlich blitzt es nur und donnert, und dann sagt wohl das zagende Kind, ach, warum donnerts doch auch, wenn sich schon der Erfahrne freut, wie es nun bald so lieblich kühl seyn, und so frisch umher duften, und so schön grünen und blühen und reifen wird. Gott winkt, und aus wüster Verwickelung entspringt Ordnung; auf der Stätte verbrannter Hütten steigen prangende Palläste empor, und aus Asche und zerfallendem Staub, aus Blut und Gebeinen windet sich Leben, Bewegung und Kraft. — „Noch herrscht Irrthum und Wahn." Man sieht es also doch schon ein, daß es Irrthum und Wahn ist? Sollte sich hier nicht eine reiche Ernte von Wahrheit hoffen lassen, da Irrthum, der allgemein für richtige Einsicht gehalten wird, schon oft selbst das Mittel zu seiner Widerlegung und zu den überraschendsten Erfindungen werden mußte? Der alte Geograph Ptolomäus nahm irrig Asien viel weiter gegen Morgen ausgedehnt an, als es ist; durch die nach seinen Vorstellungen gezeichneten Charten verführt, glaubte man dasselbe noch in dem durch seine Schiffahrten so berühmten funf-

zehnten Jahrhundert, und weil man die östlichen Gränzen Asiens bisher auf keinem andern Wege gefunden hatte, so meinte man nur in entgegengesetzter Richtung gegen Abend schiffen zu müssen, um an das äußerste Ende von Indien zu kommen. Kolumbus that dieß, und fand Amerika, machte, vielleicht nicht weniger durch einen Irrthum, als durch seine Kenntnisse getrieben, die größte, die erstaunlichste Entdeckung der ganzen Geschichte. — „Die Menschheit ringt mit Thränen nach höherer Vollkommenheit!“ — Sie ringt also doch darnach! O das ist ein hoffnungsvoller Zustand! Der Knabe, der nach Wissenschaft und Ausbildung lechzt, der, wenn sein Fleiß mit äußerer Noth, und sein Genie mit harter Armuth kämpft, bitterlich bey dem Gedanken weint, daß er vielleicht nicht werden solle, was er gern werden möchte, giebt einen entzückenden Anblick; der kann etwas Großes werden! Gewiß die Menschheit, die mit ängstlicher Sehnsucht nach Veredlung dürstet, wird in der Veredlung fortschreiten. — „Aber doch langsam, unabsehlich langsam, sagen von neuem die gutgesinnten Zweifler; denn wo sind die zusammengesetzten, mit allgemeiner Uebereinstimmung übernommenen Vorbereitungen, die großen überdachten Entwürfe, die angestrengten Bemühungen, die jenem erhabenen Zweck angemessen wären? Hier und da eine schwache Stimme, ein leicht verhallender Zuruf, hier und da ein einzelner Mann, was werden die fruchten?“ — Nun so fehlts doch also nicht an allem absichtlichen Wirken zum Guten. — O seyd unbesorgt, seht, alle Sonnen, alle Erden Gottes hängen an — Nichts, was in die Sinne fällt, hängen nur an ihrer Stellung und Richtung gegeneinander. Eine uns unsichtbare

Rückung in dem großen Weltall, und Sonnensysteme taumelten zerfallend in einander; aber der Allmächtige hält sie durch den Stand, durch den Zusammenhang, den er ihnen gab, und Stellung, Fügung und Anordnung der Umstände wirkte von je her in den Begebenheiten des menschlichen Geschlechts so mächtig, daß an der Wahl einer Stunde oft das Wohl von Nationen hing, daß ein Blick, ein Wort nicht selten über ganze Reiche entschied, daß das, was jeder eine Kleinigkeit nannte, Licht und Segen über Jahrhunderte brachte. O Geschichte, lehrende herzerhebende Geschichte, rede für mich. Der junge Alexander durfte nur noch einige Jahre leben, so hätte der unwiderstehliche Zerstörer, mit der Kraft Europens und Asiens gerüstet, vermuthlich seine Plane auf Italien ausgeführt, und die Römer niedergeworfen; und die Römer waren doch zur Erreichung noch so manches Zwecks bestimmt. Der wunderbar kraftvolle Hannibal stand hernach zermalmend in Italien, und hätten nicht in Karthago neidische Gegner, eifersüchtige Nebenbuhler seiner Größe, seine gehörige Unterstützung verhindert, so hätte er wahrscheinlich Rom zertrümmert, und wie ganz anders wär' alles geworden, wenn Rom schon damals fiel, dessen Weltherrschaft und Sprache auch die Ausbreitung des Christenthums erst noch befördern sollte. Wenn August nur nicht gerade den schwachen, unklugen, unbesonnen zuversichtlichen Varus gegen Herrmann und die Deutschen schickte, so hätten die Deutschen der Römischen Kunst wohl unterliegen müssen, so wär unser Vaterland, wie Gallien, wie Spanien eine Römische Provinz geworden, so gäb' es keine Deutsche Sprache mehr, so hätten wir eine ganz andre Weltgeschichte. Der große Britte Newton stand, verloren in fruchtlosen Streben seines Tiefsinns zur Erklärung der Umwälzung der Planeten um die Sonne und

des ganzen Weltgebäudes, unter einem Baum; da fiel ein Apfel vom Baum, und siehe, — die Neigung des Apfels zur Erde mußte gerade mit seinen damaligen Untersuchungen so glücklich zusammentreffen, daß ihm wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele leuchtete, der den Physikern, den Astronomen hernach so viel zu denken, so viel zu forschen gab. Das kleine Insekt, das einst den Apfel stach, daß er eben damals fallen mußte, das Lüftchen, das ihn abbrach, ist unbeschreiblich wichtig in der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir wollen also zur weitern Ausbildung der Erdenbewohner nicht gerade nur auffallende Ereignisse, nur in die Augen glänzende Begebenheiten und Anstalten wünschen und fordern. In Gottes Haushaltung wirkt auch das Kleingenannte viel. Ein Mann, der thätig ist, wie und wenn er muß, ein weises, wahres, gutes und freymüthiges Wort zu seiner Zeit, eine Thräne von zärtlicher Menschlichkeit geweint, in dem Augenblick, in welchem eine Thräne etwa ein Herz für das Gute erweichen könnte, bringt oft mehr zu Stande, als man berechnen kann. Und glauben wir bisweilen einen zu langen Stillstand der Menschheit zu bemerken, so wollen wir, wenn wir nur in unserm kleinen Kreise nicht müßig sind, immer, mit Gottes Fügungen zufrieden, schon froh seyn, daß nur nicht dieß und jenes geschieht, was sie zurückstoßen könnte, schon froh seyn, daß nur keine neuen Schwierigkeiten erregt, daß keine neuen Hindernisse in den Weg geworfen werden, die sie aufhalten könnten, wollen dankbar seyn, auch für das, was **verhütet** wird. Man weiß es, welch ein Segen der große **Luther** für die Welt geworden ist. Ohne ihn hätte finstrer Aberglaube noch länger die Völker umdüstert, und Geistestyranney sie niedergedrückt, furchtbare Gewalt sie in gräßlicher Sklaverey gehalten, und schändlicher Trug in seinen Fesseln sie hingeschleppt! Begann die Refor-

mation später, so hätte sich vielleicht das Haus Oesterreich, gegen dessen Uebermacht nur das gemeinschaftliche Interesse der Religion so viele Fürsten vereinigte, zum unumschränkten Herrn des Deutschen Reichs erhoben; das alles ist verhütet durch Luther, — und das alles konnte zerstört, oder weit hinausgeschoben werden durch einen Stein in einer Straße von Eisleben, wenn über diesen Stein seine Mutter einen Fehltritt gethan hätte, einen Fehltritt, welcher der Menschheit ein Kind rauben konnte, auf dessen Eintritt sie mit Thränen des zerknirschten Kummers harrte. Ach auf der Mutter des großen Reformators, eh er geborgen an ihrer Brust lag, beruhte das Heil von Nationen, und wer hätte das der armen bescheidnen Bergmannsfrau angesehn? Sey gepriesen, allwaltende Vorsicht, daß du so manches verhütest, was in keinen menschlichen Gedanken kommt, daß du hier und da durch einen Dienstfertigen, durch einen Armen, oder durch ein spielendes Kind einen Stein aus dem Wege räumen läßest, der große Verwüstungen anrichten konnte; sey gepriesen, allwaltende Vorsicht, dein großer ruhiger Gang führt zum Ziel, und hat uns, indeß wir über die Langsamkeit desselben klagen, demselben vielleicht schon eben so näher gebracht, als deine Erde durch weite Räume rollte, indeß niemand ihre Bewegung fühlte, und wohl mancher sie läugnete.

Sprechen dergleichen allgemeine Betrachtungen für die Hofnung, daß es mit dem menschlichen Geschlecht allmählich immer besser werden wird: so redet die Erfahrung, so reden die Jahrbücher der Geschichte, und besonders die Urkunden und Denkmäler der neuesten Zeiten noch lauter und erfreulicher dafür. — Wer in der Welt, in welcher er lebt, nur nicht ganz ein Fremdling ist, dem muß es doch ausgemacht seyn, daß man die Würde, den angestammten

Adel, die erhabne Bestimmung und die heiligen Rechte der Menschheit immer mehr erkennt und achten lernt; daß widernatürlicher Druck, Leibeigenschaft und Tyranney immer seltner wird; daß unter der Pflege des wohlthätigen Zutrauens zu dem Verstand und Herzen unsrer Brüder edle nur selten gemißbrauchte Freymüthigkeit immer mehr gedeiht, daß die Gerechtigkeitspflege weiser, leichter, philosophischer ward; daß auf Europa's Königsstühlen und Fürstenthronen mancher Vater seines Landes, mancher liebenswürdige Vormund für die noch nicht ganz erzogene Weisheit und Tugend, manche Zierde der Geschichte glänzt; daß Wildheit, Rohheit, Grausamkeit sich immer mehr verliert; daß die zärtliche Stimme des Mitleids, der milde Anhauch der Menschlichkeit, selbst den Arm des würgenden Kriegers hemmt; und Europens kummervolles Erstaunen, armes Ismail, über die Haufen deiner Leichen, über deine blutigen Trümmer, beweist, wie ungewohnt man solcher Auftritte geworden ist. Wem Vorurtheile nur nicht das, was wirklich ist, durchaus verschleyern, der wirds doch nicht zu läugnen wagen, daß das Ungeheuer Aberglaube so bis auf die letzten Zuckungen niedergekämpft und erschöpft ist, daß es auch den künstlichsten Versuchen schwerlich gelingen möchte, es in sein voriges frisches Leben zurückzurufen; daß man in jedem Felde des menschlichen Wissens mit Riesenschritten vorwärts gegangen ist; daß die Wissenschaften, indem sie eine immer gemeinnützigere Richtung und immer mehr das schöne Gepräge weltbürgerlicher Weisheit erhalten, darum wahrlich nicht seichter geworden sind, noch an Gründlichkeit verloren haben; daß die erleuchtende Philosophie, indem sie sich herabläßt, mit dem Tagelöhner in seiner Sprache zu sprechen, doch gleich geschmeidig sich mit Kant, oder durch Kant veranlaßt, in die übersinnlichsten Höhen erhebt, um von da aus

die Gebäude und die Werkstatt der menschlichen Vernunft zu mustern; daß man in dem gränzenlosen Gebiet der Naturwissenschaften, die erstaunlichsten, die überraschendsten Entdeckungen gemacht, und der Natur ihre verhülltesten Geheimnisse so abgelauert und abgepreßt hat, daß die Bacon's, die Guerike, die Newtons darüber erstaunen müßten, was sie von ihren Schülern lernen könnten; daß es der Geschichte gelungen ist, Diplomatik, Philosophie und Beredsamkeit zu verschwistern; daß die Philologie noch immer so fleißig ist, als sonst, Gold und Perlen zum Schmuck für die Weisheit aus den Schatzkammern der Alten zu holen, ohne so oft durch wildes Gezänk über den Gräbern der Vorwelt und durch kleine Spielereyen mit altem Staube die Griechische Grazie und den Römischen Genius von sich zu scheuchen, an deren Hand sie so geschäftig ist: daß Poesie, Beredsamkeit und jede schöne Kunst jugendlich blüht; daß Unterricht und Erziehung, vorzüglich in Deutschland, immer mehr öffentliche Angelegenheit geworden, und dadurch ihrer Vollkommenheit näher gekommen, daß die Anstalten zur Lehre und Bildung vervielfältigt oder unterstützt, befördert und verbessert sind. Religion und innere menschliche Vortreflichkeit haben unstreitig gewonnen. Oder ists kein Gewinn, daß der Krieg zwischen Vernunft und Religion, der unselige, dem Wesen beyder widersprechende Krieg, den Unwissenheit und böser Wille, Starrsinn und Mißverstand so lange und so erbittert führten, beygelegt ist; durch Männer, welche erschienen, gerüstet mit unbesieglicher Wehr, gewafnet mit tiefem feurigem Blick, mit gesundem hellem Verstand, mit reicher Gelehrsamkeit, mit gründlicher Sprachkenntniß, mit historischer Wissenschaft, mit gereinigter Philosophie, mit eindringender Gewalt des kräftigsten Vortrags, mit unwiderstehlicher Gewalt strömender Beredsamkeit; daß zwischen den beyden wohlthätigsten

Beherrscherinnen des Menschengeschlechts ein Friedensschluß zu Stande gekommen ist, dessen schönen einfachen Sinn man immer mehr faßt, immer mehr in Wirksamkeit setzt? Ist es kein Gewinn, daß die Religion auch in ihrer öffentlichen Behandlung immer verständlicher und folglich liebenswürdiger, (denn wer könnte sie verstehn, ohne sie zu lieben?) immer mehr zum Schatz für den Geist und das Herz, immer mehr zur Seele des thätigen Lebens gemacht wird? Ist es kein Gewinn, daß der Sektenhaß immer mehr verschwindet, nicht bloß unter Christen gegen Christen, sondern auch gegen Israels Nachkommen, denen man bey ihrem etwas schwerfälligen Gang zur Veredlung die Hände zu bieten anfängt? daß die Denkungsart überhaupt milder, das Mitgefühl leiser, die Empfindung fremdes Elends reger, daß man für heilsame, unterstützende Anstalten und Einrichtungen wärmer und thätiger, daß die Menschenliebe allgemeiner und reiner und herzlicher wird? daß die Tagebücher der neuesten Geschichte in so mancher Handlung des uneigennützigen Wohlwollens, selbst in mancher That erhabner Großmuth, die Vortheil und Leben aufopferte, unsern Zeiten entzückende Denkmäler aufstellten? Sollte nach dem allen die Menschheit nicht fortgeschritten seyn im Guten und in der Veredlung? und sollte sie nun nicht immer weiter fortgehn? Sie hat die Stimme des gutgemeinten Tadels nicht verschmäht, sie hat den Ruf der freymüthigen Einsicht gehört und befolgt, sollte sie das nicht ferner thun? Sollte es nicht beachtet werden, wenn der Menschenfreund seine Brüder auffordert, noch nicht alles für gethan zu halten in dem Garten Gottes, sich noch nicht zum Schlaf hinzulegen, sondern fortzuarbeiten, damit das noch übrige Unkraut getilgt wird? wenn er ihm dabey mehr Vorsicht empfiehlt, als oft die Besten gebrauchten, damit das gute Gewächs nicht mit dem schädlichen

ausgerauft, damit durch übereilte unvorbereitete Aenderung die gründliche Besserung nicht gehindert wird? Sollte es nicht fruchten, wenn die Bearbeiter der praktischen Philosophie auf den Lehrstühlen, und ihre mächtigern Freunde auf den Thronen, sich immer mehr vereinigen, den einen großen Streit, der noch nicht ganz geschlichtet ist, den unnatürlichen Streit zwischen der Tochter auf der einen, und der Mutter und Erzieherinn auf der andern Seite, den Streit zwischen Politik — und Naturrecht und Moral in Harmonie aufzulösen? Sollte man nicht merken auf die redliche Anzeige, welchen Altern, welchen Ständen und an welchen Mitteln zu ihrem Wohl es noch fehlt? Sollte man nicht verstehn die gegründeten Warnungen vor den wirklichen Fehlern unsers Zeitalters, vor der üppigen Sinnlichkeit und ihrem fürchterlichen Gefolge, vor dem despotischen Luxus, der seine Diener nur auf sich einschränkt, das Gefühl für ächte, lautere Freude und für die Menschheit abstumpft, und den Sinn für Arbeit und für das Edle und Große erstickt? sollte man nicht hören auf die Ermunterungen, mehr, als es geschieht, nach dem stillsten aber wahrsten, nach dem häuslichen Glück zu ringen, weil man Ruhe und Lust und Segen schwerlich unter andre austheilen kann, wenn man sie nicht selbst im Hause hat? Ja, ja, *Erhöhung und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts* du bist *kein Traum*, und wenn der große Vater dich nicht so herbeygeführt, als seine Kinder denken, so *können* die Erfolge wohl *anders*, aber sie *müssen besser* seyn. Ja, die Zeit wird kommen, da die Menschheit blühen wird in unverkannter Vortreflichkeit, in unverkümmertem Besitz ihrer eigenthümlichen Schätze; da man in dem ärmsten Hüttenbewohner, in dem niedrigsten Diener *die Menschheit* achtet; da der muthige Krieger, dem ein edles Herz unter der feinern Uniform schlägt, in

dem ihm unterworfnen Mann, dem ein edles Herz unter der gröbern Uniform schlägt, den einen gemeinschaftlichen Adelsbrief nicht übersehen wird, der allenthalben gelten muß, weil Gott ihn schrieb, die Menschheit; da Handel und Mäckeley mit Menschen wie mit Waaren aufhört; da man es beherzigt, daß auch ein schwarzer Mensch ein freygebornes Kind im Hause Gottes ist, daß auch einer schwarzen Mutter das Herz blutet, wenn man ihre Kinder zum harten Frohne peitscht, und daß Gott nicht will, daß den Müttern das Herz bluten soll; da Reiche und Arme glücklicher neben einander wohnen, weil diese durch jene gebildet, in Thätigkeit gesetzt und versorgt, Nahrung und Kleidung, Bett und Dach, wenn auch nicht so schön, doch eben so für das Bedürfniß haben. Die Zeit wird kommen, da heller Verstand mit jugendlicher unverstimmter Phantasie, ruhige deutliche Einsicht mit starkem Gefühl und mit Fülle des Herzens, gründliches Wissen mit freundlicher Geselligkeit, feine Ausbildung mit der Einfachheit des Wahren sich schwesterlich vertragen. Natur und Kunst, Mutter und Tochter, werden immer einträchtiger miteinander werden, und indem man sich nach der Tochter sehnt, wird man es mit der Mutter nicht verderben dürfen. Kunst in ihrer höchsten Blüthe wird ja selbst Natur. Steif und unbeholfen waren ihre frühern Werke, die Kinder ihrer Vollkommenheit athmen wie die alte Mutter Kraft und Leben. An der Hand der Kunst wandeln die Menschen wieder in die Hallen der Natur, aus welchen die Kunst sie führte, sie veredelt zurückzubringen. Ungetrübt heiter, unbekümmert glücklich, spielen die Menschen dann in vollem Genuß der Güter, die Menschheit und Gesellschaft, Geist und Herz, Freundschaft und Liebe gewährt, die seligen Spiele ihrer Kindheit in den lieblichen Gärten der Erde durch kindlich unschuldige Gefühle, kindlich harmlose Träume,

kindlich wahre Gedanken, geübt und gebildet, blühen sie hier entgegen den höhern, erhabnern Gefilden ihrer vollkommnen Reife. Zu diesen hin führt sie eine weise, belebende, holde Begleiterinn, die hier ihre Lust reinigt und versüßt, sie belehrend nach dem Zustand ihrer Vollendung hinweist, und ihnen entzückende Aussichten auf größre Kreise der Thätigkeit und Freude, in die der Ewige sie haben will, entfaltet, die bey den Leiden des Lebens Vertrauen auf den Erhabensten in ihre Seelen haucht, ihnen manche Dornen aus der Bahn des Lebens bricht, selbst die Sterbebetten ihrer Theuren noch mit Blumen bestreut, und über ihren stillen Särgen die tröstenden Bilder von Unsterblichkeit und Wiedersehn entwickelt; eine Begleiterinn, die ihr ganzes Wesen so für Vollkommenheit stimmt, einen so reinen Sinn für Vollkommenheit in ihnen hervorruft, daß sie der größern Schönheit, der größern Weisheit und Kunst, der größern Tugend des andern sich freuen ohne Neid; eine Gefährtinn, die bey den Wallungen der Sinnlichkeit ihren edlern Theil mahnt, der ihm vertrauten Herrschaft nicht unwürdig zu werden; die, wenn sie Pflicht und Liebe vergessen wollen, ihnen zuruft, Pflicht und Liebe warten euer, gedenkt ihrer; die, wenn sie in Gefahr sind, andern auch die kürzeste Zeit durch üble Laune oder durch ein Wort, durch einen Blick, durch einen Scherz zu verbittern, ihnen Milde zuflüstert: Lieben! ihr werdet doch keinen Mitbruder kränken auch nur auf eine Stunde; eine Gefährtinn, die den Jüngling umarmt, und noch in der letzten Stunde dem Scheidenden, von dessen Lager alle seine Lieben ängstlich fliehn, beruhigend und freundlich in die matten Augen blickt; die edelste Gefährtinn, — die Religion. Ja, ja Religion wird immer mehr der Segen der Menschheit werden, und wie verschieden sie in den verschiedensten Ländern, wie sehr sie hin und wieder mit dem

Irrthum

Irrthum gepaart seyn, wie vieles die prüfende Vernunft hier und da an den Steinen, an den Fachwerken, an den Dächern, an den historischen und poetischen Stützen und Pfeilern ihrer Gebäude zu tadeln haben mag, so wird man doch allenthalben über die Bestimmung des Gebäudes, allenthalben darüber einig werden, daß es gewidmet ist der Lehrerinn, der Erzieherinn zur Vollkommenheit. Da wird der Verehrer des weisen Confucius sagen: der große Tien will, wir sollen uns lieben und immer besser werden; da wird der Schüler des guten Zoroaster sprechen: die Zeit ohne Grenzen will, daß Ormusd, der Stifter des Guten, am Ende über alles Böse die Oberhand behalte, arbeite als sein getreuer Diener, daß das Gute herrschend werde; da wird der gutmüthige Indianer rufen aus der Fülle des Herzens: Brama will Liebe! Da werden Juden und Christen ehrlich und zuversichtlich beysammen wohnen; die Stärke, viel zu edel der Schwäche zu spotten, wird ihr aufhelfen, sie weiter leiten, nie wird der Christ feiner denken und fühlen, als wenn er mit seinem jüdischen Mitbürger Geschäfte treibt, und wenn ein armer Israelit ein Geräth von ihm leihen will, so wird er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit bedacht seyn, daß er ihm ja kein Gefäß gebe, worin je etwas war, was die treue Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz verabscheut, und dafür wird der Jude den Christen achten und lieben, als seinen Schutz und Schirm, und unter seinem Schirm wird er fortschreiten, wird bedenken, daß ihm Gott eben so wohl den Sokrates-Mendelsohn, als einst die Lehrer des Talmuds sandte, wird eilen, an den Lasten und Arbeiten, und dafür auch an den Rechten und Freuden der Christen Theil zu haben, und was er thut und beginnt, wird beseelt seyn von dem Gedanken: der Gott Abrahams, Isaaks

hat befohlen: Liebe deinen Nächsten als dich selbst! und was der Christ beginnt und thut, wird beseelt seyn von dem Gedanken: Jesus spricht, Gott ist die Liebe, und ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel!

Vollkommenheit und Veredlung, herrlicher, großer, seliger Gedanke, Vollkommenheit und Veredlung der Erdenbewohner, wenn ihr nun erreicht seyd, so weit ihr hier erreicht werden könnet, o wie wird es der Menschheit dann seyn? Wie dem Mann ist, der viel litt und weinte und jeden Harm des Lebens kennen lernte, wie dem ist, wenn er allen Kummer überstanden und den reichsten Ersatz in dem seligsten Loos errungen hat, wieder dann zurückschaut auf die Tage des Leidens, wie selbst sein Wehe in sanften Bildern ihn umschwebt, wie selbst die lieben Todten, die sich von ihm wandten, in schönen freundlichen Gestalten vor ihm wandeln, wie das Kind, das aus seinen Armen zum Schlafe hinging in den Sarg, ihm wie ein junger Engel in einem Blumengarten glänzt, wie jeder Schmerz ihm ist, wie ein gern wiederholter Traum der Vergangenheit: so wird der Menschheit dann seyn, so wird sie zurückschaun auf die vorigen Leiden, auf die abgelegten Unvollkommenheiten, auf die überwundnen Kämpfe.

Wie fern, wie nahe dieß Ziel schon ist, wer kann, wer mag das sagen? Wer will die Stunde angeben, in welcher das spielende Mädchen zur jungen Schöne aufzublühen beginnt, und die Augenblicke bezeichnen, in welchen diese im höchsten Reitz ihrer Blüthe steht? Die Fortschritte zur Vollkommenheit sind unmerklich, und selbst das Daseyn des höchsten Zieles ist unbestimmbar. Und wenn dieß Ziel denn auch noch in grauer Ferne läge? — — Wir denken ja nicht, daß alles Gute, alle Freude mit uns von dieser Erde schei-

det, es ist uns ja ein süßer Gedanke, daß auch nach uns die Erde noch schön ist, wir wollen ja gern, daß Blumen auf unsern Gräbern blühn, daß fröhliche Kinder kommen, und sie pflücken, und um unsre Hügel spielen, daß glückliche Menschen neben den grünen Rosen hingehn, unter welchen unsre Gebeine zu Erde wurden! Wie muß die Vorstellung entzücken, wie es uns seyn wird, wenn wir einst von der Laufbahn unsrer höhern Wirksamkeit auf eine veredelte Nachwelt herabsehn, wenn wir selig auf unsre erste gute Wohnung die Erde herabschaun, und recht viel Licht und Freude, recht viel Wahrheit und Liebe auf ihr erblicken, wie unaussprechlich wir nun selbst vollendet dann uns freuen werden, in jedem, der aus dem lieben alten mütterlichen Hause, von der Erde kommt, einen recht würdigen wohlerzogenen Bürger des Landes der Vollkommenheit zu umarmen!

J. W. C. Starke.

II.

Auszug eines Schreibens mit ganz unumstößlichen Zweifelsgründen gegen das im August der Deutschen Monatsschrift 1791 dem Churfürsten Friderich III von Pfalz zugeschriebene und daselbst abgedruckte Glaubensbekenntniß.

Mit einigen nöthigen Anmerkungen versehen und mitgetheilt von dem Herrn Geh. Legationsrath und Herzogl. Pfalz-Zweybrückschen Residenten D. Oelrichs.

Der Herr Einsender dieses, zwar nicht von des gedachten Churfürsten Zeiten her, doch aber schon im vorigen Jahrhundert bekannt gewesenen, sogenannten Glaubensbekenntnisses, ist Fellern in dessen Monument. inedit. Trim. IX. a. d. 584 S. woraus es entlehnt worden, ohne Untersuchung gefolget, welcher es diesem Churfürsten zuschreibt, und sich auf Pareus Hist. Palat. a. d. 297. S. beziehet. Dieser meldet zwar dort von einem sichern Glaubensbekenntniß dieses Churfürsten, das aber ein ganz anderes, als das bey Fellern ab- und an vielen andern Orten nachgedruckte erdichtete ist. Jenes hatte bemeldter Chur-

fürst, der Urheber des allgemeinen symbolischen Lehrbuchs der reformirten Kirchen, des bekannten Heidelbergschen Katechismus, (in = und außer Deutschland, außer den Französischen, die bey Calvins Katechismus geblieben) seinem Testament Deutsch einverleibet, aus welchem es sein Sohn, Johann Casimir, von Wort zu Wort Lateinisch übersetzen lassen, und es 1577, in 4. ohne Beyfügung des Druckorts, 4½ Bogen stark, herausgegeben, das zwar jetzt sehr selten ist, daraus man aber einen kurzen Auszug in den Unschuldig. Nachricht. 1710. im 1. St. a. d. 59 und folg. S. finden kann. Aus solchem und aus der Vorrede zu nur gedachter Ausgabe, allwo sich Churfürst Casimir auf das schon im Jahr 1566 auf dem Reichstage zu Augsspurg gethane Bekenntniß seines Vaters beziehet, als dieser wegen des von ihm zu Heidelberg im 1563sten Jahre publicirten Catechismus und der Kirchenordnung befragt, geantwortet hatte, daß er es mit der h. Schrift, auch Augspurg. Confession und Apologie, wie sie zu Naumburg unterschrieben worden, halte, ergiebet sich ganz offenbar und leidet keinen Wiederspruch, daß das berüchtigte an dem oben angef. O. abgedruckte sogenannte Glaubensbekenntniß, von dem Churfürsten Friderich III. von Pfalz nicht seyn könne. Eben so sicher irrig ist dieß sonderbare Machwerk, einige kleine Zusätze und Aenderungen ausgenommen, 1) verschiedenen Regenten des Preußisch = Brandenburgischen Hauses zugeschrieben worden.

1) Denn so weicht der aus den Fellerschen Monumentis entlehnte Abdruck mit den zu Leipzig und Wittenberg 1695 und 1696 herausgekommenen, und dem Churfürsten von Brandenburg Friedrich III zugeeigneten, von dem Abdruck, welcher der Churfürstinn von Brandenburg Dorothea zuge=

Schon im vorigen Jahrhundert hatte man es der Churfürstinn Dorothea, Friedrich Wilhelm des Großen zweyten Gemahlinn, als sie die reformirte Religion angenommen, zu welcher Zeit das Ding zu allererst bekannt geworden, [2]) zugeeignet, und nach ihr dem Chur-

hören soll, der in den Unschuld. Nachricht. vom J. 1719 a. d. 595—599 S. und in des berühmten Königl. Ober-Konsistorialraths und Hofpredigers in Breslau, Hrn. Hering so mannigfaltig lehrreichen, als zuverläßigen Beyträgen zur Geschichte der evangelisch-reformirten Kirche in den Preußisch-Brandenburgischen Ländern 2 Th. a. d. 68—72 S. mit der Jahrzahl 1669 sich befindet, hauptsächlich nur darin ab, daß in jenen Abdrücken die Worte im 2ten Artikel: daß ich „eine arme Sünderin" als auf männliche Regenten nicht passende, weggelassen worden, und der 4te Artikel, vom heiligen Geiste fehlet. Denn die andern Verschiedenheiten bestehen nur in einigen geänderten Worten, die aber mehrentheils dasselbige sagen, als Artik. 6. für verdammte Meynung, „schlechte Meynung" u. dgl. oder in Abkürzungen, die nichts erhebliches betreffen.

2) Niemand hatte vorher das allergeringste von solcher Konfession gewußt, die nun erst unter ihrem Nahmen, mit dem Beysatz: vrgentibus Boruſſis, als wenn sie ihr wegen ihrer Religionsänderung abgefordert wäre, handschriftlich herumgegangen; worüber ein Katholike unter dem Nahmen: Electus Vranoburgicus einige Glossen gemacht, in welchen er etliche Punkte nach seiner Meinung widerlegt, bey andern aber die Einstimmung der katholischen Kirche zeigt, und am Ende schreibt: Omnia probate, non femina ſed viri. Mulier taceat in eccleſia. Wider diese Kritik erschien: „Einfältiges Gutachten eines lautern evangelischen Christen über die

fürsten Friderich III, erstem König von Preußen[3]), der in einem besondern gedruckten Plakat[4]) darwider überall öffentlich protestiren

N 4

herausgegebene Konfession der Churfürstinn zu Brandenburg," dessen Küster in Accessionib. ad Biblioth. hist. Brand. P. I. a. d. 355. S. gedenkt. Dieses beydes ist meines Wissens nicht gedruckt.

3) Es war als sein gewissenhaftes Glaubensbekenntniß zu Leipzig und Wittenberg 1695 und 1696 gedruckt. Zuerst geschahe es auf eine verdeckte Weise unter dem Titel: Glaubensbekenntniß Churf. z. Br., welche Ausgabe auf 1 Bog. in 4. erschienen, nachher mit ganz ausgedrucktem Nahmen Friderici III Churf. zu Br. Durch welche Verkürzung Feller, der von einem gedruckten Glaubensbekenntniß des Churf. Friederich III zu Pfalz gehört haben mag, verleitet worden seyn kann zu glauben, daß das Br. nur durch einen Schreib- oder Druckfehler, statt Pf. (Pfalz) entstanden, und es daher so abdrucken lassen.

4) Man hatte es 1696 auf einen halben Bogen in 4. gedruckt, und lautete also: „Nöthige Anzeigung wegen des falschen „Scripti, so unter dem Titul: Ihrer Churfürstl. Durchlaucht „zu Brandenburg rc. Herrn Hn. Friderici III. etc. etc. Ge„wissenhaftes Glaubens-Bekäntnis, hin und wieder divulgi„ret worden.

„Demnach eine gewisse Charteque anfangs unter ei„nem verdeckten und nur mit Buchstaben indigitirten Na„men, nachgehends aber unter solchem Titul: Ihrer Chur„fürstl. Durchl. zu Brandenburg rc. Herrn, Herrn „Friderici III gewissenhaftes Glaubens-Bekänt„nis, an verschiedenen Orten gedruckt worden, und Se. „Churf. Durchl. zu Brandenburg rc. welche anfangs diese

lassen, hernach wiederum dem König Friedrich Wilh. I. [5]) auch endlich dem letztverstorbenen König Friedrich II. [6]) Und

„Charteque, als eine offenbare Lügen-Schrifft, mepriſiret „nunmehr aber, da des Divulgirens derselben, kein Ende ge-„gemacht wird, in Sorgen stehen, es möchten die Unwissen-„den dadurch verleitet, und auf irrige Gedanken gebracht wer-„den: Als haben Dieselbe gnädigst befohlen, hiemit der ehr-„bahren und Wahrheit-liebenden Welt offentlich kund zu „thun, daß, weil in offtbesagter Lügen-Schrifft, solche Prin-„cipia enthalten, welche directe ad indifferentiſmum in „Religions- und Glaubens-Sachen, so der nächste Grad ad „Atheiſmum ist, anführen: der andern ärgerlichen und zu-„gleich gefährlichen Dinge, womit dieselbe Schrifft angefüllet „ist, zugeschweigen, daß Ihro dergleichen nie in den Sinn ge-„kommen, vielweniger Sie selbige Schrifft, als Ihr Glaubens-„Bekäntnus gehalten, oder angesehen haben wollen, sondern „wie Se. Churf. Durchl. sich zu der Evangelisch-Reformirten „Religion aufrichtig bekennen, und dabey beständig, mit „Göttlicher Hülffe, zu verharren gedenken, als halten Sie vor „eine unbewegliche Grund-Regul eines jeden rechtgläubigen „Christen, daß man in Religionssachen nicht biaiſiren, son-„dern seines Glaubens dergestalt versichert seyn müsse, damit „man zu allen Zeiten Gott, der das Innerste des Herzens er-„gründet, davon Rechenschaft geben könne: welche Gewiß-„heit jedennoch niemanden Anlaß geben müße, andere, so in „Glaubens-Sachen diſſentiren, anzufeinden, noch zu verfol-„gen, sondern selbige vielmehr mit Sanfftmuth, Gedult, „Liebe und Wohlthun zu tragen und zu überzeugen. Zu „mehrer Beglaubigung dessen, hat dieses auf gnädigstem

vermuthlich werden noch andere, denen diese Belehrung nicht zu Gesichte kommen möchte, solchen seltsamen Glaubensaufsatz mehreren Regenten zuzuschreiben, fortfahren, weil man heut zu Tage dergleichen Paradoxes, wenn es auch nicht wahr ist, lieber, als gründlich gelehrte Nachrichten, lieset.

N 5

„Special-Befehl höchstgedachter Sr. Churf. Durchl. unter„schrieben.

Den $\frac{20}{10}$ April 1696.

Die Churfürstl. Brandenburgische geheimte Cammer-Cantzelley.

5) Dieser Abdruck war zu Leipzig 1718 in 4. auf 1 Bogen unter diesem Titel geschehen: „Glaubensbekenntniß Sr. May. des Königs von Preußen, welches er allen protestantischen Ministern zu Regenspurg insinuiren lassen, um dadurch das Direktorium über die evangelischen Stände zu obtiniren."

6) Im Anfange des siebenjährigen Krieges 1756 kam man mit eben dieser Confession unter gleicher Ueberschrift und mit demselben Beysatz, daß der König sie den protestantischen Ministern in Regenspurg insinuiren lassen, in der Neuen und unparteyischen Correspondenz von Staats- gelehrten und vermischten Sachen. Erf. 1756. 8. im 3 St. a. d. 187 S. wieder hervor, welche auch hernach den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben K. Fried. II. Berl. u. Frankf. a. d. O. 1788. 8. im 3. Heft a. d. 73 u. folg. S. einverleibet und zu derselben ersten Entstehung das Jahr 1758 angegeben worden.

III.

Konstantius Chlorus.

Sie wissen, mein Lieber, daß ich mich immer recht herzlich freue, wenn ich auf meinem Lebenswege unbeachteten oder wohl gar verkannten Menschen begegne, und nach gemachter Bekanntschaft sie besser finde, als michs der Anschein vermuthen ließ; und wie ich meinem Herzen so gern ein Fest daraus bereite, meine Entdeckungen auch andern mitzutheilen. Ich habe mich dabey so wohl befunden, daß ich mich am Ende gewöhnt habe, auch bey dem Studium der Geschichte auf die Männer, die gleichsam im Hintergrunde stehen, meine Aufmerksamkeit noch weit angestrengter zu heften, als auf diejenigen, an deren Verherrlichung die Geschichte schon all ihre Farben verschwendet hat. — Ist es Ihnen da nicht auch manchmal so gegangen, wie mirs oft ging? ist Ihnen der Seufzer nicht unwillkürlich entschlüpft: wie ist doch unter allen eitlen Dingen menschliches Lobpreisen und der sogenannte Ruhm das eitelste! wie selten macht das innere Verdienst, wie weit öfter das vom Weltregierer geordnete Zusammentreffen äußerer Umstände den gepriesenen Mann! Mir ist dieser Seufzer nur erst vor kurzem abgenöthigt worden, da ich mich durch Konstantin des Großen Leben und Thaten durchgearbeitet, mich nicht selten ein wenig dabey geärgert und ihn und seinen Va-

ter als Menschen miteinander verglichen hatte. Wer kennt nicht Konstantin den Großen? Aber wie wenige wissen von seinem Vater mehr, als daß er Konstantius Chlorus hieß, eine Zeitlang Cäsar, darauf mit dem Galerius Kaiser und den Christen nicht unhold war, und endlich im Jahr 306 in England, eines, wie Eusebius zwar nicht athanasianisch = aber doch gewiß biblisch = orthodox von diesem Heiden sagt, sanften und seligen Todes starb. Ueber den Sohn hat man den Vater beynahe vergessen, unter dessen Regierung sich die Unterthanen unstreitig glücklicher fühlten, als unter der Regierung des großen Konstantins. Gewiß war er einer der besten Menschen seines Zeitalters, und dieß, dünkt mich, ist ein um so größerer Lobspruch für ihn, da er zu einer Zeit lebte, wo man sich beynahe berechtigt fühlen möchte, den Glauben an menschliche Tugend unter den Völkerbeherrschern aufzugeben. Erlauben Sie mir ein Paar Augenblicke, um Ihnen zwey Züge aus seinem Leben mitzutheilen, die Ihnen vielleicht entgangen sind, und die meinem Herzen zu interessant waren, als daß ich Ihnen darüber nicht etwas vorplaudern sollte.

Das wissen Sie, daß die mehresten Kaiser der damaligen Zeit wahre Geißeln der Menschheit waren, die ihrer Herrschsucht, und, um diese zu befriedigen, auch ihrer Geldgier alles aufopferten. Die Provinzen seufzten unter der schweren Hand des Länderaussaugenden Despotismus und es gehörte zur Politik dieser despotischen Meteore, so viel, als sie in der kurzen Zeit ihrer Existenz vermochten, zusammen zu plündern. Diokletian war in dieser Kunst Virtuose, und er fand es unbegreiflich, daß sein Cäsar, Konstantius Chlorus keinen Geschmack am Plusmachen finden konnte. Er schickte daher

Legaten an ihn und ließ es ihm nicht ohne Bitterkeit vorwerfen, daß er die Finanzen vernachläßige, indem man ja in seiner Schatzkammer kein Geld vorräthig finde. Konstantius schwieg zu dieser Beschuldigung und bat nur die kaiserlichen Legaten, einige Tage bey ihm zu verweilen. Unterdessen ließ er alle Kapitalisten der ihm unterworfenen Provinzen zu sich fordern. Sie kamen und er begann: „Jetzt, Freunde, habe „ich Geld nöthig, jetzt hättet ihr Gelegenheit, mir freywillige „Beweise euerer Ergebenheit und Liebe zu geben.“ Kaum hatte Konstantius seinen Antrag geendigt, so eilten sie, ihm Gold, Silber und andere Kostbarkeiten zu bringen. Man las die Freude in ihren Blicken, es war allgemeiner Wetteifer, recht viel beyzutragen. Die Schatzkammer war bald und reichlich gefüllt. Nun rief der Cäsar die kaiserlichen Legaten, zeigte ihnen den vorhandenen Schatz und trug ihnen auf, dem Kaiser zu bezeugen, was sie gesehen hätten. „Es ist wahr, setzte er hinzu, ich habe erst jetzt diese Schätze in meinen Pallast zusammenbringen lassen, indessen haben ihre Besitzer sie schon lange für mich in Verwahrung gehabt.“ — Wie sehr die Legaten über dieß ihnen fremde Phänomen erstaunen mochten läßt sich denken, und zu ihrer Ehre wollen wir vermuthen, daß sie voll Bewunderung für Konstantius abgereist seyn werden. Konstantius dankte seinen Unterthanen für ihre so thätige Ergebenheit und überraschte sie dadurch, daß er ihnen alles wiedergab. —

Wer war reicher; Diokletian oder der Cäsar, dem die Herzen seiner wohlhabenden Unterthanen gehörten? —

Im Jahre 303 wurden die Christen in den Provinzen der übrigen Kaiser und Mitregenten sehr hart verfolgt. Kon-

stantius sah sich bey seiner Verbindung mit ihnen genöthigt, auch die Miene des Verfolgers anzunehmen. Er ließ ein Rescript an alle seine Hofleute ergehen, in welchem er es ihnen freystellte, ob sie den Göttern opfern und unter dieser Bedingung ihre bisher bekleideten Ehrenstellen beybehalten, oder ob sie diesen entsagen, den Hof verlassen, und, ihren Ueberzeugungen treu, Christen bleiben wollten. Einige wählten das letztere und verließen Würden und Pallast; mehrere entsagten ihrer Religion, um nicht die Gnade des Kaisers und ihre Bedienungen zu verlieren. Hierauf machte Konstantius bekannt, daß die, die ihre Religion verleugnet hätten, auch der Gnade des Kaisers unwerth wären; denn wie würden sie dem Kaiser treu seyn, sie, die dem Gott nicht treu blieben, den sie für den wahren erkannten? Er befahl ihnen, sich vom Hofe zu entfernen. Die andern lobte er wegen ihrer Gewissenhaftigkeit gegen die ihnen heilige Wahrheit, erhob sie zu den wichtigsten Ehrenstellen und erklärte, daß man solche Männer für die redlichsten treusten Freunde, und für die besten Schätze halten müsse, die man besitzen könne.

Ich weiß nicht, mein Freund, ob mein Gefühl mich täuscht; aber mich dünkt, es mußte etwas Großes in dem Charakter eines Mannes liegen, der, ohne selbst Christ zu seyn, so urtheilen und handeln konnte; ich meine Ehrfurcht für Wahrheit. Sie werden mir es wohl zutrauen, daß ich nicht deswegen so urtheile, weil etwas zu Gunsten der Christen geschahe. So heilig mir mein Christenthum ist, so würde ich doch eben so urtheilen, wenn der Fall umgekehrt wäre, wenn er gegen Heiden oder Juden eben so gehandelt hätte. In Absicht auf die innere Würde des Mannes bliebe der Fall im-

immer derselbe. Ehrfurcht gegen die Wahrheit, als Wahrheit macht erst den edlen Mann; und diese Ehrfurcht wird bey dem Edlen um so größer seyn, je mehr Einfluß die erkannte Wahrheit auf Verbesserung und Beruhigung des Herzens hat, je mehr er sie als Princip alles Denkens, Handelns und Hoffens erkennt, und das ist doch religiöse Wahrheit. Mag er sich, nach unserm Urtheile, in Absicht des Objekts irren. Genug, wenn er nach der ihm möglichen sorgfältigsten Prüfung die Wahrheit gefunden zu haben glaubt, und nun derselben gemäß lebt, für sie, wo es nöthig ist, alle äußern Vortheile aufzuopfern, für sie Märtyrer zu werden, das Herz hat, so ist er immer ein edler Mann. Bey ihm ist Aufrichtigkeit des Herzens und so wird er seiner Pflicht, so auch dem Regenten, so seinen Mitbürgern gewiß treu seyn.

Denn, wo Erkenntniß oder Glaube und Moralität oder Achtung für die Gebote der Wahrheit im harmonischen Einklange sind, da ist auch Harmonie im Handeln. Aber der Armselige, der die Religion für eine Münze nimmt, die nur so viel gilt, als der Regent oder der Staat will, der die bisher von ihm für wahr gehaltene ohne Bedenken gegen diejenige, welche man ihm zu glauben gebietet, auswechselt, und sich wohl gar die Miene des heiligen Eiferers für dieselbe geben kann, ohne zu erröthen, der ist, wenns darauf ankömmt, auch Verräther des Vaterlandes und Volkswohls. Und wehe dem Lande, wo diese Heucheley Mode wird, sie erzeugt eine Falschheit im Denken und Handeln überhaupt, die alle moralische Würde wegtilgt. Wer an der Wahrheit zum Verräther werden kann, der hat alle Anlage, auch das übrige zu verrathen, was heilig ist. Und es ist viel werth, wenn das allgemein so innig gefühlt wird, wie es Konstantius empfand.

Das einzige, was uns mit Menschen der Art aussöhnen kann, ist leider! der Gedanke: daß sie, mit Pilatus im gleichen Fall, wundernd fragen mögen: was ist überhaupt Wahrheit? — Wenigstens ist es immer verzeihlicher, wenn sie nichts glauben, als wenn sie für sich etwas anders glauben, und doch die Ueberzeugung äußerlich heucheln, die für ihren Ehrgeitz oder für ihre Finanzen die einträglichsten ist. Dort bemitleidet der Weisere den Verstand; hier verachtet er das Herz.

Leben Sie wohl.

Herzlieb.

IV.

Ueber den Geschmack.

Der größte Analyst unter den neuern Philosophen, Baumgarten (Metaphysik, Erfahrungspsychologie Kap. 1. Abschn. 9. §. 451. 452.) sagt: „Ich stelle mir die Vollkommenheiten und Unvollkommenheit der Dinge vor, d. i. ich beurtheile: folglich habe ich ein Vermögen zu beurtheilen."

Ich muß hier gleich anmerken, daß diese Baumgartensche Erklärung des Beurtheilungsvermögens keine andre, als die folgende ist: Das Beurtheilungsvermögen ist das Vermögen, Objekte ihren Begriffen zu subsumiren.

Jedes Objekt ist vollkommen, in so fern es seinem Begriff entspricht, indem sein Mannichfaltiges in der Einheit des Begriffs übereinstimmt. Folglich ist das Vermögen, sich die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Dinge vorzustellen, nichts anders, als das Vermögen besondre Gegenstände unter allgemeinen Begriffen zu subsumiren oder nicht zu subsumiren, d. h. die Nothwendigkeit oder Unmöglichkeit dieser Subsumtion einzusehn.

Ferner heißt es: „Das Gesetz des Beurtheilungsvermögens ist: Wenn das Mannichfaltige einer Sache entweder als zusammenstimmend oder als nicht zusammenstimmend erkannt wird, so

wird ihre Vollkommenheit oder Unvollkommenheit erkannt. Die Fertigkeit, sinnlich (undeutlich) zu beurtheilen, ist der Geschmack in der weitern Bedeutung." — Dieser Erklärung zufolge besteht der Geschmack in einer Fertigkeit, die Objekte in Ansehung ihrer Vollkommenheit, d. h. ihrer Uebereinstimmung mit Begriffen, zu beurtheilen.

Dieses Beurtheilungsvermögen ist allen Menschen gemein; und nur in der Fertigkeit können sie von einander unterschieden seyn. *)

*) Ein neuerer Schriftsteller drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „Denjenigen, der die Fähigkeit, das wahre Schöne und Häßliche in den Gegenständen zu erkennen und zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen Mann von Geschmack." Und in einer Note dazu sagt er: diese Bedeutung des Begriffs Geschmack, welche der Sprachgebrauch an die Hand giebt, deucht mir dessen Wesen weit entsprechender, als die Erklärung Hugo Blair's, nach welcher der Geschmack in der Fähigkeit von den Schönheiten der Natur und der Kunst angenehm gerührt zu werden besteht. In diesem Sinn wäre er nur etwas Leidendes u. s. w. — Ich glaube aber zeigen zu können, daß Hugo Blair's Erklärung des Geschmacks richtiger als die seinige ist. Erstlich ist das Beurtheilungsvermögen, gleich einem jeden höhern Erkenntnißvermögen überhaupt, eine untheilbare Einheit; sie hat so wenig eine intensive, als eine extensive Größe. Die Unterscheidung der Grade ist nicht Folge verschiedner Einschränkung dieses Vermögens an sich, sondern der verschiedenen Wirkungen der sogenannten niedern Erkenntnißvermögen (Sinne

Vollkommenheit kann auf dreyerley Art erklärt werden. 1) Uebereinstimmung zu einem Zweck. 2) Uebereinstimmung in einer Regel. 3) Uebereinstimmung in einem Be-

und Einbildungskraft) die mehr oder weniger Gegenstände zur Beurtheilung darbieten, mehr oder weniger Seiten ebendesselben Gegenstandes zeigen, u. dgl. Zeigt iemanden einen Gegenstand von eben der Seite, wie ihr selbst ihn ansehť; legt ihm alle zur Beurtheilung erforderliche Data vor, die euch selbst bekannt sind, und seht alsdann, ob er nicht diesen Gegenstand mit euch gleich richtig beurtheilen wird?

Es ist also (die populären Philosophen, denen alles, was nicht pöbelhaft, paradox ist, mögen sagen, was sie wollen) unphilosophisch in allem Ernste zu behaupten: Kajus hat mehr Vernunft, Verstand und Beurtheilungsvermögen als Titius. Jener kann allerdings solche versteckte Widersprüche entdecken, die dieser nicht kann. Aber warum? Nicht, weil jener eine größere Fähigkeit, nach dem Satze der Identität und des Widerspruchs zu urtheilen hat, als dieser, sondern weil die Einbildungskraft jenem eine größere Reihe, nach diesen Sätzen verknüpfter Begriffe und Urtheile darbietet, als diesen, und so ist es mit allen übrigen Vermögen, deren Wirkung eine untheilbare Einheit ist, beschaffen. Der gedachte Verfasser drückt sich also unrichtig aus: „Denjenigen, der die Fähigkeit u. s. w. in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen Mann von Geschmack.“ Er sollte hierin den Baumgarten folgen und sagen: denjenigen, der die Fertigkeit u. s. w., welche sich nicht auf das Beurtheilungsvermögen an sich bezieht, indem dieses eine ursprüngliche Fähigkeit, nicht aber eine durch eine oft wiederholte Wirkung mit der Zeit erlangte Fertig-

griff. Eine Uhr ist vollkommen, wenn ihre Theile so eingerichtet und so miteinander verbunden sind, daß dadurch der *Zweck* (Messung der Zeit) erreicht wird. Ziegelsteine, die ent-

O 2

keit ist. Man beurtheilt zum erstenmal (wenn die zur Beurtheilung erforderliche Data dem Gemüthe gegenwärtig sind) so gut als zum letztenmale; sondern diese *Fertigkeit* bezieht sich auf die zur Beurtheilung erforderliche Beschaffenheit der andern Erkenntnißvermögen, die allerdings erst durch *oft wiederholte Wirkung* erworben werden.

Hugo Blair hat allerdings Recht zu sagen: *Fähigkeit*, weil er nicht den *Mann von Geschmack* (der den Geschmack in einem *vorzüglichen Grade* besitzt) sondern den *Geschmack überhaupt*, der allerdings in der *Fähigkeit* u. s. w. besteht, definiren will. Nicht so aber dieser Verfasser.

Zweytens ist es eben so unrichtig zu sagen: das *wahre Schöne*, als gäbe es ein *falsches Schöne*. Das Schöne ist entweder ein *wahres*, oder gar kein Schönes. Wenn jemand etwas, das bloß unmittelbar *angenehm* oder mittelbar *nützlich* ist, für schön hält, so hält er nicht ein *falsches* Schöne für ein *wahres*, sondern er hält etwas, das gar nicht schön, sondern eine andere Art der angenehmen Empfindungen ist, für schön. Dieser Ausdruck ist nicht einmal von einer *Erkenntniß* richtig, wenn dadurch nicht *das Verhältniß des Formellen zum Reellen*, sondern das *Reelle in der Erkenntniß selbst* angedeutet wird. Eine zweylinigte Figur ist keine *falsche*, sondern gar *keine reelle Erkenntniß*; weil sie nicht konstruirt werden kann. Wenn man also sagt: eine zweylinigte Figur ist ein falscher Be-

weder Quadratenförmig oder Pyramidenförmig aufeinanderge- legt sind, stimmen überein in einer Regel (entweder ein Ziegel deckt die andre oder ein Ziegel deckt die Hälften zweyer andern) indem zwischen jeden zweyen aufeinander geleg- ten Schichten eben dieselbe Regel wahrgenommen wird. In Ansehung der äußern Quadrat- oder Pyramidenfigur des gan- zen Haufens stimmen sie überein in einem Begriff.

Wenn man also Schönheit durch sinnliche Vollkom- menheit erklärt, so muß hier nicht (wie es von manchem Wol- fianer geschehn ist) Vollkommenheit durch Uebereinstimmung zu einem Zweck (wo nicht der Zweck bloß idealisch genommen wird) erklärt werden. Denn erstlich wird dadurch Schön heit mit Nützlichkeit leicht verwechselt. Zweytens ist diese Erklärung zu eng, indem Harmonie und Symmetrie welche doch die Hauptmomente der Schönheit sind, davon aus- geschlossen werden müssen; dadurch daß die Töne eines musikali- schen Stückes in einem leicht zu übersehenden Verhältnisse aufein- ander folgen, oder daß die Fenster eines Gebäudes, die in einer

griff, so ist die Bedeutung davon diese: diese Form, ob- schon sie an sich (indem sie keinen Widerspruch enthält) richtig ist, ist dennoch in Beziehung aufs Objekt falsch.

Was nicht nach den Principien des Geschmacks beur- theilt wird, verräth in so fern nicht einen falschen, son- dern gar keinen Geschmack. Die Einwendung gegen Herrn Blair, daß nehmlich seiner Erklärung zu Folge der Geschmack etwas bloß Leidendes ist, ist von keinem Belang, indem dieser Verfasser nicht von dem objektiven Prin- cip, sondern von dem bloßen Gefühl des Schönen spricht, das allerdings etwas leidendes ist.

Reihe sind, einander gleich sind, und ihre Länge zu ihrer Breite sich wie zwey zu eins verhält, wird kein *objektiver* Zweck erreicht. Es ist hier bloß Uebereinstimmung *in einer Regel*.

In der Natur sind freylich diese drey Arten von Vollkommenheit unzertrennlich, indem alles in einem jeden Gegenstand der Natur stimmt, sowohl in einem *Begriffe* (dem Wesen) als in denselben *Regeln* (den Naturgesetzen) wie auch zu denselben *Zwecken* überein. Da aber diese Vollkommenheit mehrentheils nicht nur *sinnlich*, sondern von einem endlichen Erkenntnißvermögen überhaupt, gar nicht erkannt wird, so kann nicht ein *jeder* Gegenstand der Natur schön seyn.

Nach der bisherigen verwirrten Behandlung der schönen Wissenschaften, da man das eigentliche *Schöne* von den andern Arten des *Gefallens*, nicht gehörig unterschieden hat; könnte man füglich alle diese drey Erklärungen der Vollkommenheit in einer Aesthetik gebrauchen. Diejenige Schönheit, die auf *Nachahmung der Natur* beruht, ist Uebereinstimmung des Mannichfaltigen *in einem Begriffe* (des nachzuahmenden Dinges.) Die auf *Harmonie* und *Symmetrie* beruht, ist Uebereinstimmung in *einer* Regel. Diejenige endlich die auf *Erregung der Empfindung* und *Leidenschaften* beruht ist Uebereinstimmung zu *einem Zwecke*. Ich werde aber in der Folge zeigen, daß *Nachahmung der Natur* so wenig, als *Erregung der Leidenschaften* zum eigentlichen Schönen gehören; ich kann daher Vollkommenheit, *als Grund der Schönheit*, nur durch Uebereinstimmung in einer Regel erklären.

*) Sulzer nimmt den Begriff von Vollkommenheit in einer zu eingeschränkten Bedeutung, nehmlich bloß in der letzten

Der richtige Geschmack besteht nach mir in einer durch Reflexion erworbenen Fertigkeit, alle Arten des Gefallens, die nicht unter den Begriff der Schönheit gehören, zu erkennen, und von der Schönheit zu unterscheiden.

Der feine Geschmack besteht in der Fertigkeit, auch den feinsten Unterschied zwischen einer Art des Gefal-

dieser Bedeutungen die ich angegeben habe: Uebereinstimmung des Mannichfaltigen eines Gegenstandes zu einem Zwecke; daher entstanden die Schwierigkeiten gegen die Erklärung: „Schönheit ist sinnliche Vollkommenheit." Einige Philosophen, sagte er, haben gelehrt, die Schönheit sey nichts anders, als Vollkommenheit, in so fern sie nicht deutlich eingesehn, sondern nur klar, aber völlig verwickelt gefühlt werde. Es giebt, wie wir hernach sehen werden, eine Schönheit, die diesen Charakter hat; aber nicht alles Schöne ist von dieser Art. Die Vollkommenheit einer Sache läßt sich weder deutlich erkennen, noch undeutlich fühlen, wenn man nicht entweder bestimmt weiß, oder doch mit einiger Klarheit fühlt, was die Sache seyn soll. Dieß ist aus dem Begriff der Vollkommenheit klar. Nun giebt es unzähliche Dinge die wir schön nennen; ob wir gleich nicht den geringsten Begriff von ihrer Bestimmung haben, und weder erkennen noch fühlen, was sie eigentlich seyn sollen. Doch könnte man sagen, das Schöne sey die Vollkommenheit der äußern Form oder Gestalt. Ob wir nun gleich, die besondern Gestalten, als der Thiere und Pflanzen, nicht nach jeder eignen Vollkommenheit beurtheilen können, da wir das besondre Ideal was jede seyn soll nicht besitzen, so wissen wir doch überhaupt, daß

lens, die nicht zur Schönheit gehört, und der Schönheit zu entdecken.

O 4

die mannichfaltigen Theile in ein wohlgeordnetes Ganze sollten vereinigt werden und in so fern haben wir einen allgemeinen Begriff von der Vollkommenheit der Form."

Gesetzt daß die Schwierigkeit die dieser Weltweise gegen die Baumgartensche Erklärung der Schönheit macht ihre Richtigkeit hätte, wie will er diese Schwierigkeit heben? Ist die Wahrnehmung der Uebereinstimmung der Theile zu einem Ganzen überhaupt, ohne zu wissen, zu welchem Ganzen, zur Schönheit hinlänglich, so müßte ein jeder Gegenstand der Natur gleich schön seyn, warum sind also einige Gegenstände der Natnr schön, andre aber nicht? die Uebereinstimmung der Theile zu einem Ganzen überhaupt, ist also zur Schönheit nicht hinlänglich; weil der Begriff des **Ganzen nicht vor der Uebereinstimmung der Theile**, sondern erst **durch** dieselbe gedacht wird. Folglich wäre diese Schwierigkeit, wenn sie gegründet wäre, unauflöslich. Hätte aber Hr. **Sulzer**, die Erklärung der Vollkommenheit in der von mir entwickelten weitern Bedeutung genommen, so wäre diese Schwierigkeit von selbst weggefallen, weil dieser zufolge die Uebereinstimmung in einem Begriffe oder einer Regel, ohne Vorstellung des Zwecks zur Vollkommenheit und folglich zur Schönheit (als sinnliche Vollkommenheit) hinlänglich ist. Eine Blume ist schön wegen der Symmetrie ihrer Blätter, d. h. der Uebereinstimmung ihres Baues nach einer Regel, ohne auf den Zweck dieser Uebereinstimmung (der uns gänzlich unbekannt ist) Rücksicht zu nehmen, u. dgl.

Das Vermögen, die Schönheit zu beurtheilen besitzt jeder Mensch, nur daß Erziehung, Gewohnheit und Täuschung der Einbildungskraft, demselben zuweilen eine verkehrte Richtung geben. Diese muß also durch eine, durch Reflexion erlangte, Fertigkeit wieder weggeschafft werden und alsdann wird der natürliche Geschmack ungehindert wirken. *)

*) Einige Verfasser suchen die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile aus der Verschiedenheit des Haltungsgefühls, oder des Gefühls einer richtigen zweckmäßigen Proportion unter den mannichfaltigen zugleichwirkenden Seelenkräften, unter den Menschen herzuleiten, sie rathen daher den Erziehern an, daß sie auf Berichtigung dieses Haltungsgefühls ihrer Zöglinge arbeiten sollen. Wohlgerathen! Nur Schade daß diese Verf. nicht gezeigt haben, wie die Erzieher es damit anfangen sollen? und daß sie nicht den Maasstab dieses richtigen Haltungsgefühls angegeben haben. Ueberhaupt merkt man bey diesen Autoren eine Verwechselung des Formellen allgemeingültigen mit dem Materiellen bloß subjektiven. Die Verschiedenheit in Ansehung des letztern hängt allerdings von der Verschiedenheit des Haltungsgefühls ab, die durch kein Mittel in der Welt gehoben werden kann. Das Haltungsgefühl eines jeden Menschen ist der Maasstab seiner Empfindung, und er hat nicht nöthig sich hierin nach irgend einen andern zu richten. Nicht so in Ansehung des erstern. Das Formelle ist für jedes Subiekt dieser Art allgemein gültig. Wie können also diese Verfasser, die doch keine Skeptiker seyn wollen und die Realität objektiver allgemein gültiger Urtheile der Erkenntniß sowohl als des Geschmacks zugeben, sagen, daß die Uneinigkeit unter den Menschen in diesen beyden Fällen aus der Verschiedenheit des Haltungsgefühls

Fragt mich jemand: wodurch kann ich einen guten Geschmack erlangen? so werde ich ihm keine *positive* Regeln des guten

O 5

(in Anwendung der dazu erforderlichen Kräfte) herrührt, und daß unter diesen Erkenntnißarten immer die Eine (welche?) die richtige seyn kann, nach der die übrigen gestimmt werden müssen, wenn sie in Ansehung des Resultats übereinkommen sollen. Ein herrliches Mittel allen gelehrten Streitigkeiten auf einmal ein Ende zu machen, und wenn unser Gegner unsre Meinung nicht annehmen will, und sich so gut wie wir hierin auf sein Haltungsgefühl beruft, den Streit mit einer Antwort des *Nikomachus* zu endigen: *Nimm meinen Verstand und die Sache wird dir sonnenklar erscheinen.* Aber dieses heißt entweder *gar nichts sagen*, indem nicht nur der Gegner eben dasselbe zu sagen berechtigt ist, sondern er kann ihm auch entgegen setzen: Mein lieber *Nikomachus*, wenn du deine Behauptung nicht *allgemein gültig* machen kannst, und ich mit deinen Augen nicht besser als mit den meinigen sehen kann, so bleibe lieber ein jeder bey den seinigen und der Knoten noch immer unaufgelößt, oder (wenn der Hr. *Nikomachus* sich hierin, wie's gemeiniglich zu geschehen pflegt, auf seine Autorität und den Beyfall des Publikums beruft) der Knoten *zerhauen*, anstatt ihn *aufzulösen!*

Was mich anbetrift, so halt' ich dafür, daß das *Formelle* in unsrer Erkenntniß *allgemein gültig* sey; daher diejenigen Wissenschaften, die das *Formelle selbst* zum Gegenstande haben, wie die Logik und Metaphysik (in kritischer Bedeutung) keine Streitigkeiten zulassen. Der Skepticismus betrifft nicht das *Formelle* an sich, sondern seinen *Gebrauch*. Die Streitigkeiten in der Philosophie rühren da-

Geschmacks geben, sondern umgekehrt: ich werde ihn auf alle Arten des Gefallens, die nicht zum Geschmack gehören, und doch

her, weil jede der streitenden Parteyen sich (durch Zusetzung und Weglassung einiger Merkmale) einen andern Gegenstand denkt; die sich einander widersprechende Urtheile des Geschmacks sind entweder beyde unreine, bloß subjektive Urtheile, oder das eine ist ein reines Geschmacksurtheil, das andre aber nicht. Das Mittel dergleichen Streitigkeiten zu endigen ist daher nicht, mit dem Nikomachus über seinen Gegner unwillig zu werden, und ihm fremde Augen aufdringen zu wollen; sondern den Streitpunkt genau zu bestimmen; und sollte er noch nicht zum Eingeständniß der Wahrheit gebracht werden, den subjektiven Grund seines Urtheils, seiner Entstehungsart nach, zu entwickeln. Die Philosophen haben also diese ewigen Streitigkeiten bloß ihrer Unfähigkeit oder Faulheit (in Ansehung dieser Entwickelung) beyzumessen.

Diese Schriftsteller haben diese Art Schönheit, die in der Uebereinstimmung in einer Regel besteht, ohne Beziehung auf einen Zweck, gänzlich übergangen; sonst hätten sie nicht den Begriff von Haltung zu einem allgemeinen Moment der Schönheit gemacht, indem Haltung bloß in Beziehung mit einem Zweck statt finden kann; und die Einwendung gegen Sulzer, der diesen Begriff als ein Moment in der Verhältnißbestimmung der Schönheit nicht mit anführt, müßte auch gänzlich wegfallen. Dieser sagt (Theorie der Empfindungen) „Die Grade der Schönheit zweyer Gegenstände werden in zusammengesetztem Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit seyn, welche in jedem dieser Gegenstände herrschen. Beyde Eigenschaften müssen zusammenkommen, um die Schönheit einer Sache auszumachen; aber sie kommen nicht in gleichem Grade

dafür gehalten werden, aufmerksam machen, z. B. gewisse Moden, die eine schiefe Richtung der Einbildungskraft zum Grunde

zusammen. Mir scheint die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyzutragen, als die Einheit." Nun glaubt der von mir angeführte Verfasser aus dieser Erscheinung eine Bestätigung seiner Lieblingsidee von der Haltung, als Hauptmoment zur Schönheit, zu finden, indem seiner Meinung nach die von Sulzer unerklärte Erscheinung (daß das Mannichfaltige mehr als die Einheit zur Schönheit beyträgt) sich dadurch erklären läßt.

Ich hingegen behaupte, daß erstlich Sulzer Recht hat, den Begriff von Haltung nicht als ein Moment in der Verhältnißbestimmung der Schönheit mit anzuführen, weil dieser Begriff nicht bey einer jeden Art Schönheit (klar wahrgenommene Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu einer Einheit überhaupt) sondern nur bey einer Art derselben (Uebereinstimmung zur Einheit eines Zwecks) statt findet. Sulzer, der von Schönheit überhaupt spricht, konnte also bey ihrer Verhältnißbestimmung bloß auf dasjenige Rücksicht nehmen, was in jeder Schönheit überhaupt anzutreffen ist. (Mannichfaltiges, Einheit.)

Die von Sulzer angeführte Erscheinung, daß nehmlich das Mannichfaltige zur Schönheit mehr als die Einheit beyträgt, läßt sich auch meiner Meinung nach, ohne auf Haltung Rücksicht zu nehmen, auf folgende Art erklären.

Die Wahrnehmung der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu einer Einheit, erfordert bloß eine einzige Operation des Gemüths, das Mannichfaltige mag übrigens viel oder wenig seyn, wenn es nur auf einmal gefaßt werden kann. Hingegen die Wahrnehmung der Uebereinstim-

haben und einen gothischen, nach unschicklichen Zierrathen haschenden Geschmack verrathen, u. dgl. und alsdann wird der gute Geschmack von selbst kommen. *)

mung des Mannigfaltigen zu mehrern Einheiten erfordert so viele besondre Operationen, als es Einheiten giebt. Die geschwinde Folge dieser Operationen auf einander, macht freylich, daß diese verschiednen Wahrnehmungen gleichsam in eine einzige zusammenfließen; daher der vermehrte Grad des Vergnügens bey Vervielfältigung der Einheit; jemehr aber Einheiten da sind, um desto schwerer hält es mit ihren Zusammenfließen. Mit jeder hinzukommenden Einheit (wozu die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zugleich wahrgenommen werden kann) nimmt also der Grad des Vergnügens im Ganzen zu. Die Differenzen dieser Grade aber nehmen immer mehr ab; dahingegen der Grad der Schönheit, die aus der Mannichfaltigkeit entspringt, immer dem Grade dieser Mannichfaltigkeit selbst proportionirt ist. Nach dieser Erklärung kann die Sulzersche Verhältnißbestimmung der Schönheit sogar mathematisch berechnet werden.

*) Die Beurtheilung der Schönheit in der Musik setzt den feinsten Geschmack voraus, weil hier außer der Schönheit (der Melodie, Harmonie u. s. w.) sowohl die einzelnen Töne an sich unmittelbar angenehme Empfindungen verursachen, als indem sie natürliche Zeichen der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften sind, dieselbe wieder hervorbringen und dadurch Vergnügen erregen. Folglich ist hier schwer das eigentliche Schöne von den damit verknüpften andern angenehmen Gefühlen zu trennen und sein Vergnügen rein zu genießen.

Mit der Baukunst hingegen scheint es grade umgekehrt zu seyn. Die angenehme Empfindung die ein schönes Ge-

So wie der Nutzen der Logik nicht in Erweiterung unsrer Erkenntniß, sondern in der Entdeckung der Irrthümer besteht, so müßte eine Aesthetik nicht die Regeln des Geschmacks, sondern die Arten des fälschlich dafür gehaltenen angeben.

Das Princip des Geschmacks ist zwar ein durch Induktion herausgebrachtes und allgemein gemachtes Gesetz des sinnlichen Gefallens an der Form eines Objekts an sich, ohne Beziehung auf irgend ein Interesse; Es beruht aber auf einer transcendentellen Eigenschaft unsers Gemüths, wodurch es nur durch Einheit im Mannichfaltigen in Thätigkeit gesetzt werden kann. Es ist zugleich das Princip des Gefallens an Wahrheit und Tugend, nur daß in diesem, diese Einheit im Mannichfaltigen intellektuel, in der Schönheit aber sinnlich ist. Die Kritik beschäftigt sich zwar mit der Deutlichmachung derselben; aber wie weit ist die Kritik hinter den Geschmack? Das Beurtheilungsvermögen, worauf er gegründet ist, ist eben dasselbe Genie, wodurch die Schönheit dargestellt wird.*) Um die Werke eines Raphaels oder Sha-

bäude verursacht ist im Ganzen (weil sie bloß das Formelle zum Grund hat) geringer, aber eben darum erfordert die Beurtheilung seiner Schönheit einen geringern Grad der Aufmerksamkeit.

*) Ich spreche hier bloß von dem theoretischen Genie oder von dem bloßen Vermögen, nicht aus vorgeschriebenen Regeln, aber doch denselben gemäß zu beurtheilen. Der Künstler erfordert noch dazu ein praktisches Genie, die Objekte diesen Regeln gemäß darzustellen.

kespears beurtheilen zu können, muß man ein solches Genie, wie dasjenige ist, wodurch diese unsterblichen Werke hervorgebracht worden sind, besitzen; sonst kann der Kritiker vielleicht einige Fehler in diesen Werken entdecken, er wird aber nie die eigentlichen Schönheiten, denen die Regeln der Kritik untergeordnet sind, einsehn. Das Genie wirkt instinktmäßig d. h. es wirkt zweckmäßig, ohne Vorstellung des Zweckes; seine Werke müssen auch auf diese Art beurtheilt werden.

Die Einheit im Mannichfaltigen, die das Genie hervorbringt und der Geschmack beurtheilt, ist so wenig sinnlich (undeutlich) als (eingeschränkt) intellektuel, sondern sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr als intellektuel, sie ist eine Idee, zu welcher sich das Genie immer nähert, die es aber nie völlig erreicht; aus Betrachtung der Antiken und der in Italien noch anzutreffenden schönen Ideale, lernt der Künstler mehr, als durch alle Regeln der Kritik zusammengenommen.

Genie und Geschmack besitzt jeder Mensch mehr oder weniger. Dieß mehr oder weniger hängt aber keinesweges von der ursprünglichen Einschränkungsart dieser Vermögen an sich ab, die als untheilbare Einheiten so wenig eine intensive als extensive Größe zulassen, sondern besteht in der größern oder geringern Fertigkeit ihre Wirkungen, von dem was nicht ihre Wirkungen sind, zu unterscheiden.

Man denke sich eine Maschine, die zu irgend einem Zwecke eingerichtet ist, z. B. eine Uhr zum Stunden zeigen. Man lasse auf dieselbe gewisse Gegenstände so wirken, daß dadurch das Wesen ihrer Theile, ihre Wirkung, oder ihre Verbindung untereinander zerstört wird. Man lasse wiederum andre Gegenstände auf

sie so wirken, daß dadurch das zerstörte Wesen ihrer Theile, ihrer Wirkung auf Verbindung untereinander, restituirt werde. Man lasse die Maschine mit Bewustseyn begabt seyn, so daß sie im ersten Falle Schmerz, im zweyten aber Vergnügen empfinde. Man lasse ferner die Empfindung des Schmerzens und des Vergnügens nicht mit der Wahrnehmung der Zerstörung oder Beförderung ihrer Primitiven, sondern des nächstvorhergehenden Zustandes verknüpft seyn; so hat man die Vorstellung eines lebendigen d. h. organischen, mit Empfindung begabten Wesens, bey dem die Wirkung gewisser Gegenstände angenehme, die Wirkung anderer unangenehme Empfindungen hervorbringt.

So lange sein primitiver Zustand unverdorben ist, sind die angenehmen Empfindungen immer Beweise der Tauglichkeit der sie veranlassenden Wirkungen zu seiner Erhaltung, die unangenehmen aber Beweise ihrer Beförderung seiner Zerstörung; ist hingegen der primitive Zustand schon verdorben, so sind die angenehmen Empfindungen keine Beweise der Erhaltung, so wie die unangenehmen keine Beweise der Zerstörung des primitiven, sondern des gegenwärtigen Zustandes.

Die höhern Erkenntnißkräfte sind keiner von außen her verursachten Veränderung unterworfen.

Die Einbildungskraft hingegen wird durch die Gewohnheit entweder in ihrer primitiven Wirkung befördert oder gehindert.

Der gute Geschmack besteht also in der Erkenntniß desjenigen, was den primitiven Zustand der Einbildungskraft angemessen ist, und folglich ob schon vielen izt nicht angenehm ist, doch angenehm seyn soll.

Der primitive Zustand des Menschen, der in den Augen des Philosophen, seiner krassen Bedeutung nach, eine Chimäre ist, hat dennoch eine sehr richtige Bedeutung und muß als Idee, der praktischen Philosophie zum Grunde gelegt werden. Die Sittenlehre (Ethik) mit ihren Unterarten (Gesetzgebung, Politik; u. s. w.) die Aesthetik, die Glückseligkeitslehre u. s. w. müssen auf diese Idee gegründet seyn, wenn ihre Vorschriften nicht bloß eine zufällige, subjektive, sondern eine nothwendige allgemein gültige Realität haben sollen. Sie haben alle eine und eben dasselbe Princip, das aber nicht auf einmal positiv festgesetzt, sondern nach und nach negativ bestimmt werden muß. Jenes hat bloß einen formellen (zur systematischen Einheit einer Wissenschaft,) dieß aber einen reellen Gebrauch. Man braucht Niemanden zu sagen, was recht, was gut, was schön ist; sondern man zeige ihm nur, daß das, was er dafür hält, nicht ein Produkt des freywilligen Beurtheilungsvermögens, sondern einer Täuschung sey, die, sobald sie entdeckt wird, wegfallen muß.

Predigt dem Geldgeizigen, so lang ihr wollt, vor, daß sein Vergnügen an dem Besitz des Geldes ungegründet ist, er wird euch auslachen; er wird sagen: kann seyn, daß der bloße Besitz des Geldes euch kein Vergnügen macht, ich folge hierin meinem eignen Geschmack; mir macht er Vergnügen. Ihr könnt ihm seine Empfindung nicht streitig machen. Wollt ihr ihm zeigen, daß es andre Arten des Vergnügens giebt, die diesen vorzuziehn sind, wird er es euch nicht glauben; er wird nicht zugeben, daß ihr für ihn wählen sollt. Alles was ihr, um ihn zu bessern thun könnt, besteht bloß darin, daß ihr ihm zeigt, das Geld an sich sey gar kein Gegenstand des primitiven Vergnügens, sondern bloß

in

im gesellschaftlichen Zustande ein Mittel geworden zur Erlangung aller Arten des Vergnügens, und daß blos aus der langen Gewohnheit dasselbe als Mittel zu gebrauchen, endlich seine Einbildungskraft das Mittel mit dem Zwecke verwechselt, und es als einen Gegenstand des Vergnügens an sich betrachtet; so wird es freylich noch Mühe kosten, bis ihr ihn dazu bringen werdet, daß er die Wirkung dieser durch eine ihr entgegengesetzte Gewohnheit vernichten, und seinem freyen Einbildungsvermögen gemäß handeln soll, ja vielleicht werdet ihr ihn dazu nie bringen. Demohngeachtet ist die Berichtigung seiner Erkenntniß hierüber die conditio sine qua non zu seiner Besserung.

So muß man verfahren, wenn man überhaupt die Meinungen oder den Geschmack eines Menschen berichtigen will. Man muß ihre Entstehungsart zeigen, und alsdann wird er von selbst einsehn, wie fern sie in den nothwendigen Gesetzen seines Erkenntnißvermögens gegründet sind, oder nicht. So wie die Skeptiker in der theoretischen Philosophie zur Berichtigung der Erkenntniß weit mehr beygetragen haben als die Dogmatiker, eben so haben, wie ich dafür halte, die Skeptiker in der praktischen Philosophie zur Verbesserung der Sitten weit mehr beygetragen, als die strengen Moralisten. Ein Mandeville, Rochefaucault, Helvetius und ihres gleichen haben dadurch, daß sie die Falschheit der menschlichen Tugend gezeigt, d. h. daß dasjenige was gemeiniglich dafür gehalten wird, seiner Entstehungsart nach, es nicht ist, den Weg zur wahren Tugend gebahnt. Damit will man nicht sagen, daß diese falschen Tugenden ihren Nutzen nicht haben, und daß man sie auszurotten suchen muß, wie die Freunde der dieser entgegengesetzten faulen

Philosophie von ihren Gegnern vorzugeben suchen; allerdings haben jene ihren Nutzen. Aber was in Beziehung auf seinen Nutzen für gut gehalten wird, ist nicht das Gute an sich, das unabhängig von allen Nutzen, durch das freye Beurtheilungsvermögen erkannt wird, und zum Grund einer allgemein gültigen Moral gelegt werden muß. Aus Mangel an psychologischer Kenntniß (die wahren Motiven der Handlungen zu entdecken) und einer Neigung sowohl sich selbst als andere zu betrügen (die Motiven der Handlungen in der Tugend zu suchen, wenn schon sie sich aus ganz andern Gründen erklären lassen) suchen freylich die moralischen Quacksalber jene Männer anzufeinden, werden aber hoffentlich, so lange Liebe zur Wahrheit sich unter Menschen findet, nur den Pöbel auf ihrer Seite haben.

Ich habe also fürs erste den Geschmack bloß negativ erklären wollen, indem ich ihn nur alsdann werde positiv erklären können, wenn ich vorher seinen Gegenstand, Schönheit, werde erklärt haben.

Schönheit beruht auf die größte mögliche Uebereinstimmung der Wirkungen des Verstandes, oder der objektiv reproduktiven mit der Wirkung der produktiven Einbildungskraft zur Hervorbringung der größten Summe beyder Wirkungen.

Ich will mich hierüber näher erklären. Die Einbildungskraft reproducirt die Objekte nach den Gesetzen der Coexistenz und Succession in Zeit und Raum. Ist diese Coexistenz und Succession unveränderlich d. h. allen Subjekten, zu allen Zeiten, in allen Orten gemein, so werden sie Gesetze für diese Objekte und bringen die Wirkung einer nothwendigen (objektiven) Einheit des Bewußtseyns in dem gegebe-

nen Mannichfaltigen hervor. Daraus entspringen die Begriffe der Natursubstanze und der Beziehungen der besondern Ursachen auf ihre Wirkungen. Alle Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Orten (wie weit unsre Erfahrung reicht) die gelbe Farbe, vorzügliche Schwere und Dichtigkeit, Schmelzbarkeit, Auflösbarkeit in aqua regis u.s.w. als coexistirend befunden, daraus ist der Begriff des Goldes als einer Substanz oder nothwendigen Einheit des Bewußtseyns in dem Mannichfaltigen dieser coexistirenden Erscheinungen entsprungen. So haben auch alle Menschen zu allen Zeiten, in allen Orten beobachtet, daß in der Gegenwart des Feuers das Wachs schmilzt; daraus entspringt der Begriff von Ursach und der Erfahrungssatz: Feuer schmilzt (ist Ursach des Schmelzens von) Wachs. Sobald also im ersten Falle eine oder mehrere dieser Erscheinungen wahrgenommen werden, so bringt die Einbildungskraft, nach dem bekannten Gesetz der Association, alle mit ihnen als coexistirend wahrgenommene hervor. So auch im andern Fall, sobald das Feuer wahrgenommen wird, so bringt die Einbildungskraft, das Schmelzen des Wachses hervor. Daß aber dieses nicht immer auf eine bestimmte Art geschieht, rührt bloß daher, daß im ersten Falle die Erscheinung der gelben Farbe z. B. nicht nur als mit der vorzüglichen Schwere u. s. w. im Golde, sondern auch mit der Zähigkeit u. s. w. im Wachse u. dgl. als coexistirend wahrgenommen worden ist. So ist auch das Feuer im zweyten Falle nicht nur als Ursach des Schmelzens im Wachse, sondern auch als Ursach der Empfindung der Wärme in dem lebendigen Körper u. dgl. wahrgenommen worden. Die in Koexistenz und Succession wahrgenommenen Gegenstände können daher nicht immer einander auf eine bestimmte Art reproduciren, weil

die Einbildungskraft mehrere Associationen zugleich nicht befolgen kann, sondern die stärkere Association (die öfter wiederholt worden, oder mit der Beschaffenheit des Subjekts am übereinstimmendsten ist, u. dgl.) wird nothwendig die Oberhand behalten, und die andern müssen ihr weichen. Sind hingegen die associirten Gegenstände der Einbildungskraft zugleich gegenwärtig, so wird auch ihr Verhältniß zu einander schon a priori gegenwärtig, indem die Gegenwart der Gegenstände (bey gesunden Zustande) stärker als das Reproduktionsvermögen wirkt; dadurch wird auch ihr Verhältniß zu einander bestimmt. Beym Anblick des Feuers kann es geschehn, daß mir das Wachs und sein Schmelzen durch das Feuer nicht beyfällt, sondern seine Erwärmung meines Körpers u. dgl. Ist hingegen das Wachs mit dem Feuer gegenwärtig, so fällt mir gleich bey, daß das Wachs (in einer gewissen Entfernung) vom Feuer geschmolzen wird, welches ich mit aller Zuversicht erwarte, u. dgl. und diese sind die Gesetze der reproduktiven Einbildungskraft.

Die **produktive** Einbildungskraft ist das bekannte **Dichtungsvermögen**, welches darin besteht, die wahrgenommenen Gegenstände, nicht in der Ordnung und Verbindung ihrer Koexistenz und Succession, sondern in derjenigen Ordnung und Verbindung, die zur Beförderung der freyen Thätigkeit der Einbildungskraft am angemessensten ist sich vorzustellen. Diese beyden Wirkungen der Einbildungskraft sind einander (im Objekte) entgegengesetzt, indem sie ihre Wirkungen einander wechselsweise heben. Nun ist aber ausgemacht, daß zur **Schönheit** beyde zugleich gehören. Eine Statüe, die außer der Bildung, auch die natürliche Farbe eines Menschen aufs vollkommenste darstellt, hört gänzlich auf ein Gegenstand der schönen Künste zu seyn, weil man den vorgestellten Menschen **selbst**, nicht bloß seine **Abbildung** zu sehn

glaubt; die bloße Reproduktion ist also zur Schönheit nicht hinlänglich. So ist auf der andern Seite, das Horazische Ungeheuer *), wo ein schöner weiblicher Kopf auf einem Pferdenacken gesetzt, allerhand colorirte Federn angebracht und zuletzt noch ein Fischschwanz angehängt wird, kein schöner Gegenstand. Warum? weil hier bloß die Wirkung der produktiven und nicht zugleich der reproduktiven Einbildungskraft (die der natürlichen Ordnung und Verbindung gemäß seyn muß) wahrgenommen wird. Da aber diese beyden Wirkungen der Einbildungskraft sich nothwendig im Objekte Abbruch thun, so kann die Einbildungskraft (die wie jede Kraft nach Wirken strebt) nur an diejenige Proportion dieser Wirkungen Gefallen haben, die das Maximum der Summe beyder Wirkungen hervorbringt; ein geflügeltes Pferd (Hypogriph) ist, wenn die Flügel dem Pferde nicht angewachsen, sondern bloß angeheftet sind, freylich kein schöner Gegenstand, weil hier bloß die Wirkung der produktiven, nicht aber zugleich der reproduktiven Einbildungskraft anzutreffen ist; sind hingegen die Flügel dem Pferde angewachsen vorgestellt, d. h. werden die Muskeln nach und nach in ihrer Lage und Figur so verändert, als zur natürlichen Bildung der Flügel erforderlich ist, so behaupte ich, daß ein solcher Hypogriph ein vollkommen schöner Gegenstand seyn muß; ja daß sogar Horazens Ungeheuer (vorausgesetzt daß die stufenweise Abänderung und allmählige Verschmelzung in einander vollständig dargestellt werden kann) keinesweges Lachen sondern vielmehr Verwunderung erregen wird; weil alsdann die beyden einander entgegengesetzten Wirkungen der Einbildungskraft in der zur Schönheit erforderlichen Proportion verknüpft seyn werden. War-

*) Humano capiti etc. ars poetica, I. seqq.

um finden wir so viel Vergnügen an Ovids Verwandlungen? Weil Ovid nicht bloß dichtet (Erscheinungen, die in der Natur nicht auf einander folgen, aufeinanderfolgen läßt) sondern nach Naturgesetzen dichtet. Er sagt nicht platt weg: die schöne Daphne wurde in einen Lorbeerbaum verwandelt, sondern er stellt uns diese Verwandlung nach dem Gesetze der Stätigkeit, vor Augen:

„Kaum hatte sie ihr Gebet geendigt, so band eine schwere „Schlafsucht ihre Glieder, und eine zarte Rinde umgab die weiche „Brust. Die Haare wurden zu Zweige, und die Arme zu Aeste. „Der vorhin so schnelle Fuß bleibt an trägen Wurzeln hängen, „und das Angesicht wird zum Gipfel; doch bleibt ein gewisser „Glanz in demselben zurück. Aber auch als Baum liebt sie Phö„bus noch, und wie er seine Hand auf den Stamm legt, so fühlt „er das Herz unter der neuen Rinde noch schlagen. Un indem „er die Aeste als Glieder seiner Geliebten umarmt, so küßt er zu„gleich das Holz, jedoch das Holz fliehet vor den Küssen zurück, u. s. w. und so ohngefähr sind alle seine Verwandlungen beschaffen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Salomon Maimon.

V.

Wer hätte wohl sich hier zu finden vermuthet?

Eine wahre Anekdote.

In der Geschichte unsers Deutschen (zumal des südlichdeutschen) Theaters verdient unter andern ein gewisser Mann, der auf der Bühne den selbst erwählten Nahmen Bernardon führte, im eigentlichem Leben aber Joseph Kurz hieß, allerdings, daß man seiner nicht ganz vergesse. Er war zwar nur in der Posse, und im Schauspiel aus dem Stegreife berühmt; viele seiner Scherze paßten auch nur für die Zeit und Oerter, wo er auftrat; würden in Leipzig, Berlin oder Hamburg schon vor vierzig Jahren nicht mehr gefallen haben, und in Wien noch jetzt nur neben dem Casperle gesetzt werden; aber indem er dem Geschmack seiner Zeitgenossen und seiner Landsmannschaft nachgab, wußte er wenigstens deren Beyfall sich ganz zu erwerben, sah oft nicht nur ein gemischtes Parterr, sondern auch alle Logen (und in diesen Logen selbst Monarchen *) ihm zulächeln und zulachen; hatte Dreistigkeit genug, unterm Schutz seiner Rolle, selbst den ersten Per-

*) So sah z. B. die K. K. Maria Theresia sein Spiel ungemein gern, bis er endlich durch eine allerdings unverschämte, und fast unglaubliche Ant-

sonen im Staat, von offner Bühne herab, manche bittre Wahrheit zu sagen, und blieb dennoch beklatscht, geschätzt und geliebt; ja, ward für eben diesen seinen, meistens derben Scherz reichlicher belohnt, als mancher Eckhoff, als mancher Reinecke für die Feinheit und die Würde ihres Spiels. Wenn er auf die Bühne trat, strömte die Menge gleichsam ins Schauspielhaus; wenn er herabstieg, zankten sich selbst von den stolzesten Großen viele um seinen Umgang; denn auch in jene sogenannten ersten Zirkel wußte er diejenige heitre Freude, diejenige wahre Munterkeit zu bringen, welche sonst vor so hoher Gesellschaft eben so, wie die Fruchtbarkeit vor dem Gipfel hoher Berge flieht. Dennoch spielte er nirgends, wo er merkte, daß man es fordre, den Lustigmacher; war niemanden für ein Gastgebot verbunden, und machte selbst zu Wien ein Haus, wie wenig Kavaliere. Gegen das Ende seines Lebens nannten alle Schauspieler in östreichischen Ländern ihn: Vater! und er nahm diesen Titel an, als ob er ihn gebühre. Aber nicht als Schauspieler blos, auch im eigentlichen bürgerlichen Leben trafen ihn manche abentheuerliche Schicksale. Verschiedne derselben zog er sich durch sein warmes Blut zu; in andre verwickelte ihn jenes unbegreifliche Ohngefähr, das mit dem Harlekin so gut wie mit dem Monarchen spielt. Wer eine glaubwürdige Geschichte seines ganzen Lebens liefern könnte, würde gewiß Unterhaltung verschaffen, mithin Dank verdienen. Auf diesen Dank thu' ich freylich Verzicht. Aber nachstehende Anekdoten sind mir wenigstens von Personen mitgetheilt worden, die sie aus seinem eignen Munde hatten, und die sich auf die nicht

wort ihre Gunst dergestalt verscherzte, daß sie einen Schwur that, er solle nie wieder vor ihr Angesicht kommen: und auch manche dringende, selbst Familienvorbitte abwieß.

allzuleichte Kunst des Zuhörens, Behaltens und Wiedererzählens verstanden. Kleine Umstände können abweichen; aber das Ganze ist gewiß wahr.

In seiner Jugend war Kurz einigemal, eine geraume Frist hindurch, vom Theater entfernt; unter andern bekleidete er einst am Hofe des Marggrafen von Bareuth die Stelle eines sogenannten Maitre des Plaisirs, und stand beym Fürsten selbst gar sehr in Gnaden. Es fiel gerade damals die Kaiserwahl Karl VII zu Frankfurt ein. Kurz hielt sich während derselben, ich weiß nicht ob mit oder ohne seinen Marggrafen, allda auf; kam in die Bekanntschaft von mehrern fürstlichen Personen, und ward unter andern auch dem Fürsten von D—n vorgestellt. Dieser Herr liebte alles, was zu den Vergnügungen des Lebens gehörte; einige muntre Einfälle von Kurzen gefielen ihn; er ließ ihn nun fast täglich zu seiner Tafel laden, und an allen den kleinen Lustparthien, die man in diesem Hause häufiger, als irgendwo feyerte, muste Kurz Antheil nehmen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Unterscheidung unserm jungen Mann behagen mochte; was ihn aber noch weit mehr, als die ganze vornehme Gesellschaft zu Frankfurt interessirte, war ein Mädchen, das er einst auf der Straße gesehn, und sofort beym ersten Blick liebgewonnen hatte. Es war die Tochter eines sehr vermöglichen Zinngießers; ein Mädchen, so anlockend wie die Wollust selbst gebaut, und doch im Aeußerlichen so bescheiden, in allen Reden, Blicken, Thun und Lassen so züchtig und ehrbar, daß Kurz viel darum gegeben hätte, wenn sie es — minder gewesen wäre. Er suchte alle mögliche Mittel hervor, mit ihr und ihren Eltern bekannt zu werden; es gelang ihm. Er sprach ihr, sobald er sich nur einige Augenblicke mit ihr allein befand, von Liebe vor; sie hörte ihm nach einigen kleinen Schwierigkei-

ten zu, und ließ wenigstens kein Mißfallen blicken. Er raubte dann und wann, im Fluge gleichsam, ihr einen Kuß; sie schmälte zwar, aber zürnte nicht. Er nahm nunmehr, um weiter zu kommen, zu List und Bitten, zu Geschenken und noch größern Versprechungen seine Zuflucht, und erhielt dagegen die förmlichste — abschlägliche Antwort. Er erbot sich endlich zur ernstlichen Heirath; sprach mit Vater und Mutter; erhielt ihre freudigste Einwilligung, und vom Mädchen selbst — weder Ja noch Nein. — „Sie sey ihm recht gut; aber zum Heirathen könne sie sich vor der Hand nicht entschließen; auch zum Verlöbniß noch nicht!" Dieß war ihre Antwort; darauf blieb sie, trotz tausend Gegengründen. Kurz, dessen Leidenschaft noch durch den Widerstand wuchs, wollte fast für Ungeduld verzweifeln, und konnte es doch nicht ändern.

Einst, als er wieder beym Fürst von D—n speiste, fand dieser die Laune seines Gastes so verstimmt gegen sonst, daß er ernstlich fragte: Woran es liege? und nicht aufhörte in Kurzen zu dringen, bis dieser gestand: Er liebe, und habe gestern erst einen Korb, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt, erhalten." — Se. Durchlaucht bezeigten hierüber das gewöhnliche fürstliche Mitleid; das heißt: Sie lachten aus vollem Halse, und versicherten: „das Glück helfe seinen Leuten auch wider ihren eig„nen Willen. Es sey eine Thorheit sich zu hängen, und eine fast „noch größere, ein Mädchen bloß ihrer Schönheit wegen, heira„then zu wollen." Doch dieß war der Ton nicht, den Kurz gern, lange und gelassen ertrug. Er erwiederte daher ziemlich trocken: „Zwischen schön und schön sey oft ein großer Unterschied. Auch „er wisse recht gut, das, was man eine hübsche Larve nenne, nach „seinem wahren Werthe zu schätzen, und werde sich wohl hüten, „ins Joch der Ehe seinen Hals zu ducken. Aber dieses Mädchen

„mache billig eine Ausnahme. Denn er wette, was man wolle, „sie sey nicht nur in Frankfurt, sondern auch wohl zehn Meilen „in der Runde, die schönste ihres Geschlechts, und dabey die Zucht „und Ehrbarkeit selbst." — Se. Durchlaucht erstickten fast für Lachen. — „Ich könnte dich unglücklich machen, lieber Kurz! (riefen sie) „kennt' ich nur deine Vestale, und wollte so einen „brillantnen Ring dran spendiren, er würde sicher besser als dein „goldner Trauring ziehen. Aber ich möchte es nicht einmal an „dir thun, armer geschoßner Knabe. Nur wegen der Schön„heit will ich dir einen Beweis geben, erstens, daß du doch wohl „das Revier hier nicht ganz ausspionirt hast, und zweytens, daß „ich es herzlich gut mit dir meine." — „Wie das, Ew. Durch„laucht?" — „Komm mit mir in eine Ecke! so laut läßt es sich „doch nicht sagen."

Sie gingen. — „Höre, fing der Fürst wieder an, es kommt heut Abend ein Mädchen zu mir; gegen diese, Mensch, muß sich deine Dulcinea sicher verkriechen, oder ich will nicht D—n heißen. Sie fängt erst seit kurzen an, wie mir der Lohnbediente sagte, der mich darauf aufmerksam machte, und deßhalb ist das Blitzding auch noch ziemlich theuer; aber dreyßig Dukaten zogen, daß sie es näher giebt. Komm heute Abend her, und du sollst selbst urtheilen. Den Vorreihn behalte ich freylich für mich. Aber auch das Desert ist, wie ich hoffe, hier nicht zu verachten.

Kurz war nichts weniger als ein Kostverächter; wie hätte er sonst auch an Höfe gepaßt! Gleichwohl hatte er jetzt ziemlich lange wenig Lust auf diese Einladung sich zu stellen. Nur des Fürsten öftere Versicherung: Es gäbe in Frankfurt kein schöneres Mädchen, als dieses heutige; — nur diese machte, daß Kurz endlich versprach wiederzukommen und zu versuchen: Wer besser gewählt habe, Se. Durchl. oder Er? daß es dann beym bloßen Beschauen nicht

bleibe, setzte man zum Voraus, und traf über das Wenn? Wie? und Wo? die nöthige Abrede. — Kurz hielt sich pünktlich an dieselbe. Als er zur bestimmten Stunde im Gesellschaftszimmer erschien, waren schon einige Spieltische besetzt und beschäftigt. Der Fürst selbst war noch nicht sichtbar. Er habe, hieß es, noch ein Stündchen mit Staatsgeschäften zu thun. Kurz lächelte, denn er wußte, daß es Geschäfte für die Menschheit wären. Endlich kam sein Mäzen, und die Röthe in, um und unter den Augen zeigten von Fleiß und von Zufriedenheit. Ein Wink deutete das Gemach an, wohin sein begünstigter Nachfolger sich zu verfügen habe; und dieser Wink ward, wie man leicht denken kann, befolgt.

So wie Kurz ins Gemach trat, fiel ihm zwar gleich ein Bettchen mit halbofnen Vorhängen und ein weibliches Geschöpf in demselben in die Augen. Doch eh er noch beym wollüstigen Halblicht einer silbernen Hangelampe genau unterscheiden konnte, von welcher Gestalt die Venuspriesterinn sey, die ihm hier preisgegeben worden, fuhr das Mädchen mit einem kleinen Schrey des Schreckens unter das Deckbette, und verhüllte sich das Gesicht so gut sie nur konnte. Dieser Empfang befremdete Kurzen, der als eine hübsche junge Mannsperson von gutmüthigen Nimpfen noch nie eine abschlägliche Antwort erhalten hatte. Er bat sie, doch ohne Umstände sich sehn zu lassen. Er versicherte, daß er mit Bewilligung Sr. Durchlaucht hier erscheine: er versprach sich so zu betragen, daß man damit zufrieden seyn könne. Keine Stimme, noch Antwort! Er fing nun an Hand anzulegen; man wickelte sich noch stärker ein. Er brauchte zuletzt volle Gewalt, riß das Deckbette hinweg, und diejenige, die jetzt vor ihm lag, so nackend, als käme sie jetzt eben aus dem Schooße der Natur — sie, die nochmals, doch vergebens ihr Gesicht mit beyden Hän-

den zu verdecken strebte, war — sein geliebtes Zinngießermädchen. Da war wohl im Himmel, auf und unter der Erde keine Gestalt, deren Anblick unsern armen Kurz so unerwartet, als dieser, hätte kommen können! Starr und versteinernd war sein Erstaunen, unbeschreiblich selbst in dieser Erstarrung seine Wuth. — „Ha! Elende! rief er, als er endlich der Sprache fähig ward: „Hier, hier muß ich dich finden? Mein Bitten, mein Flehen, „meine redlichsten Anträge verwirfst du? und dreyßig elende Dukaten bringen dich ins Bette eines fürstlichen Schwelgers, der „dich nach gebüßter Lust, dem Ersten, dem Besten, wie eine ausgedrückte Citrone zuwirft! Warte, warte! ich will dir den Lohn „dafür zumessen. Blutroth sollen deine Dukaten sich färben!"

Er hatte, indem er dieß letzte sagte, mit der Rachbegier funkelnden Augen sich überall umgesehn, und in einer Ecke des Gemachs einen Degen erblickt. Rasch flog er darnach und ergriff ihn; doch bevor er ihn noch herauszuziehn vermochte, sprang das Mädchen aus dem Bette, und schrie so erbärmlich um Hülfe, daß alles aus den Nebenzimmern herbeyeilte, ja gleichsam herbeystürzte, um zu sehen, was hier vorgehe.

Die Scene, die nun sich darstellte, war allerdings seltsam genug. Das Mädchen splitternackt in einen Winkel des Gemachs sich schmiegend; Kurz mit entblößten Degen, im ernstlichsten Begriff auf sie loszugehn, und sie zu durchbohren; fünf bis sechs fremde Herrn, und doppelt so viel Bedienten die ihm den Weg vertraten, jene mit den Karten, diese mit den Lichtern in Händen. Alle im Zirkel um ihm herum; aber freylich nicht alle mit den Blicken auf ihn, sondern mehr noch auf jenen Gegenstand, der ihre Lüsternheit reitzte, gerichtet. Alles voll Fragen, voll Neugier, voll Verwunderung: daß man sich hier lieber umbringen, als umarmen wolle! Kurz, in ihrer Mitte voll unaussprechlicher

Wuth, zehnmal im Begriff durchzubrechen, und eben so vielmal wieder gehindert. — Warlich, es würde jedem Maler schwer seyn, einen solchen Auftritt zu malen, der sich weit weniger noch beschreiben läßt. Endlich besann sich der Fürst auf seine fürstliche Würde, befahl Kurzen den Degen wegzuwerfen, gebot den Bedienten sich zu entfernen, und fragte dann unsern Helden ernstlich: Ob sein Verstand verloren gegangen sey? und ob man nicht wenigstens erfahren könne: wodurch?

„O kein Wunder warlich wenn es wäre! rief Kurz: Seht hier alle, diese Nichtswürdige, die hier so schändlich zur Schau steht, war eine Person, für deren Tugend ich mein Leben verwettet hätte, die ich für meine Braut zu erklären bereit war; die ich oft knieend und immer vergebens um eine Gunst gebeten habe, die ihr wie ich nun sehe, nicht für die Hand eines ehrlichen Mannes, aber wohl für Gold feil, und sicher nicht zum erstenmal feil ist!" — Die Dirne, die bisher stumm und zitternd, vor so vielen Zeugen sich lieber in die Wand hinein verkrochen hätte, bekam jetzt auf einmal Sprach und Muth. Sie stemmte die Hände in die Seiten, trat einen Schritt vorwärts und rief: zum erstenmal oder zum tausendsten! Kurz wisse, „und wenn ich allen Männern bey mir zu schlafen erlaubte, doch grade dir nicht!" — Kurz wollte von neuem auf sie los; wollte sie, wo möglich, mit seinen Händen zerreißen; ward jedoch abermals verhindert, und ins andre Zimmer zurückgeschoben. Die Nymphe erhielt nun Zeit sich wieder anzukleiden und zu entfernen. Man schraubte ihren immer noch erzürnten Gegner, daß er so ernstlich einen Unfall aufnähme, über welchem er entweder lachen; wo nicht gar wegen Ersparung einer großen Thorheit sich freuen solle; aber man konnte nicht ihn bewegen die Sache unter dieser Ansicht zu betrachten; er schlug Spiel, Abendmahlzeit und Trinkgelag aus, und ent-

fernte sich bald drauf nach Hause, voll Schaam, Zorn und Schmerz über seine vereitelte Hoffnung.

Am dritten Tage schickte der Fürst nach ihm. — „Kurz, rief er ihm, gleich beym Eintritte entgegen: Kurz, Sie sind ein Glückskind, selbst, wenn sie sich übers Gegentheil beschweren:“ — „Wie das, Ew. Durchlaucht?“ — „daß die Hexe verdammt wäre mit „ihrer niedlichen Larve! Ich bin krank, sehr krank — mein Leib„arzt versichert mich, ich hätte für ein einzigesmal kaum schlimmer „anzuprellen vermocht!“ worüber der Fürst sich weiter beklagte, das wird man errathen können, selbst wenn der Erzähler davon schweigt; aber sonderbar war der Eifer, der jetzt in Kurzen fuhr. So erbittert er gegen jene Nichtswürdige seyn mochte; so oft er heimlich gewünscht, das schändliche Herz ihr ausreißen zu können, so sehr setzte er sich doch mit Händen und Füßen gegen die Bezüchtigung, die sie betraf. — „Alles möglichen, sagt' er, halte er sie fähig, doch einer körperlichen Verderbniß, verbunden mit einer solchen Niederträchtigkeit, nicht.“ Der Fürst bewieß zwar das Ja mit zwanzig Gründen, doch Kurz hatte deren für das Nein wenigstens vierzig; ihre blühende Gestalt, ihr theurer Preis, ihre häusliche Lebensart, selbst das Zeugniß des Lohnbedienten von ihrer Neuheit, — alles dieß und mehr noch machte er geltend. Seine Durchlaucht, die sich freylich in den nächsten zwey oder drey Wochen schon mehrmals von Staatsgeschäften abgemüßigt, und zu den Töchtern des Volks herabgelassen hatten, wurden endlich selbst in ihrem Glauben wankend. Das Uebel selbst blieb entschieden genug, nur das Woher? uterlag einigem Zweifel.

Das Wahl- und Krönungsgeschäft zu Frankfurt war nun geendigt. Die Schaar der Bothschafter und fremden Fürsten, auch alles das Getümmel von Menschen, die dort zu thun, oder zu gaffen gehabt hatten, verschwand. Auch Kurz kehrte nach Ba-

reuth zurück, und setzte sich immer fester in der Gunst des Marggrafen, den er bald mit einem witzigen Einfall, bald mit einer kleinen Lustbarkeit überraschte. Doch ein sonderbares Ohngefähr verfolgte ihn auch hier. — Er ritt einst mit einigen Höflingen nach Streitberg, einem Schloß und Dorf im Bareuthischen. In der Schenke ward eben eine Hochzeit gefeyert. Unsre jungen Herren baten sich dabey zu Gaste, und das war dem Bräutigam eine Ehre. Sie fanden die Braut und ihre Kranz-Jungfrauen recht hübsch, und thaten einige herzliche Tänze mit ihnen; auch damit war man zufrieden. Aber die Höflinge entwarfen allmälig einen Plan, dem jungen Ehemann seine bevorstehende nächtliche Rolle zu erleichtern; und das war wieder mehr, als man begehrte. Die jungen Bauerpursche fingen gewaltig an, unter sich zu flüstern und zu munkeln, und als man wirklich einmal die Braut auf ein Paar Minuten vermißte, gerieth alles in Aufruhr. Man fing an die Lichter auszublasen, und nach den Bankbeinen zu greifen. Die Kammerjunker, die aus mündlicher Ueberlieferung wußten, daß die Bauern in solchen Fällen gegen hochadeliche Rücken und Köpfe alle gebührende Ehrfurcht beyseyte setzten, hielten für das räthlichste, Reißaus zu nehmen; eilt[illegible] nach ihren bereit gehaltenen Pferden; schwangen sich darauf [illegible] — auf und davon!

In solchen bedenklichen Umständen pflegt das schwerfällige Bürgerblut immer unbehülflicher zu seyn, als jenes, das sich nun schon seit Jahrhunderten veredelt und verfeinert. Das Unglück wollte daher auch, daß jetzt Kurz am spätesten auf sein Roß kam, und daß ihm, ihm allein, ein derber Bauer im Zügel fiel. Hier dahinten zu bleiben, indeß seine Gefährten so herzhaft Vorwärts machten, das hieß eben so viel, als sich mit Knütteln wollen todtschlagen lassen. Er zog daher, voll Angst, seinen

Hirsch-

Hirschfänger, wollte sich Luft machen, stieß zu, und traf nur allzugut. Denn sein Gegner fiel mit einem lauten Schrey: O Jesu, ich sterbe! und mit einem ganzen Sprudel von Blut zu Boden. Kurz entkam zwar, doch ehe er noch zum Dorfe hinaus war, hört er schon: todt! todt! haltet den Mörder! hinter sich rufen; und wenig Stunden darauf erfuhr er in dem Bambergschen Gebiet, wohin er sich geflüchtet hatte, daß er wirklich nicht nur Todtschläger, sondern was noch schrecklicher für ihn war, ein vielfacher geworden sey. Denn der Getödtete hatte eine schwangere Frau hinterlassen, und diese war aus Schrecken gleich drauf mit unzeitigen, todten Zwillingen niedergekommen.

Als der Marggraf dieß erfuhr, getraute er sich selbst nicht, seinen Liebling zu schützen. Er ließ ihm vielmehr rathen, sich weiter zu entfernen. Dieser that es; in der Abwesenheit ward ihm der Proceß gemacht, und dieser fiel so aus, daß Kurzen die Betretung des Bareuther Gebieths auf Lebenslang untersagt ward. Er begab sich daher wieder aufs Theater, und ward, nach dem gewöhnlichen Schicksale Deutscher Schauspieler, bald da, bald dorthin geworfen. Auf einer seiner Reisen im Reiche kam er ohngefähr zehn bis zwölf Meilen von Frankfurt durch ein kleines Städtchen, wo die Scharfrichterey nicht weit von der Poststraße ablag. Der Postillon, ein geschwätziger Bursche, kam beym Anblick derselben auf ihren jetzigen Besitzer zu reden, und versicherte: daß solcher gar ein son„derbarer und äußerst gescheuter Mann sey, der nicht nur Kö„pfe so vortreflich abzuschlagen wisse, daß es recht ein Vergnü„gen sey, ihm zuzusehn, sondern der auch preßhaften Personen „besser, als mancher Doktor, zu ihrer Gesundheit verhülfe.

„Vorzüglich hab' er gar eine schnackische Art, Leuten, die an „gewissen Liebeskrankheiten litten, wenn nichts mehr anschla„gen wollte, zurecht zu helfen. Er vergrabe sie dann einige „Tage lang, von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang, „ganz nackend in einen Haufen Pferdemist; gäbe dann ihnen „noch einige Arzeneyen, und verschaffe so unter Zehnen we„nigstens Fünfen ihre Gesundheit wieder." — — „Und kann „man denn hingehn und zusehn, fragte Kurz, wenn die Men„schen so eingegraben sind?" — „O ja, ich selbst war schon „mehrmals dort, und wenn ich mich nicht sehr irre, hat er ge„rade jetzt einige solche Patienten in der Kur."

Unser Kurz, der die Gewohnheit hatte, nicht leicht etwas, was man anschauen durfte, unangeschaut zu lassen, hieß den Postillon stille halten; stieg ab, und ging in die Scharfrichterey hinein. Man empfing ihn höflich, und wieß ihn, auf seine Erkundigung hinten in den Hof. Es litten eben damals zwey Mädchen und eine Mannsperson diese schreckliche Schwitzkur. Nur die Köpfe ragten hervor, alles übrige war bis zum Kinn überdeckt und gleichsam eingemauert. Kurz trat so nahe als möglich hinzu. Aber nun denke man sich sein unbegrenztes Erstaunen, als er in einem dieser weiblichen Köpfe, so tief er sich niederbeugte, jene Frankfurterinn abermals wiederfand; sie wiederfand an einem so gräßlichen Orte! — „Gott, Gott, ist es möglich? rief er aus: hat deine Lebensart dich endlich so weit herabgebracht?"

Jetzt erst schlug auch sie die Augen auf, und erkannte ihn sogleich. Fast wäre sie ohnmächtig geworden. Gern hätte sie wieder ihr Gesicht versteckt; doch, wie konnte sie dieß, da sie keines Fingers mächtig war? Endlich faßte sie sich doch ein

wenig. — „Ja, sprach sie, ich bin es! und bis hieher hat mich meine Lebensart, — oder vielmehr zu ihr und bis zu diesem abscheulichen Orte hat mich ein einziger unseliger Fehltritt gebracht! Aber da Sie so mich treffen, so hören, sehen und empfinden Sie dann, was Ihnen einst so unbegreiflich schien; was sie sogar mit dem Tode bestrafen wollten; — daß — daß — daß ich es mit Ihnen von jeher gut, — wenigstens besser, als Sie glaubten, meinte."

„Wie, Unglückliche, versteh ich dich?

„Ich will, damit Sie es können, mein ganzes Leben in wenigen Worten Ihnen schildern. Ohngefähr funfzehn Jahr mocht' ich seyn, als meine aufblühende Jugend einem reichen, vornehmen und auch reitzenden Wollüstling gefiel, der zur Meßzeit mich sah. An mich selbst getraute er sich nicht. Aber im Hause meiner Eltern ging eine alternde Wittwe aus und ein, die von uns tausenderley kleine Wohlthaten empfing, die ganz heimlich dabey das schändliche Gewerbe einer Kupplerinn trieb, und die er leicht zu seinen Absichten erkaufte. Weiß Gott, was sie mir alles von seiner heftigen Liebe, von der Rechtschaffenheit seiner Absichten, und von dem Glück, das ich durch ihn machen könne vorschwatzte. Genug, ich glaubte der Nichtswürdigen, und durch ihre Veranstaltung traf er mich an einem dritten Orte. Mich allda zu berauschen, zu erhitzen, zu entehren, war das Meisterstück von zwey unseligen Stunden. Nicht genug, dieser teuflische Bösewicht, indem er meine Ehre raubte, theilte mir ein Gift mit, das seitdem nie wieder aus meinem Körper ganz gewichen ist. Eine geraume Zeit hindurch wußt' ich nicht, was mir fehle. Als ich es endlich doch vermuthete, brauchte ich im Ge-

heim unzählige Mittel; aber wahrscheinlich entweder nicht die rechten, oder nicht zur rechten Zeit und auf die gehörige Art. Meinen Eltern mich zu entdecken hatte ich nie Herz genug. Zu meinem Trost, aber leider zu meinem größten Schaden, verrieth ihnen meine Gestalt nie, was mir fehle. Von ganzer Seele bedauerte ich zwar mein erstes Vergehn; mit der Hälfte meines Lebens hätt' ich gewünscht, es zurücknehmen zu können, aber gleichwohl reitzte mich in manchen Augenblicken selbst jenes unglückliche Feuer, das in mir glühte, zu neuen Fehltritten. Auch hatt' ich Geld von nöthen, um Arzneyen zu kaufen, die ich unmäßig bezahlen mußte, die mir immer helfen sollten, und nie halfen. Daher fanden Sie mich an einem Orte, wohin mich meine Neigung gewiß nicht geführt hatte; fanden mich allda zu einer Zeit, wo ich Ihrer gewiß öftrer und wärmer gedachte, als Sie selbst wohl glaubten. — Ja, ich gesteh' es, wie Sie hatte mich noch kein Mann geliebt. Aber nehmen Sie dafür ein Geständniß an, welches Sie freylich jetzt wenig freuen kann, was aber wahr ist: Wie Sie liebt' ich auch keinen wieder! Und eben weil ich dieß that, weil ich Ehe mit Ihnen für mein höchstes Glück gehalten haben würde, konnt' ich Ihnen unmöglich eine Gunst gewähren, die für Sie so üble Folgen haben mußte. Verstehn Sie nun den wahren Sinn jener Rede, als ich betheuerte: Eher alle Männer, nur Sie nicht, mit auf mein Lager zu nehmen? Wissen Sie nun, warum ich vorher Ihre Hand weder annahm, noch ausschlug? — Verdient' ich damit ihren Haß, so tödten Sie mich hier, wo ich gewiß nicht Ihnen entfliehen kann; und wo überhaupt der Tod für mich mehr eine Wohlthat als eine Strafe ist!“

Warlich, dieser letzten Wendung hatte sich Kurz nicht versehn, und sie ergriff seine ganze Seele so mächtig, daß ihm die

hellen Thränen aus den Augen schossen. Eine geraume Weile hindurch vermocht' er nicht zu sprechen. — „Es sey dir verziehen, sprach er endlich, noch mehr, es sey dir gedankt! Aber unglückliches Mädchen, wie kömmst du hieher? wie grade unter solche Hände? Wissen deine Eltern etwas davon?“

„Nein! Als meine Krankheit endlich so zunahm, daß ich sie ihnen unmöglich länger hätte verbergen können, entwich ich heimlich, und kam — zwar noch durch manchen Umweg; doch warum sollt ich alles, was mich traf, erzählen? — kam zuletzt hieher. Dieser Mann hat mir Hülfe versprochen. Ich zweifle sehr, daß er sie mir leisten wird, und leisten kann; aber ich habe ihn auch nur gebeten, — um Hülfe, oder um den Tod. Sie aber beschwör' ich um Zweyerley. Fürs erste, verlassen Sie mich sobald als möglich! denn wie mich ihr Anblick beschämt und schmerzt, das können menschliche Zungen nicht aussprechen. Und dann zweytens, wenn Sie jemals wieder nach Frankfurt kommen, verrathen Sie meinen Eltern nicht: Wo und wie Sie mich fanden. Sie werden sich wahrscheinlich schon genug über ihre durchgegangene, einzige Tochter betrüben; aber der Gram würde beyde tödten, wenn sie alles das erführen, was Sie nun wissen.“

Kurz konnte sich eine geraume Weile nicht entschließen, was er thun sollte; ob bleiben oder gehn. Er sah freylich ein, daß das erstere nutzlos sey; aber es ward ihm doch schwer, sie so zu verlassen. Er fragte Sie: ob sie noch Geld genug, hier bequem zu leben, habe. Sie stockte eine Minute, und antwortete: Kaum noch acht Tage lang. Er legte seine Börse dicht neben ihr Haupt hin, und ging stumm hinweg. An der Hausthüre stand der angebliche Arzt. Er fragte ihn: ob er hier auf Genesung hoffe?

Dieser zuckte die Achseln, und meinte: es sey weit hinein böse. Auch hat Kurz nie wieder ein Wort von ihr vernommen. Wahrscheinlich ist sie ein Raub ihrer Krankheit geworden.

Aber ein seltsames, oder vielmehr grausendes Schicksal bleibt es doch gewiß: das Mädchen, das man von ganzer Seele liebt, oder geliebt hat, zweymal so unvermuthet, an so sonderbaren, und so entgegengesetzten Orten zu finden. Einmal im Bette eines fürstlichen Wollüstlings, und einmal im Misthaufen eines Scharfrichters! Einmal alles an ihr entblößt, nur nicht ihr Gesicht, und dann wieder alles vergraben, nur eben dieses Gesicht nicht!

A. G. Meißner.

VI.

Ueber ein Gemählde von Göthe.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabner ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Göthe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne „an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Wal„des ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heilig„thum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache „liege, und nahe an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig „werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Hal„men, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, „näher an meinen Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des „Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des „Allliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und „erhält; mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, „und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner „Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn' ich mich „oft und denke, ach, könntest du dem Papier das einhauchen, „was so voll so warm in meiner Seele lebt, daß es würde der „Spiegel deiner Seele, so wie deine Seele ist der Spiegel des „lebendigen Gottes!"

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reitz giebt scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht,

und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Son-„ne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines „Waldes ruht,"

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum „stehlen,"

Niedersenkung.

„und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege,"

Niedersenkung.

„und nahe an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig „werden,"

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Hal-„men, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen „näher an meinem Herzen fühle,"

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach „seinem Bilde schuf,

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne „schwebend, trägt und erhält,"

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, „und die Welt um mich her, und der Himmel ganz in meiner „Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten;"

Vollendung.

„Dann sehn' ich mich oft und denke: ach könntest du dem „Papier das einhauchen, was so voll so warm in deiner Seele „lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele „ist der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Das Bild schließt sich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Au„genblicken — —

Schluß.

„Könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll so „warm in deiner Seele lebt!"

Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammengenommen ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem jeden der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn!

Denn das siehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemälde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich miteinander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Be-

streben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmend, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend —

Es heftet sich auf den Boden, und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet. —

Es blickt wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde. — Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspektivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur, uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in den Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Wahrheit der Empfindung selber die Darstellung nicht vergessen werde.

Die wahre Darstellung ist daher gewissermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger ist, und sich von dem menschlichen Geiste weder in Worte noch Umrisse bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrste Zug zu dem Gemälde unsers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der „Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Den Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, schildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächsten Vorbereitung zu seinem Gemälde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele einge„nommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem „Herzen genieße. Ich bin so allein, und freue mich meines Lebens, „in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die „meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem „Gefühl von ruhigem Daseyn versunken, daß meine „Kunst darunter leidet."

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „niemals ein größrer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Unter der Fülle des Genusses leidet wirklich die Kunst, und indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so

strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal dasteht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelassen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w.“

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er sich in sie versenkt, und mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes“—

— „und die Welt um mich her und der Himmel ganz in „meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Ge„liebten“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtseyn, sich gleichsam in dem Mitbewußtseyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da seyn muß, ehe man noch an die Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der muß eben so unwahr werden, wie einer, der bey ganz gemeinen und gewöhlichen Schicksalen, dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht daß Wort und Bild sich immer entgegen kommen:

„das dampfende Thal“

„die hohe Sonne“ —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finsterniß des Waldes“—

„die einzelnen Strahlen, die sich in das innere Heiligthum „stehlen“ —

„der Dichter im hohen Grase am fallenden Bache liegend“—

Jeder einzelne Zug in dem Gemälde tritt mit lebendigen Farben, im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zuletzt alles ineinandersteht, und der Eindruck eines Gemäldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

Moritz.

VII.

Epilog

gesprochen von Mademoiselle Neumann.

Weimar den 31. December 1791.

Sie haben uns herausgeschickt die jüngsten *)
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An Euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer, geht!
Gefallt und rührt. — Das möchten gern die Alten
Die nun dahinten stehn und horchen ob
Es uns gelingen möchte.
Wir haben Euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und Ihr habt es uns gezeigt
Das hat uns sehr erfreut, und aufgemuntert. —
Doch haben, leider wir, von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen, das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat: als wenn man stets gefällt
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen. —
Drum bitten wir vor allen andern Dingen
Was Ihr bisher so gütig uns gegönnt:
Aufmerksamkeit. Dann — Euern Beyfall öfter
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen:
Denn wenn Ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann!
Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir Euch allen

*) Sie brachte einige Kinder mit aufs Theater.

Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröfnet.
Die schöne Freude, die uns Häußlichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hab' uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt. — Denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein sind; die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieses Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt. —
So seyd denn alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener! — liebt Euch!
Vertragt Euch! Einer sorge für den andern!
Dieß schöne Glück, es raubt es kein Despot,
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben. —
Und so gesinnt besuchet dieses Haus
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit Euch
Und richtet dann, mit freyem reinen Blick
Uns und die Dichter, bessert sie und uns.
(auf die Kinder deutend)
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Göthe.

I.

Leopold.

Ostendent terris hunc tantum fata.

Hülle dich in tiefste Trauer,
Deutschlands Genius!
Denn mit Schmerz in seiner Seele
Wird der letzte Deutsche Mann
Leopold, den weisen Herrscher, nennen,
Klagen, daß zu früh das Schicksal
Ihn dem Glück der Sterblichen geraubt!

Aber uns — wie wenn mitten im Winter
Alles ruht in todter Still' umher,
Und sieh, es fährt, unangekündigt
Vom leisesten Hauche der Luft,
Ein Blitz aus den Wolken herab,
Und faßt den Thurm der Königsstadt —
So traf uns die plötzliche Bothschaft!

Wie war dir, Friedrich Wilhelm,
Als dir am Abend des Tags
Der Trauerbote kam?
Dein Lager floh der süße Schlaf,

Und Leopold,
Dem du, du selbst ihm selber, jüngst
Die treue Hand der Freundschaft gabst,
Der mit Worten des Friedens
Deinem Herzen entgegen flog,
Stand dir vor Augen da!

Hülle dich in tiefste Trauer,
Deutschlands Genius!
Deine Mächtigen
Waren Freunde, wollten Frieden:
Und das schönste Band der Freundschaft
Reißt das Schicksal entzwey!

Was saht, was hoftet ihr nicht,
Germania's Bürger?
Ihr steht? schaut sorgend ins Ferne,
Weil keiner weiß, was kommen wird?
Trauert! Trauert! denn Toskana's Zeder
Starb, obgleich von heimischen Stamm,
Auf Germania's Boden verpflanzt!
Hülle dich in tiefste Trauer,
Deutschlands Genius!

Fischer.

II.

Der Einsiedler.

Der Frühling bekleidete schon wieder die Erde mit duftendem Grün, weckte aus ihrem Schlaf die Blume, und schmückte mit Blüthen die Bäume, als Cambiaso, ein junger reicher Genueser, von den Reitzen eines heitern Abends gelockt am Strand des Meeres lustwandelte. Sein Auge verweilte hier mit Vergnügen auf den Hafen, wo die allgemeine Thätigkeit des Volks ein Schauspiel darbot, welches ihm stets zu neuen Gedanken, zu neuen Bemerkungen Stoff gab. Er war ein ausgezeichneter junger Mann; der Stolz des Reichthums hatte so wenig, wie die Wollust des Ueberflusses seine Seele vergiftet; der erfahrne Mann hörte sogern seinen Rath, wie der Jüngling seinen Scherz; die Weiber lächelten wenn sie ihn sahen, und das unschuldige Mädchen, wenn er sie anredete, blickte erröthend auf die Rose, die an ihren Busen schwebte. Cambiaso, mehr mit den Vorzügen bekannt, die ihn fehlten, als die er hatte, lebte in eingezogner Stille mit seiner Vervollkommnung beschäftigt; hier las er die Schriften der Römer und Griechen, die Dichter seiner Landsleute, ihre Weltweisen, ihre Reisebeschreiber; hier waren Ariost und Tasso, Dante und

Spinoza, troz ihres widersprechenden Charakters, seine Freunde geworden; hier lernt' er für Freyheit und Vaterland fühlen, und war stolz im Columbus seinen Landsmann zu verehren. Aber in dieser glücklichen Eingezogenheit bekam seine Seele Hang zur Schwärmerey; er bevölkerte die Erde mit fremden Wesen, die er stets umsonst suchte, und diese Täuschung erzeugte eine Schwermuth, die durch seine einsamen, romantischen Spatziergänge noch mehr angefeuert ward. In einer ähnlichen Stimmung befand er sich auch jetzt, und ganz in dem Anblick des aufgehenden Mondes, der die Wellen des Meeres mit blutigen Flammen bestreute, ganz in Bildern der Fantasie verloren, bemerkte Cambiaso nicht, daß sich ihm ein Mädchen nahe, noch schöner, wie der bepurperte Ocean. Mit schüchternem Beben stand diese weibliche Gottheit hinter ihm, und berührte sanft seine Schulter: „Cambiaso, du träumst!“ Er sah sich um, erschrack, und trat einige Schritte zurück. „Erschrecke nicht, fuhr mit bezauberndem Tone das Mädchen fort, meine Erscheinung soll nur zu schönen Thaten deine Seele führen. Oft sah ich dich schon, Stolz der Jünglinge, sah dich wandeln in deiner Schönheit, und freute mich deiner! Nicht mit der Freude gewöhnlicher Weiber, nicht mit dem Entzücken wollüstiger Hofnung! Nein! mit der Freude hoher Begeisterung, der Ahnung künftiger Früchte die du deinem Vaterlande tragen wirst! Mit den patriotischen Wallungen Römischer Weiber, Wallungen, die jetzt unser Geschlecht mit Gejauchz modischer Glückseligkeit, dieß Spielwerk der Laune, vertauschten!“ — Cambiaso wußte nicht was er sah, was er hörte; er mußte alle seine Grundsätze, und all seinen männlichen Muth zusammen nehmen, die Bilder zurückzuscheuchen, die seine Furcht ihm sehen ließ. Endlich frug er mit dreister Stimme: „Wer bist du,

die mich auf eine so sonderbare Art überrascht?" — Bescheiden und edel ergriff das Mädchen Cambiaso's Hand, es schauerte ihn durch alle Nerven; sie legte sie in die ihrigen beyde, und erwiederte mit wehmüthiger Zärtlichkeit: „Verlange nicht meinen Namen zu wissen, er ist ein Geheimniß, daß die gebährende Zeit dir bald entdecken wird. Wenn das Veilchen welkt und die Rose ihre Blüthen abwirft, wenn der Herbst kömmt und die Blätter gelb werden, dann Cambiaso wirst du meinen Nahmen hören; so lange soll keine Thräne deine Wimper netzen; nur mich laß weinen!" — Hier schien der Mond hell über das Meer, und Cambiaso sah in ihren Augen Thränen glänzen. Schwärmerische Seelen rührt eine schöne Sonderbarkeit mehr, als eine gewöhnliche Tugend, und es giebt Augenblicke im Leben, wo das Zittern einer Nachtviole uns mehr erschreckt, als das Stürmen des Oceans. Cambiaso fühlte dieß; seine ganze Seele war gespannt, sein Herz gerührt, und als jetzt das Mädchen seine Hand fahren ließ, hätt' er weinen können.

„O! verschweige mir nicht deinen Nahmen, rief er aus, du überirrdisches Wesen, das Herz und Kopf zugleich erschüttert, zugleich betäubt, und doch in die Betäubung Wollust zu legen weiß!" —

„Forsche nicht, Cambiaso; an jenem blühenden Baume nagt ein giftiger Käfer, der Baum wird welken; frägst du warum? Die Gottheit hat einen Schleyer des Irrthums gewebt, der die ganze Erde bedeckt; ihn durchblickt niemand denn sie; glücklich ist, wer diesen Schleyer nicht fühlt, der Ursach des Bösen nachforscht, und sich als die Ursach des Guten erkennt; forsche nicht, bis denn der Herbst komme."

So gönne mir noch deine Unterhaltung! — seufzte Cambiaso.

„Sieh in Westen; der Stern der Liebe ist verloschen und die Nacht ruft ihre Vertrauten! das Glück sucht den Tag, der Kummer die Nacht; der Redliche das Licht, der Meuchelmörder das Dunkel. Und was die Liebe? Ach! Cambiaso sonst liebt ich dich einsam, nun wirst du bey meinem Grabe trauern.“

Cambiaso erbebte; ihn verließ die Wahrheit: Wie, bist du nicht sterblich? —

„Ich sterbe und lebe, liebe und traure wie die Natur; eine Rose ist mein Spiegel, ein Bach meine Hofnung; Cambiaso — hier ergriff sie seine Hand und küßte sie, — Cambiaso, leb wohl!“ —

Cambiaso's Betäubung verhinderte ihn ihr zu folgen, und sie hatte sich schon in die Ferne verlohren, als er seine Besinnung erst wiederbekam. Wo bin ich? rief Cambiaso nun, ist es ein Traum der meine trunkne Seele entzückt? ist es Täuschung, das Schooßkind der Hofnung? — Ach! schon lange sehnte sich mein Herz nach einer weiblichen Seele, zur Größe und Erhabenheit gestimmt; lange schon nach einem Weibe die zärtlich fühlen, männlich denken kann; in derem Auge Liebe lächelt, wenn die beredte Lippe der Wahrheit Anhänger schaft? Leb ich oder wandl' ich im Reiche der Schatten? Jetzt wo die schönsten Gestalten, von der Natur zur Tugend geschaffen, an der Brust entnervter Wollüstlinge schwelgen, fänd' ich ein Weib für Freyheitssinn und Vaterlandsliebe fühlbar? — Cambiaso schwieg und blickte noch starr in das Meer hin, da schallte aus dem Hafen Kanonendonner; es landete ein Galeere mit türkischen Sclaven. Oft schon hatten diese unglücklichen Schlachtopfer der Politik Cambiaso's Zorn erregt, jetzt aber mehr als jemals; er hatte schon oft sich gewundert, daß Europa's Seemächte von Eifersucht betrogen, nicht die Raubnester der Korsaren zerstörten, und so den ewigen, menschenverzeh-

renden Fehden der Republik ein Ende machten, jetzt aber brach sein Unwille in lauter Verdammung aus, und es war sein Glück daß er auf Genua's und nicht auf Spanien's Boden war, daß ihn das verschwiegene Meer und nicht die auflauernde Inquisition hörte. Könnten doch Fürsten die einsamen Stunden denkender Männer belauschen, es würde sich dann ihr Stolz in Bescheidenheit, ihre Politik in Menschenliebe, ihr Schwerdt in eine Friedenspalme verwandeln.

Cambiaso kehrte voll Ernst und Mißmuth nach seiner Wohnung zurück, aber doch belebte ihn ein gewisses dunkles Gefühl des Vergnügens, welches gewöhnlich schöne Seelen empfinden, wenn sie das Vertrauen einer schönen Seele zu gewinnen hoffen. Diese Erwartung läßt uns in einer schwankenden Empfindung von Freude und Kummer, macht uns die Gegenwart lästig, die Vergangenheit theuer, und nach der Zukunft begierig. In solchem beglückenden Kummer fand sich Cambiaso, als er sich auf seinem Zimmer allein sah; er ging nicht eher zu Bette bis beynah der Morgen graute, so lange stand er bey offnem Fenster, den Blick nach dem Meere gekehrt. Sein kurzer Schlaf war unruhig, und wie die ersten Strahlen der Sonne sein Zimmer erleuchteten, sprang er auf und suchte das Freye. Die Erscheinung des vorigen Abends war die immerwährende Beschäftigung seiner Gedanken; bald peinigten ihn fürchtende Zweifel, alles was er gesehn, gehört, gefühlt, sey ein Traum, ein Gespenst seiner Einbildungskraft; bald begeisterte ihn die Hofnung der Wirklichkeit, er wiederholte dann jedes Wort was ihm die weibliche Gestalt gesagt hatte, und schmiedete schon Plane für die Zukunft. Nie zweifelt der Mensch aber mehr, als wenn er viel erwartet, und Cambiaso kam am Ende immer auf seine Zweifel, auf seine Furcht zurück.

Mit Besorgniß sahen beym Mittagsmahl Cambiaso's Freunde düstern Ernst auf seiner Stirn; seine einzige Schwester, Maria, mehr lebten von seiner Familie nicht, peinigte sich über die Ursach seiner Unruhe, drang mit Fragen in ihn, erfuhr aber so wenig als seine Freunde etwas. Endlich röthete die Abendsonne den Himmel, und als die geschäftige Menge sich mehr und mehr von den Straßen verlor, eilte Cambiaso nach seinem gestrigen Spaziergang am Meer. Es war schon die eilfte Stunde vorbey, und noch immer wartete Cambiaso umsonst auf seine nächtliche Heldinn, und seine Angst nahm mit jedem Augenblicke zu. Still und schwarz war die Nacht; den Mond verhüllten Gewölke, das Gestirn des Bären war verschwunden, und nur aus dem prächtigen Gürtel Orions blickte noch ein Stern dämmernd hervor; ängstliches Erwarten rauschte auf den Schiffen im Hafen, und hoch schlug die Flamme auf dem ferneren Leuchtthurm, vom Winde angefacht. Wer stand schon in nächtlicher Stille vor dem wogenden Meere, sah den nahenden Sturm und bebte nicht? — Und wer hoffte auf eine Geliebte, die nicht kam, und war nicht zur Schwermuth gestimmt? Auch über Cambiaso's Körper schauerte Furcht, über sein Auge verbreitete sich Trauer; und als der Blitz zweymal die Nacht erleuchtete, trat er mißmüthig seinen Rückweg an. „Also bin ich betrogen, seufzt er laut, gleich dem Schiffer der mit Peru's Schätzen beladen, schon den sichern Hafen sah, und nun noch scheitert! Mensch! du willst für die Ewigkeit denken, und vermagst nicht den künftigen Augenblick zu berechnen?“ — Cambiaso war jetzt erst einige Schritte gegangen, als ihm eine Stimme entgegen rief: Kleinmüthiger, du fliehst? Kann deine Seele nicht die Stürme des Meeres sehn, wie wird sie die Stürme des Schicksals ertragen? — Cambiaso erkannte die Stimme: Gott, bist du es? — Ja, ich bin es, die du

suchst, erwiederte dasselbe Mädchen, die er gestern hier sah, ich bin es, die nicht vom Donner geschreckt, noch vom Blitz geblendet, zu dir eilt, Cambiaso, mit dir zu trauern, daß der Stern der Liebe nicht funkelt! — Cambiaso stürzte auf seine Knie, ergriff ihre Hand, küßte sie und schwieg.

Traure nicht, Cambiaso, der Stern der Liebe wird einst wiederkehren und dann herrlicher glänzen; Werden und Vergehn ist das Gesetz des Himmels; das Licht ist nur schön, weil die Nacht es verdrängt: die Nachtigall singt nur im Frühling, darum horcht auch auf sie der Schwätzer! Ach! es ist herrlich die Winke des Himmels verstehn. Aber richte dich auf, Cambiaso, der Schmeichler kniet vor dem Thron des Fürsten, der Geliebte weint am Busen des Mädchens."

Das will ich! rief Cambiaso, richtete sich auf und sank an ihren Busen. Da donnert' es in der Ferne.

Schweigend lag er an dem Herzen des Mädchens; schweigend blickte sie auf ihn nieder; heilige Wollust durchzitterte Beyde.

Lange währte diese feyerliche Stille; endlich drückte mit zärtlichem Feuer das Mädchen den Jüngling fester an ihr Herz, blickte gen Himmel: Gott, du weißt es, daß keine unheilige Flamme in meiner Seele lodert; rein wie die Liebe der Engel ist die meinige; nur dein Herz will ich besitzen, nur deinen Geist anfeuern, ein zweyter Fiesko für dein Vaterland zu wachen, zu leben, zu sterben; mit Durst nach wahrem Ruhm, nach der Unsterblichkeit großer Geister will ich deine Seele füllen, und wenn du von hohen Thaten zurückkehrst mit liebender Hand deine Stirne trocknen, mit flammenden Küssen dich belohnen!' — Wer, fühlende Seele, wagt hier Cambiasos Wonne zu beschreiben, wer seine Seligkeit zu begreifen? — Einen göttlichen Plan weise

entwerfen, ist größer als durch Zufall eine große That ausüben, einen edlen Zweck sich ernstlich vornehmen, schöner, als unbewußt wie? ihn erreichen. Dieß dachte Cambiaso, und ahnete nicht das schaudervolle Erwachen. Es hatte sich jetzt sein gepreßtes Herz durch tausend innige Küsse Luft gemacht, und nun wagt er erst Worten seine Empfindungen anzuvertrauen. Edles Mädchen, begann er im männlichen Ton der Gewißheit, die du deine göttlichen Reitze so schönen Zwecken widmest, wie soll ich deinen Erwartungen entsprechen? Es ist leicht in einem günstigen Augenblicke viel anzudeuten, aber schwer viel zu erfüllen! Reitzende Unbekannte, wie kann ich deiner würdig seyn? Der Schein ist eine Schminke, den die Nähe verwischt; es wäre mein Vortheil dir fern zu bleiben, und doch ist es Seligkeit mich dir zu nahen!" — Freundlich legte das Mädchen ihm jetzt die Hand auf den Mund; „Schweig, so sprach sie, mit deinem bescheidenen Hochmuth; die Rose, die sich hinter einer Hecke verbirgt, prahlt nicht mit ihrer Schönheit, und man pflückt sie doch. O! Cambiaso, wie viel Seligkeit liegt schon in der Hofnung von dir geliebt zu werden, wie viel erst in der Gewißheit?" —

Laß mich dieß fragen, rief der entzückte Mann, mich, der in dir eine himmlische Erscheinung zu sehen glaubt!

„Glaubst du den Himmel? frug sie bestürzt, o dann fliehe hin wo der Uranos seine beschneiten Locken schüttelt, und sich aus tobenden Bergen Feuerströme stürzen; dort liegt der Himmel auf der Erde, dort wird den Königen die Krone genommen und der Wahrheit aufgesetzt, dort liebt man die Tugend und in der Tugend sich selbst."

Es rauschte ihr seidnes Gewand vorüber, und sie floh nach den Gassen der Stadt. Cambiaso stand da, als wär er von dem höchsten Gipfel der Cordilleras in den Schlund des Aetna gefal-

len, ohne Besinnung; kalte Schauer überliefen ihn; sein Gesicht glühte. In dieser Abwesenheit seiner selbst, war er ohne zu wissen auf welche Art nach Hause gekommen, wo er seine Schwester Maria in den größten Besorgnissen über sein langes Außenbleiben fand. Auf alle ihre dringende Fragen antwortete er nichts, schloß sich in seinem Zimmer ein, und blieb den ganzen übrigen Tag darin verborgen. Maria war mit einem jungen Mahler Antonio, Cambiasos Freund, troz den Einsprüchen ihrer vornehmen Familie versprochen; er besaß alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Künstlers, und Maria war schön genug, ihm das Modell einer Hebe zu geben.

Diese beyden Menschen liebten sich innigst, denn ihre Herzen waren nur der schönen Natur, und nicht den kalten Eingebungen des Stolzes und Eigennutzes offen. Diesem ihrem geliebten Antonio vertraute Maria die Besorgnisse über den plözlichen Kummer ihres Bruders an, und er versprach der Quelle desselben nachzuforschen. Als daher am Abend Cambiaso nach seinem geliebten Spaziergang eilte, folgte ihm Antonio in einiger Entfernung nach, und als er seinen Freund am Meere auf und niedergehen sah, verbarg er sich hinter dem Stamm eines breitastigen Oelbaums. Cambiaso wandelte auf und nieder, stand bald still, ging bald wieder und zeigte die höchste Unruhe in seinen Bewegungen; mehr konnte Antonio nicht entdecken, und als der Morgen zu dämmern begann, ging Cambiaso und einige funfzig Schritt hinter ihm Antonio, beyde traurig und mißmüthig über ihre fehlgeschlagenen Hofnungen, jeder nach seinem Hause zurück. Den andern Tag war Cambiaso wieder für die ganze Welt verborgen, und Antonio entdeckte seiner Geliebten alles was er gesehn hatte, doch gab er den Muth nicht auf, und versprach auch heut Cambiaso bey seinem nächtlichen Spaziergange zu folgen.

Gegen Abend trat Cambiaso mit bleichem, zerstörtem Gesicht aus seinem Zimmer, und forderte von Marien etwas zu essen; er hatte nun schon in drey Nächten fast gar nicht geschlafen, seine Einbildungskraft war entflammt, seine Sinne gereitzt, seine Seele erschüttert. Die Zweifel mit denen er sich peinigte, das Schauernde, Geheimnißvolle dieser Zusammenkünfte, der plötzliche Abschied, das gestrige Außenbleiben, alles dieß hatte seine Kräfte so mitgenommen daß er mehr einem wandelnden Schatten, als einem Lebenden glich. Maria weinte als sie ihn sah, und Antonio machte der Schreck erbleichen. Vergebens schmeichelte mit süßer Stimme Maria dem geliebten Bruder, vergebens beschwor ihn der Freund bey ihrer alten Vertraulichkeit; Cambiaso blieb stumm, aß wenig, und ging sogleich wieder auf sein Zimmer. Als der Abend düstrer und stiller ward, schlich Cambiaso wieder dem Hafen zu, vom Antonio gefolgt; aber so wie in der vorigen Nacht wurden beyde wieder getäuscht; die wunderbare Unbekannte kam nicht. Schon viermal hatten beyde diesen Spatziergang immer vergebens wiederholt, da sagte Antonio zu Maria, es sey umsonst, er entdecke die Ursach seines Kummers nicht, man müsse Gott und der Zeit seine Besserung überlassen. Maria war bey dieser Nachricht tief gerührt, und vergoß tausend Thränen an dem Herzen ihres Geliebten, der nicht weniger über die Schwermuth seines Freundes trauerte. Er beschloß endlich von Marias Bitten bewogen, ihm noch diese fünfte Nacht, aber zum letztenmal zu begleiten. Cambiaso's Leiden waren schrecklich; seine Seele hatte sich mit jugendlichem Feuer der schönen Hofnung hingegeben, mit der ihm seine Fantasie schmeichelte; er hatte schon in der Wirklichkeit die schönen Träume gesehn, die schon lange die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren; er hatte die hohe, unbeschreibliche Wonne empfunden, mit welcher uns die

seltne Liebe vergötterter Sterblichkeit beglückt, und das Wunderbare, das Räthselhafte, welches vielleicht jeden andern abgeschreckt hätte, lieh dieser Liebe für einen Charakter wie den seinigen, nur noch höhere Reitzungen, noch überraschendere Wonnen. In halber Verzweiflung floh er am fünften Abend nach dem Meeresstrand hin, und so majestätisch ihm sonst hier das amphiteatralische Genua erschien, so sah er heut in der ganzen Schöpfung nur sich und sein Elend. Ihm war Antonio gefolgt, den wieder der Oelbaum verbarg. Es war ein heitrer, lachender Abend; aus den benachbarten Gärten hatte Blühtenbalsam die ganze Luft erfüllt; eine wollüstige Stille rauschte über das Meer in spielenden Mückenheeren hin; von einem der Schiffe tönte eine einsame, melodische Flöte, und ganz in der Ferne hörte man aus einem Fenster den holdseligen Gesang eines Mädchens. Der ganze Himmel um Genua schien der Liebe geweiht, und in dem Laub der Bäume schützende Genien zu flüstern.

Noch stand der Unglückliche voll Trauer die Seele, da erschien mit der Anmuth einer Unsterblichen die Längsterwartete; Antonio schauderte rückwärts, Cambiaso bebte. Näher kam nun das Mädchen; Cambiaso stürzt ihr entgegen; „Hab ich dich wieder! rufen beyde und sinken sich in die Arme. Süß ist das Wiedersehn zweyer Liebenden, die Gottheit läßt zur Belohnung ihre Geister diese göttlichen Augenblicke belauschen; Engel, wenn sie weinen können, vergießen dann Thränen der Freude. Lange schwiegen sie beyde in wonniger Umarmung, endlich begann sie mit wehmüthiger Stimme: „Ach! wie viel hab ich gelitten, seit ich dich nicht sah; wilde Schreckgestalten haben mein Lager bewacht und mich an Felsen gekettet; die Schmerzen der Trennung zerrißen meine Seele; ach! ich war sehr krank und wurde von bösen Menschen gepeinigt.“

Wer wagte, rief zornig Cambiaso, dich Himmlische zu kränken? ich will ihn mit meinem Schwerdte zu Boden strecken, und an seinen Qualen mich laben.

„Nicht so, Cambiaso, Rache ist ein Kind der Hölle; laß die Gottheit strafen, wenn sie belohnen soll! Und ist's nicht schön zu verzeihen?"

Unsterbliche, wer kann dir gleichen?

„Die Liebe, Cambiaso; diese leiht uns sanfte Vorgefühle der Gottheit; diese verwandelt den Rachedürstenden Feind in einen freundlichen Wohlthäter; sie schuf die Natur, und ihre Wunder werden einst die Gräber aufreißen, und aus den Hallen der Verwesung, Tempel der Freude schaffen. Wirst du auch dann mich noch lieben?" —

Cambiaso küßte sie feurig; Auch dann noch, rief er, auch dann noch, Unbegreifliche, will ich die Ewigkeit dir weihen. O! sieh wie der Gram mit mir gewüthet, seit ich dich nicht sah; der Schlummer floh von meinem Lager, das mit Thränen befeuchtet war. Aber nun hab ich dich wieder; Dank der Gottheit, nun hab ich dich wieder! — —

„Freue dich nicht, Cambiaso, bald muß ich dich wieder verlassen; der Gärtner schneidet die entkeimte Rose ab, daß sie der Knospe nicht schade! Ach! hörest du dort den Ton der Flöte? so harmonisch wie diese Töne in der nächtlichen Stille, so harmonisch hallen auch deine Worte in meine Seele zurück. O! komm an meine Lippen, daß ich dich küsse; du bist schön wie die Tanne auf dem Gipfel der Berge, deine Stirn berührt den Himmel, du denkst Gedanken der Gottheit!" — Jetzt zog sie ihn an ihren Busen, und bedeckte ihn mit tausend Küssen; sie wankten einige Schritte zurück, Antonio sah sie nicht mehr, und wagte sich nicht zu rühren.

Von süßen, schwärmerischen Entzückungen verführt, sanken beyde Liebende auf eine Rasenbank nieder, von der sie die herrlichste Aussicht über das Meer und der einen Seite Genuas genossen. Die Nacht, die allen Bildern ein romantisches Kleid webt, gab auch im Auge der Liebenden dieser Landschaft noch mehr Majestät, als sie schon von der Natur hatte. Das stille Meer, auf dem rauschende Wogen wie düstre Nachtgespenster wandeln, noch schauernder im dämmernden Mondlicht; der Hafen, von tausend Masten mit wehenden Flaggen bevölkert; das prächtige Genua, mit hohen Thürmen und Pallästen, wo der Glanz schimmernder Kronleuchter die Nacht zu verdrängen schien, und die gleich feurigen Zauberschlössern in der Luft schwebten; die schwärzlichen Bäume der Gärten, auf welchen im Mondschein die Blüthen herrlicher glänzten, und die von West bewegt, zu wandeln schienen; dieses alles weckte in den beyden Liebenden Gedanken voll Ernst und Schauer und führte sie im Geist den Unsterblichen näher.

„Sieh, sprach mit Anmuth das Mädchen, die Welt der Sterne, Cambiaso, dort ist alles Liebe, der Haß hat seine Waffen vergraben und der Geitz schwelgt an der Tafel des Ueberflusses; dort ist der Nord und der Südpol vereinigt, kein schwarzer Sclave zieht den Pflug; freundlich wandelt dort die Wildheit mit der Cultur; ach! Cambiaso dort herrscht die Liebe.“

O! daß sie ewig herrschte, rief Cambiaso mit bebender Lippe, daß ich ewig der Weisheit auf so schönen Lippen horchen dürfte!“ —

„Weißt du was Weisheit ist, daß du meine Worte so nennst? O Cambiaso die Welt ist reich an Weisen, aber arm an Weisheit; die Prahlerey des Witzes wird auf Thronen gebohren, und in Hütten genährt; diese Blume blüht auf jedem Boden. Aber

Liebe, wo findest du diese? Jüngling, kennst du das Geheimniß der Gottheit, nur höhern Geistern vertraut?"

Ich kenn' es nicht, kannst du mir es nennen?

„Liebe, vergehe, gebähre; dieß ist das Geheimniß der Natur! Forsche vom Moos des Felsen bis zur himmelemporstrebenden Ceder, vom glänzenden Wurm der Nacht bis zum brüllenden Löwen, in drey Momenten ist die Schöpfung getheilt; schön ist der erste, traurig der zweyte, ungewiß der letzte."

Ich staune, wo nahmst du diese Begriffe her?

„Aus dem Blatt einer Rose; in dieser liegt mehr Wahrheit, als in den Büchern unsrer Weltweisen; wer nicht die Sprache der Natur versteht, sehne sich nicht nach der Sprache der Kunst; sie ist ihm so unnütz wie die Sprache des Tarters bey Torquato's Gesängen."

Himmlischer Geist, bey der Wahrheit beschwör ich dich, wer bist du? —

„Ein Mädchen von Liebe geführt zum Strande des Oceans, in den Wellen ihr Bild, in dem Auge des Mannes ihr Herz zu sehen."

Laß mich mit heißen Küssen, auf deinen Busen dir danken daß du kamst, daß du mich würdigtest die Sprache der Götter aus dem Munde eines Weibes zu hören! —

Mit wildem Feuer preßte hier Cambiaso seine glühenden Lippen an ihrem Busen, und blickte zu ihr hinauf; freundlich sah ein schwarzes Auge, funkelnd wie Sterne um Mitternacht auf ihn nieder, und immer freundlicher und immer sanfter träufelte endlich eine Thräne herab, das lockige Haupt neigte sich näher, und im glühenden Kuß vereinigten sich ihre Seelen.

Da verbarg sich der Mond; Cambiaso fühlte den wallenden Busen des Mädchens halb entschleyert; zärtlich hallte der Gesang einer Nachtigall aus den nahen Hecken, das Gefühl zerriß die Kette des Verhältnisses; beyde vergaßen der Zukunft; Antonio bebte. Er hörte nicht mehr das Flüstern ihrer Stimme und diese Stille war ihm schrecklich; er glaubte seinen Freund den Raub einer Buhlerinn; er wollte hinzustürzen, ihn aus seiner Berauschung wecken, wagt es aber nicht aus Furcht vor Cambiaso's Zorn. Jetzt hört er Cambiaso wieder, er lag vor den Füßen des Mädchens; Sage, ich beschwöre dich, rief er, sage mir deinen Namen, daß ich gebe, was ich dir nahm; sonst laß mich sterben."

„So stirb, sprach sie mit wehmüthiger Stimme; wüßtest du wer ich sey, du würdest den Göttern opfern, und ihnen Altäre weihn; aber es würde dir nichts helfen, du würdest doch weinen und trauren. Ach! hast du die Blume von der Wurzel gerissen, und pflegst du ihrer noch so sorgsam, sie wird doch welken!"

Weib! beym ewigen Gott höre mich, sage wer bist du? —

Hier überfiel dem Mädchen ein Schauer; sie ergriff heftig Cambiasos Hand; „Fliehe, du bist ein Räuber, daß dich die Gerechtigkeit nicht fasse und dich zermalme! Ich bin Diona, die Vertraute der Götter, hier ist mein Diadem!" — Eine Kette, die um ihren Leib geschlungen war, riß sie jetzt los, warf sie vor Cambiasos Füßen und floh! — Antonio sah es, ahnete die schreckliche Entwicklung, vergaß des unglücklichen Freundes, und eilte dem Mädchen nach. Weit war diese vorauf, schon in den Gassen der Stadt; kaum sah sie Antonio noch, sie zu erreichen war unmöglich. Diona lief die eine Straße hinab, dann bog sie um eine Ecke, und kam nun auf einen geräumigen Platz; hier stürzte

sie nieder. Antonio stand kaum vor ihr, so war er schon mit Leuten die Fackeln trugen, umgeben; eine ältliche Frau von edlem Anstande, schwarz gekleidet, drängte sich vor; Ach! meine unglückliche, wahnsinnige Tochter! schrie sie, und stürzte auf die ohnmächtige Diona hin. Lange weinte sie an dem Herzen ihrer Tochter, endlich schöpfte Diona wieder Athem: „Wo bist du, Mann meiner Liebe? rette mich, man will mich fesseln?“ schrie sie, sprang auf, und als sie ihre Mutter erblickte, fiel sie auf ihre Knie. Jetzt bemächtigten sich ihrer einige der Leute und trugen sie in ein gegenüberstehendes prächtiges Haus; Antonio begleitete sie. Mit Thränen erzählte ihm hier Dionas Mutter, wie ihre Tochter schon seit einigen Jahren wahnsinnig, seit einigen Monaten aber gesund und vernünftig gewesen sey. Nur vor wenigen Tagen habe sie wieder Wahnsinn geäußert, man habe sie daher des Nachts wie sonst angeschlossen, diesen unglücklichen Abend aber habe sie sich losgerissen, sey ihren Wächtern entsprungen, und nachdem man sie lange vergebens gesucht, habe man sie endlich in dieser traurigen Lage gefunden. Ihr Wahnsinn sey vorzüglich daher entstanden, weil sie zu viel gelesen, über metaphysische Gegenstände zu viel gedacht, sich stets mit romantischen Ideen und Bildern beschäftigt und Cambiaso heimlich geliebt habe. Antonio hörte dieß mit zitternden Knien, und blutendem Herzen zu; er wagte nicht der unglücklichen Mutter sein fürchterliches Geheimniß zu entdecken, wünschte beyden Trost und verließ so schleunig als möglich das Haus, seinen zurückgebliebenen Freund zu suchen. Er kam nach der Stelle hin, wo er ihn verlassen hatte, fand ihn aber nicht; er stürzte nach Cambiasos Hause, fand aber dort nur Marien voll Angst und Sorgen, wo beyde ihr Geliebter und Bruder so lange blieben. „Ist dein Bruder nicht hier?“ frug Antonio heftig. „Nein, liebe Seele; ich

ich denke du bist bey ihm!“ erwiederte Maria, und suchte ihre Thränen zu verbergen. „So ist er verlohren, rief Antonio, verlohren! Unglücklicher Freund! unglückliche Schwester! warum hab ich gezaudert? warum hab ich ihn nicht früher aus ihren Armen gerissen?“ —

Aus wessen Armen? — frug Maria rasch.

„Du sollst alles erfahren, nur laß uns Leute ausschicken, zu Fuß und zu Pferde, die ihn suchen; auch nach dem Hafen soll geschickt werden; du sollst alles erfahren!“ — Mit diesen Worten stürzte Antonio in den Hof, rief Cambiasos Leute zusammen, und schickte Boten nach den verschiednen Gegenden der Stadt, nach dem Hafen und aus den Thoren.

Cambiaso, der betäubt zu Boden sank als ihn Diona verließ, hatte sich bald nachher erholt, und sein erster schrecklicher Gedanke konnte nun wohl kein andrer seyn, als daß er eine Wahnsinnige liebe. Mit wehmüthiger Verzweiflung ergriff er die Kette, schlang sie sich um den Leib, und rief dem Himmel zu: „Gott, wenn du kein Traumbild der Gewissensangst bist, wenn du lebst, so höre mich, so sieh mich, und sey, wenn du kannst, noch mit deiner Schöpfung zufrieden! So opferst du mit weisem Stolz deine Geschöpfe; damit vom Wurm bis zum Cherub in der Reihe kein Wesen mangle, läßt du die Schönheit wahnsinnig, die Tugend elend, das Verbrechen glücklich werden! — Aber was ras' ich? was wüth ich? — ward mir denn die Hoffnung zum Wahnsinn genommen? — O! Diona, noch kann ich dir gleich werden! Genua's tiefe Gebirge werden mich begraben, mich vor meinen Verfolgern, vor meinen Freunden veebergen! Fort, eh die Sonne den Himmel röthet, fort in die Schluft des Gebirges, wo ich im hellen Bach Diona's Bild sehen kann!“ — Cambiaso, ohne seiner Maria, ohne seines Freundes zu denken, stürzte mit der Hast

eines verfolgten Räubers aus dem Spanischen Thor, und suchte so Schutz in die schaudervollen Gebirge, welche Genua vor feindlichen Ueberfällen schützen. So schwankend ist im menschlichen Leben die Wage des Schicksals; ein schöner Traum kann beym Erwachen die Frucht mühseliger Jahre zerstören, und vom Busen der Mutter den glücklichsten Säugling reißen. Behutsam wandelt der Mensch in das Gebiet der Menschen; schnell und unbesorgt flieht er in den Schooß der Natur, in die Arme der Einsamkeit. Einsamkeit? unglücklicher Irrthum! ein Herz für das Schöne der Natur fühlbar, ist nie einsam, als da wo ihn die Macht despotischer Ungerechtigkeit umgiebt; hier bleibt ihm nur Verachtung, keine Bewunderung mehr. Aber auch der ist unter duftenden Blumen und schattenreichen Bäumen einsam, dem wie Cambiaso eine Diona fehlt; denn nicht die Zahl der Jahre bestimmt die Größe der Liebe; ein Augenblick kann uns für Jahrhunderte reich machen, aber der nächste vielleicht auch den Himmel uns stehlen, den wir zu besitzen glaubten. Cambiaso war im höchsten Sinne des Worts unglücklich: ihm hatte das Schicksal im Spiegel der Hofnung Elisium gezeigt, und ihn in eine Hölle gestürzt. Ermattet, im Herzen Liebe, im Auge Verzweiflung, erreicht er das Gebirge, sank bey einer Quelle hin, löschte seinen Durst und entschlummerte. Sein Schlaf glich dem Schlafe eines Fürsten, der nach ungerechten Kriegen auf dem Krankenbett entschlief, und vom Richtstuhl der Gerechtigkeit träumt. Cambiaso erwachte als die Sonne sich halb erst aus dem Meer entwickelt hatte; noch waren ihre erwärmende Strahlen nicht in das Innere des Gebirges gedrungen, nur die Spitzen der Berge, und die Wipfel der Bäume glänzten in dunkler Vergoldung. Cambiaso richtete sich auf und erstieg mühsam einen der Felsen; da athmete er zum erstenmal wieder aus freyer Brust, denn selbst

dem sterbenden Sünder muß dieses Schauspiel ein freudiges Staunen entlocken. Hier übersah das betroffne Auge die ganze Ebne des Oceans, aus dessen dunkelgrünem Schooß sich langsam die majestätische Sonne entwickelte. Noch lag halbe Nacht auf dem Meere; und wie der liebende Jüngling vom Angesicht des Mädchens langsam den Schleyer aufhebt, und immer mehr Reitze sich dem lüsternen Auge enthüllen, so rollten die Wogen die Nacht weg, und wurden immer heller und röther, immer weiter und glänzender, bis endlich das ganze Meer brannte, und dunkelblau Sardiniens Küste emporstieg. Da stürzte Cambiaso auf seine Knie: „Gott! du bist groß in deiner Schöpfung; vergieb mir!" — Und nun belebten sich die Gebirge; es hüpfte die Gemse von Felsen zu Felsen, es weckte der Kranich seine Geschwader und stieg in die Lüfte; es rief die Stimme der Hirten den treuen Hund die Heerde zu bewachen; es murmelte der Bach und stieß sich unwillig schäumend an den Ecken des Felsen; es hob sich die Blume vom Nachtthau schwer, und zwischen ihr schlüpfte die glänzende Schlange. Ach! jetzt war für Cambiaso die erste Ueberraschung vorbey; der Anblick des Schönen führt leichter zur Wehmuth als der Anblick des Gräßlichen; Cambiaso kehrte sein Auge nach Genua, und weinte. Jetzt sah er aber auf dem Gebirgsweg eilige Menschen kommen; er ahnete daß man ihn suche, stieg vom Felsen herab, und verbarg sich in eine Höle. Nachdem er hier einige Stunden verborgen war, so trieb ihn der Hunger sich Nahrung zu suchen; er ging in der Schluft dem hellen Bache nach, wo er in einiger Entfernung auf dem schönen, frischen Gebirgsgrün eine Heerde weiden, und unter dem Schatten eines Baums ein rothwangiges Mädchen schlummern sah. Die Unschuld, in Fürsten = wie in Hirtenkleidern, erzeugt Ehrfurcht und Zutrauen; Cambiaso nahte sich ihr und weckte sie. „Schönes Mädchen,

kannst du mir nicht ein Stückchen Brod geben, meinen Hunger zu stillen?“ Das liebe unschuldige Mädchen erschrack heftig, da sie aber in Cambiaso's Augen so viel Güte, so viel Edles und so viel Kummer entdeckte, faßte sie Muth und antwortete ihm freundlich: „Was ich habe, lieber Herr, das will ich euch geben; ihr seht so unglücklich aus, und das rührt mich.“ Hier holte sie aus einem Körbchen schwarzes Brod, ein Töpfchen Milch, und einige getrocknete Feigen. „Nehmt guter Herr, das ist alles was ich habe; ich wollt' euch gerne mehr geben, wenn ich nur mehr hätte.“ Diese himmlische Güte rührte Cambiaso bis zu Thränen: „Gutes Kind dann hast du ja aber Nichts?“ O das schadet nicht, erwiederte sie noch freundlicher wie zuvor, meines Vaters Hütte ist nicht weit, und da kann ich mehr bekommen. Setzt euch, und eßt.

Cambiaso setzte sich zu ihr, aß, und schien seinen Kummer auf einige Augenblicke zu vergessen. Das gute unschuldige Mädchen erzählte nun alles, was sie auf ihrem Herzen hatte; wie sie in ihrer Hütte glücklich lebten, daß sie noch eine Schwester habe, diese hütete mit ihr abwechselnd die Heerde, und würde nun bald kommen sie abzulösen. Cambiaso wollte dem Mädchen erst Geld für ihr Brod bieten, als er sie aber näher betrachtete und sie reden hörte, schämt er sich dessen. Gutes Kind, frug er, wenn ich nun hier bey euch im Gebirge bleiben wollte, würdet ihr, du und deine Schwester wohl euer Brod mit mir theilen? „Herzlich gern, erwiederte das Mädchen; seht, da kommt meine Schwester schon, die wird es euch auch sagen!“ — Lachend und blühend, wie ein heitrer Frühlingsmorgen hüpfte die kleine Schäferinn hinzu: „Ey, ey! was seh ich? rief sie, du bist mit einem Herrn beysammen? warte, ich werde es der Mutter sagen, und dann wird Marie Schelte kriegen!“ Dieser Nahme erinnerte Cam-

biaso an seine verlaßne Schwester, er konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Sieh Josephe, was du gemacht hast; nun weint der arme Herr!“ sagte trauernd die wohlthätige Marie, und streichelte freundlich Cambiaso's Kinn. „Ach! so hab ich es nicht gemeint, sagte Josephe und ergriff Cambiaso's Hand; seyn Sie nicht böse, lieber Herr, meine Mutter wird nicht schelten. „Gute Kinder, meine Thränen gelten nicht euch!“

Mitleidig sahen die beyden schuldlosen Mädchen auf ihn hin, und nachdem Marie ihrer Schwester erzählt, der Herr wolle bey ihnen im Gebirge bleiben, versprach Josephe ihm alle Morgen Brod und Milch zu bringen.

Ihr müßt mich aber auch nicht an euern Vater verrathen, gute Kinder, denn ich will hier verborgen bleiben! sagte Cambiaso, und staunte nicht wenig als sich die beyden Mädchen verlegen ansahen und heimlich miteinander sprachen. Endlich, nachdem sie Cambiaso dringend um Verschwiegenheit gebeten hatte, versprachen sie, ihrem Vater nichts zu sagen, aber ihrer Mutter müßten sie sich entdecken; diese sey aber so gut und so mitleidig, daß sie ihn gewiß nicht verrathen würde. Dieß mußte sich Cambiaso, wenn er nicht verhungern wollte, gefallen lassen, und die gute Marie ging nun mit dem Versprechen bald wiederzukommen, nach Hause. Während dem unterhielt sich Cambiaso mit der muntern Josephe, und ihre zufriedne Fröhlichkeit war für seine Schwermuth heilender Balsam.

Gegen Abend kam Marie an der Hand ihrer Mutter, die nicht ganz ohne Besorgniß und Angst ihrer Josephe wegen war, so liebevoll auch Mariens Beschreibung von ihrem Fremdling gewesen seyn mochte. Aber auch über die Besorgnisse der Mutter siegte Cambiasos Beredsamkeit, mehr aber noch sein edles Aeußre, und sein kummervoller Blick. Auch sie versprach ihm Verschwie-

genheit und erlaubte ihren Töchtern ihm Brod und Milch zu bringen, schlug aber jede Belohnung dafür aus. Dieses uneigennützige Mitleid ist ein schönes Eigenthum des weiblichen Charakters; das Weib fühlt inniger das Unglück eines andern als der Mann, und ihr ist der Fremdling wie der Freund, im Elend gleich; sie hilft mit Aufopferung ihrer selbst. Beym Manne aber wird das Mitleid eine Tugend, da es beym Weibe meist nur Schwachheit ist.

Von der Güte dieser Mädchen erhalten, lebte Cambiaso schon einige Wochen in diesem Gebirge; schlief des Nachts in einer Höle, oder im Grase vom Murmeln des Bachs eingewiegt; suchte bey Tage Kräuter und dichtete Sonnetten auf seine unglückliche Diona; nur den Morgen bracht er bey seinen Wohlthäterinnen zu. Traurig warf er sich einst am Abend, als schon die Sonne untergegangen war, bey einer Quelle nieder: Was hilft mir dieß Leben, sprach er, wenn ich es ohne dich, Diona, einsam durchtrauern soll? Wozu noch länger mit Träumen den heißen Durst nach Vereinigung löschen, da mir auch dämmernde Hofnung verschwindet? Geflohen aus Genua, geflohen aus Diona's zärtlichen Armen, welkt mir die blühende Natur in düstrer Einsamkeit; meinen Schlaf verjagen Schreckgestalten; Gewissensangst umwölkt meine Seele! Und ach! umsonst seufz' ich nach Ruhe; die Quaal der Erinnerung ist eine ewige Strafe! —

So klagt Cambiaso, und keine freundliche Stimme lispelte ihm Trost, kein lebendes Wesen steht ihm zur Seite; selbst kein kühlender West bebt in den Blättern der Bäume; sanft wallt ihm der Bach vorüber; einsam ist um ihn die Flur, still wie die Schwermuth der Liebe. Einsamkeit wiegt den lächelnden Günstling des Glücks in betrachtenden Ernst; der verlaßne Unglückliche

aber weint in ihrem Schooß Thränen der Wehmuth. Männlich nicht ist es Thränen vergießen; heroische Seelen setzen dem Unglück Stolz, dem Glück Kälte entgegen; aber das weichere Herz ehrt die heilige Thräne, und es ist schön weinen zu können. Cambiaso weinte; unbelauscht weder vom Stolz der Schmeichler, noch vom Hohnlächeln gefühlloser Höflinge. Im Kummer der Gegenwart verloren, schuf seine Fantasie schöne Bilder der Zukunft; nur diese Freundinn war ihm noch getreu und trocknete seine Thränen. Es schwebte seinem Geiste ein glückliches Jenseit vor; er sah sein Bild dunkel in der Welle des Bachs, flüßig in eilenden Wogen schwinden und wiederkehren; er dachte der Worte Diona's, „der Bach meine Hofnung," dachte der Zeit der Verklärung! — „Wie könnt ich, sprach er, vergehn? oder wie meine Vernichtung beweinen? Fortdauer giebt Freude, Vernichtung Ruhe. Seh ich umsonst mein Bild im Bache schweben? Ha! du winkst mir, du lockst! Staub soll nicht länger die Flamme verhüllen, oder sie auf ewig verlöschen! Halb seyn ist weniger als nicht seyn! Weib meiner Seele, Diona dich hab ich verloren, jetzt such ich dem Leben!" — Cambiaso stürzt in die Flut. Das Bette des Bachs war nicht tief; die Wellen schlugen einmal über seine Locken zusammen; Cambiaso schlich beschämt seinem Sitze wieder zu.

Schwacher Mensch, rief er aus, du bist nicht stark genug ein Leben zu enden, das dir verhaßt ist? — Nicht stark genug? — Heißt es stark seyn, den langsamen Schritt des Todes beflügeln, und dem Schöpfer den Kranz der Entwickelung entreißen? — Nein, stärker ist der Geist, der der Bestimmung lächelnd entgegen geht, auch wenn sie mit Furien umgeben erscheint! Die Natur ist in ihrer Zerstörung auch göttlich, und der ist glücklich,

der ihre Schönheit auch unter Ruinen entdeckt. Ach Diona! werd ich auch dich unter ihren Ruinen einst finden?" —

Diese Frage zerriß Cambiaso's Betrachtung; ein nahes Geräusch schreckte den furchtsamen Denker. Furcht ist die Begleiterinn des Unglücks; Cambiaso, der noch kurz vorher sein Leben zu endigen beschloß, sprang jetzt erschrocken auf und verbarg sich hinter ein Gebüsch. Der Mensch fürchtet sich nicht vor seiner eigenen Schwachheit, vor Gefahren die er sich selbst bereitet; aber vor dem Blick eines Fremdlings bebt oft die Verzweiflung und flieht. Der Mensch ist ein schüchternes Wesen, nur durch Vereinigung wächst seine Stärke; Furcht vor dem Wunderbaren ist ihm natürlich, weil er sich selbst das größte Wunder bleibt.

Cambiaso hatte sich kaum hinter dem Gebüsch verborgen, so drängte sich jenseit dem Bache durch Gesträuche wilder Rosen, ein Mädchen. Die Dämmerung ist eine parteyische Mahlerinn; in ihrem Lichtdunkel wölbt sich der Busen höher; es ründen sich voller die Theile des schlanken Körpers, das feurige Auge blitzt sprechender hervor, und das Lächeln des Mundes scheint zärtlicher, sanfter, und die Sprache tönt harmonischer, und Seelen kommen sich schneller entgegen. Das schwarzlockige Mädchen setzte sich am Ufer des Bachs hin; entkleidete sich, brach eine Rose ab, zerpflückte die Blätter, warf sie in den Bach, stieg dann hinab, und badete sich. Cambiaso stand mit zitternden Knien, und bebenden Lippen ihr gegenüber, und verwandte von ihr kein Auge; er war unentschlüssig, ob er sich nahen solle oder nicht; Neugier kämpfte mit Furcht, und jemehr er das badende Mädchen betrachtete, je mehr ward er angezogen sich ihr zu nähern. Noch stand er zweifelnd, da sang mit sonorischer Stimme die Badende:

Herrlich, wie die Frühlingssonne,
stralt der Hofnung Rosenglanz,
zeigt uns Freud und Lebenswonne
in des Hauptes Sternenkranz;
doch im Traum nur macht sie selig,
wie im Bach mein Schattenbild,
schwindet auch ihr Glück allmählig;
ihre Wünsche sind unzählig,
aber keiner wird erfüllt.

Traue nicht der schönen Schlange,
unter Rosen schlummert sie,
lockt mit schmeichelndem Gesange,
reitzt mit Götterharmonie.
Wehe, wer in ihren Netzen
unvorsichtig sich verstrickt',
wehe, wer mit ihren Schätzen,
sich im Kummer will ergötzen,
wer von ihren Blumen pflückt!

Ach! ihn werden Dornen stechen,
ihn die süßen Träume fliehn,
und bey stillen Silberbächen,
unter Veilchen Schierling blühn.
Hofnung, du betrügst die Schwachen,
führst sie in ein Labirinth,
wo sie bald nach tausendfachen
schönen Bildern, beym Erwachen
sehn, wie sie betrogen sind.

Cambiaso hörte aufmerksam zu, aber schon beym ersten Worte erschrak er, und kannte die Stimme. Angstvoll und unbemerkt schlich er dem Bache näher; das Mädchen sah ihn und stutzte; plötzlich sprang sie aus dem Wasser auf ihn zu; Cambiaso! rief sie, Diona! rief er, beyde erkannten sich und fühlten ihre Herzen zusammenschlagen.

Noch lagen sie so in süßer Vergessenheit, als sich plötzlich Diona losriß, sich mit Erstaunen besah, einen forschenden Blick auf Cambiaso warf, und hinter ein Gebüsch floh.

„Cambiaso, rief sie, dich, den ich mehr als mein Leben, mehr als die Schöpfung und den Himmel liebe, vergieb, daß du mich so findest! Vergieb mein Erstaunen, meine Verwunderung, und sage, wie komm ich in diesem Zustande hierher? mit dir in diesen Gebirgen?“

Wie ich hierher komme, antwortete seufzend Cambiaso, das weiß ich; aber wie du, göttliche Diona, bey mir, weiß ich nicht.

„Diona? wie nennst du mich? ich heiße Agnese und liebte dich schon lange, Cambiaso, und habe viel deinetwegen gelitten.“ Hier weinte Agnese bitterlich.

Gott! wär es möglich? Wärest du nicht Diona, mit der ich an Genua's Hafen, in der Stille der Nacht so schöne Augenblicke durchlebte; der ich Liebe schwur, die mir Liebe versprach?

„Ja Cambiaso, ich habe vor Genuas Hafen dich gesehn, ich habe dir Liebe geschworen, ich habe deine Lippe geküßt; aber ich heiße Agnese, und bitte dich schaffe mir Kleider, daß ich nicht so nackend vor dir stehe.“

Hoch schlug vor Freuden Cambiasos Herz, er ahnete ihre Genesung, badete durch den Bach und holte ihre Kleider. Hier bring ich dir deine Kleider, Agnese, rief freudig Cambiaso; o! daß es wahr wäre, was ich hoffe, daß du jetzt ganz von deiner Krankheit genesen wärest, und mich auch jetzt noch liebtest! —

„Der Himmel weiß es, Cambiaso, wie sehr ich dich liebe, wie manche Thräne ich dir geweint habe! Ach! ich muß sehr krank gewesen seyn; denn die ganze Vergangenheit scheint mir ein unzusammenhängender Traum, ich finde eine große Lücke in meinem Leben; o sage mir, wie bin ich hieher gekommen?“ —

Cambiaso machte nun so behutsam als möglich, Agnesen mit ihrer Geschichte und ihrer Krankheit, wie auch mit seinem Schicksal bekannt. Sie hatte sich während dieser Erzählung angezogen, und belohnte nun mit unzähligen Küssen Cambiasos Leiden.

„Unglücklicher, lieber Cambiaso, so viel hast du meinetwegen aufgeopfert, so viel geduldet! Sey jetzt ruhig, sey glücklich; ich fühle eine neue Schöpfung in mir erwachen, neues Leben durchströmt meine Adern!“

Mit diesen Worten stürzten Agnesen aus Mund und Nase Ströme Bluts; sie ward immer bleicher und bleicher und sank ohne Leben in Cambiaso's Arme zurück. Er legte sie sanft auf das Gras hin, holte Wasser in seinem Hut aus der Quelle, begoß sie damit und rieb ihr die Schläfe; Agnese blickte noch einmal auf, schlug ihre Arme um seinen Hals und gab ihren Geist auf.

Zeichne, wer es vermag, den Schmerz Cambiasos, ich kann nur mit ihm weinen, und gewiß werden fühlende Seelen, ihn, mit mir beklagen. Schauervoll sind die labirinthischen Gänge des Schicksal; seine geheimnißvolle Zwecke verbirgt uns ein un-

durchdringlicher Schleyer, vielleicht ist die Kraft ihn aufzuheben die Belohnung jenes Lebens.

Zwey Tage hatte Cambiaso schon an dem Busen der Entseelten gelegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ohne Besinnung, ohne Gedanken, und ach! auch ohne Thränen; selbst die süße Erquickung zu weinen, blieb ihm versagt; da fanden ihn erst seine Freunde. Antonio hatte nehmlich in der ganzen Gegend um Genua bekannt machen lassen, daß der eine Belohnung von hundert Dukaten erhalten solle, der Cambiosos Aufenthalt entdecken würde. Die Schäferinn hatte ihrem Manne das Geheimniß anvertraut, welches sie zu bewahren versprach, und dieser von der großen Belohnung gereitzt, hatte Cambiasos Aufenthalt verrathen. Jetzt fand Antonio seinen Freund, aber in welchem Zustand? — Es ist ein trauriges Geschäft, das Unglück seiner Mitmenschen erzählen, aber es ist ein nützliches; der Unzufriedne lernt einsehen, wie viel Unglücklichere, als er, es noch auf der Erde giebt. Mit vieler Mühe erkannte Cambiaso seinen Freund, mit vieler Mühe brachte man ihn dahin Nahrung zu nehmen, aber nach Genua zurückzukehren konnte man ihn nicht bewegen. Nur erst nach dreyen Tagen vermocht er dem Antonio die Geschichte seines Unglücks zu erzählen, und von ihm Aufklärung über Agnesen zu verlangen. Der Arzt hatte Agnesens Mutter gerathen mit ihr nach dem Gebirge zu reisen, um dort der reinern Luft zu genießen, in der Hofnung daß diese Luft eine gute Wirkung auf Agnesen haben würde. Die Mutter, eine Gräfinn Grimalda, war diesem Rath gefolgt, und hier war Agnese ihren Wächtern entsprungen um in den Armen ihres Geliebten zu sterben; Cambiasos Schmerz ward durch diese Geschichte nur aufs neue vermehrt; er bestand darauf hier im Gebirge einsiedlerisch seinem Kummer zu leben, vermachte sein ganzes großes Vermögen seiner Schwester Maria,

und erlaubte ihr und Antonio nur einmal des Jahrs ihn besuchen zu dürfen. Er ließ Agnesen, hier wo sie starb, ein schauerndes einsames Grabmal errichten; es war ein kleiner moosbedeckter Hügel, mit wilden Rosen umpflanzt, den zwey Reihen düstrer Cypressen beschatteten. Ein Altar von weißem Marmor, auf dem eine Urne von schwarzem Marmor stand, bedeckte den Eingang; auf der vordern Seite des Altars waren folgende Worte eingegraben: „Wandrer, freue dich der Unsterblichkeit, und opfre der unglücklichen Liebe Thränen!“ —

Bey diesem Grabe brachte Cambiaso sein übriges Leben zu, einsam und traurig, nur einmal im Jahre von seinen Freunden besucht, aber täglich von ihneu vermißt. Genua bedauerte seinen Verlust, Agnesens Mutter ging in ein Kloster, und Reisende, die Cambiaso, den Einsiedler und das Grab seiner Geliebten sahen, beklagten noch oft das Schicksal dieser Liebenden

Frau von Kleist.

III.

Summarische Uebersicht von Deutschland.

Gesammtblick auf Deutschland.

Germanien, in topischer und politischer Beziehung das Herz von Europa; mit seinen 12,000 Quadratmeilen nicht überlästig groß, doch in seiner Extension nächst dem ungeheuern Rußland und Schweden, das größte oder dritte Reich in Europa; mit dem stärksten Menschenkapital unter allen Europäischen Staaten versehen, oder mit wenigstens acht und zwanzig Millionen Einwohnern bevölkert, stark für Arbeit und Genuß, bieder, verständig, zu allem geschickt; in mehr als dreyhundert Gebieten, in so vielen Haupt- und Residenzstädten seiner Staaten im Staate, mit den mannichfaltigsten Natur- und Industrieschätzen angefüllt, obwohl mehr für die Bedürfnisse als für die Wollüste des Lebens; geehrt in seinen talentvollen Männern und großen Regenten, von allen kultivirten Nationen, von Vor- und Mitwelt; überall gefürchtet bey der imponirenden Allgewalt seiner

*) Aus „Randels Annalen der Staatskräfte von Europa, nach den neuesten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und politschen Verhältnissen der sämmtlichen Reiche und Staaten, in tabellarischen Uebersichten," welche in meinem Verlage erscheinen und nächste Leipziger Ostermesse zu haben seyn werden.

d. V.

angestammten Kardinalmächte und fürstlichen Souverains mit 600,000 stets gerüsteten, von keinem Volke an Muth und Disciplin übertroffenen Kriegern; endlich, nach einer Konstitution organisirt, die bey allem getheilten Interesse im Innern, und den Anomalien eines freyen Kaiserreichs von verbündeten sehr ungleichen Staaten, sich nicht nur Jahrhunderte mit immer erneuter Festigkeit erhielt; sondern auch Kraft dieser Selbstständigkeit die Freyheit von Europa, das Gleichgewicht in der Politik — kurz, das Wohl des menschlichen Geschlechts sichert — —: welch ein Ring in der Kette der Europäischen Reiche! welches Hochgefühl für den Deutschen, einer solchen Nation anzugehören!!

Ein Volk, eine Korporation dieser einzigen Art verdient, nach den accreditirtesten Stimmen, näher artikulirt zu werden.

Eigenheiten der Nation.

Deutsche, dieß einzige unüberwundene Volk, gingen aus ihren Wäldern und Sümpfen hervor, stürzten die letzte Weltmonarchie, bildeten Europa um, erschufen und verließen den Pabst, klärten den Norden auf, gaben Ungern, Rußland, Schweden, Dänemark, Großbritannien, Holland, dem besten Theil von Italien, und nun wahrscheinlich zum andernmal Polen, Beherrscher aus dem Geblüt ihrer Edlen. Von Petersburg bis Lissabon wallt Deutsches Blut auf den Thronen.

Schon auf seine Consonantensprache hat der Deutsche Ursach, stolz zu seyn; sie bezeichnet gerade die unüberwundene Nation, die sie ist. Spaniens, Frankreichs, Englands Sprachen predigen im Gegentheil die Geschichte der Unterjochung ihrer Nationen.

Die Organisation der Deutschen hält, wie die Temperatur ihres Klima, das Mittel zwischen harter Gefühllosigkeit und weichlicher Empfindsamkeit. Neben den Engländern ist die Deutsche eine der kraftvollsten Menschengattungen.

Doch nicht so störrig, so stolz, so launig als der Britte, nicht so verschliffen, so leicht, so ausbrausend, so witzig wie die Franzosen, sind die Deutschen schlichte, gute, verständige, bescheidene, arbeitsame, unverdrossene, tapfere und ausdauernde Männer.

Ernst, kalte Bedachtsamkeit, Treue, gerader Sinn mit dem reitzbarsten Gefühl für Ehre verbunden, charakterisiren den Deutschen, bey aller Gewandheit mit der er sich fremden Sitten anschließt. Er ist der Mann für die Welt. Jeder fremde Staat hat tausende von geschäftigen Deutschen Einwohnern. Die besten Kolonien Jütlands, Rußlands, Ungerns, Spaniens, Sierra Morena, des Französischen und Englischen Amerikas und Ostindiens, sind es durch Deutschen Fleiß geworden.

Auch in Absicht der Religionsscheidung ist Nüchternheit auf Seiten der Protestanten, und Gutherzigkeit auf Seiten der Katholiken. Beyde Parteyen sind anjetzt zu gescheut, sich, der Religionsmeinungen wegen, die Hälse zu brechen.

Die Talente des Deutschen Geistes, die Tiefe seiner Forschungen beurkundet die Geschichte der Erfindungen und der Literatur. Luther, Kopernikus, Leibnitz, Grotius, Friedrich II, Lessing, Haller, Winkelmann, Wieland, Hasse, Klopstock, Herschel, welche Namen!

Wohl hat der Deutsche Geschmack; aber vielleicht noch mehr Gefühl für das Wahre und Nützliche.

Von einer unbegränzten Wißbegierde angetrieben, bekümmert er sich um jeden Gegenstand des Wissens, besonders ums

Aus-

Ausländische. Leicht und gut lernt er jede Sprache, und kennt unter allen Europäern das Ausland am besten Er ist daher offen für alles fremde Gute, und gerechter in seinem diesfälligen Urtheile, als jede andre Nation.

Viele Deutsche Künstler haben in Rom, Neapolis, Madrit und Paris ihre Talente angelegt, und Belohnung und Bewunderung davon getragen. In noch mehrern Reichen der Deutsche Gelehrte und Kriegsmann.

Dabey hat freylich der Deutsche, nach Kenner Urtheil, „zu wenig Nationalstolz; sein vaterländisches Gefühl bezieht sich bloß auf den Theil von Deutschland, worin er geboren ist; er kann seine Stärke gegen andre Nationen nicht wie sie, vereint gebrauchen, weßhalb ihn diese herabsetzen: er schätzt daher an dem Ausländer zu viel und an sich zu wenig, wird nicht selten unachtsam und ungerecht gegen das Einheimische, und schweift in Nachahmungen aus, ohne daran zu denken, daß er so viel wahren innern Gehalt hat, daß sein Volk an Geist, Zahl und Ruhm, wie an Geburtswürde seiner Edlen groß genug sey, um sich seiner Deutschheit nicht schämen zu dürfen.“

So viel indeß der Deutsche in Deutschland mit Italienern und Franzosen umgeben ist, so sehr er auch durch Schriften und Reisen mit den Lastern derselben bekannt ist: so hat er wohl ihre Sitten und Talente kopirt, doch nie ihre Meuterey, Empörungsgräuel und Meuchelmord, nie ihre ausstudirte Giftmischerey und Banditenstreiche, oder Roms Filzigkeit nachgeahmt.

Merkwürdige Erfolge physischer, politischer, und intellektueller Kultur.

Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wälder, welche die starke Menschenhand zerriß, und sie dem Sonnenstrahl aufthat. In den Wellen des Rheins spiegeln sich jetzt Asiens Reben. Selbst im Norden Deutschlands ward die Seidenraupe einheimisch. Alle Europäische Reiche und ihre Kolonien wurden von dem Fleiß der Deutschen abhängig.

Kurz: wo ist das Europäische Reich, das, alle physische Verschiedenheiten gehörig gegeneinander ausgeglichen, im Ganzen bey gleicher Größe, an Volksmenge, an Anbauung des Bodens, und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl großer und reicher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl policirter, betriebsamer, und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel, wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte?

Gleichwohl ist hierbey in Anschlag zu bringen, daß Deutschland durch eine Verkettung vormaliger Umstände und Ursachen, in der Kultur hinter den Südlichen und Westlichen Nationen nothwendig zurückbleiben mußte; und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf gegen die despotischen Unternehmungen Karl V und Ferdinand II, das dadurch äußerst entkräftete Reich, in dieser Rücksicht, um mehr als hundert Jahre, zurückgeworfen hat.

Und dann in intellektueller Hinsicht. — Deutschland ward der Mittelpunkt, von welchem Aufklärung gegen die Peripherie ausging.

Buchdruckerkunst und Kirchenreformation brachten zuerst die große Erhellung zuwege, die dem Auslande zu Theil ward, und die durch stärkere Reverberation nun zurückstralt. —

Seit dem letztern halben Jahrhundert, seit der Epoke, die Friedrich der Große verherrlichte, gehen wir festern Schrittes auf der Bahn des Lichts einher. Die von ihm zuerst gelehrte ächte Regierungskunst in Monarchischen Staaten, die Einführung einer weisen Staatsökonomie, mit Entfernung aller orientalischen Pracht, die von ihm hergestellten Rechte der Menschheit und des Gewissens, seine neuere Kriegskunst haben vielen Staaten eine ungleich verbesserte Gestalt, und ein wohlthätiges Uebergewicht gegeben. — Französisch schrieb er, weil die Deutsche Sprache vor funfzig Jahren nicht gebildet war; indeß er als ein Deutscher handelte.

Seit dieser Epoke hat die Ausbildung der Geisteskultur einen hohen Grad erreicht. Der Gang so mannichfaltiger Kenntnisse hat sich, fast in allen Theilen Deutschlands, beflügelt; niemals war die Masse von wissenschaftlichen Begriffen, besonders der nützlichen, so groß, als gegenwärtig. Die Spreu ist jetzt besser vom reinen Korn geschieden, und Deutschland genießt in gewisser Rücksicht die Frucht des Schweißes von Jahrtausenden. Dieß beweißt der gegenwärtige Zustand der ernsten und belletristischen Litteratur, der Erziehungsanstalten, der Universitäten, freylich auch der raisonnirten Schwelgerey und der raffinirten Sinnlichkeit, worin alles auf einem encyklopädischen Inbegriff aller möglichen Zweige der Erkenntniß beruhet.

Selbst bey dem Vorwurf mancher litterarischen Schwächen, Radotterien und Charlatanerien der Gelehrten, ist wenigstens so viel gewonnen, daß es zur Gewohnheit geworden, die Geisteskräfte

zu beschäftigen, wobey die geläuterte Vernunft am Ende doch obsieget.

Und diese Freyheit im Denken und erkannte Wahrheit bescheiden laut zu sagen, — fern sey also ihr Mißbrauch; — diese sich verbreitende liberale Erziehung, welche in einem so großen Theile von Deutschland respektirt, und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt werden, können Deutschland vor Rückfall und nachtheiligen Folgen sichern.

Dabey hatte Deutschland nie so große und erleuchtete Fürsten von starkem Arm, doch wie Friedrich Wilhelm II, milde, und von Vaterlandsgeist beseelt; nie ein so würdiges Oberhaupt an seiner Spitze; nie so zahlreiche und tapfere Heere, so weise und uneigennützige Staatsmänner, so viele Schätze der Natur und der Kunst bey überlegter Sparsamkeit und wenigeren Schulden, als gegenwärtig.

Wahrscheinlich finden sich in Deutschland die meisten wirklichen, nicht eingebildeten Reichthümer. Dieses läßt sich aus den sinkenden Zinsen, und den steigenden Preisen der Lebensmittel und unbeweglichen Güter bey so zahlreichen Heeren, so vielen und glänzenden Höfen, Festungen und Kollegien; bey einem so zahlreichen Adel und einer so begüterten Geistlichkeit, abnehmen.

Haltbarkeit und Vorzüge der Deutschen Staatsverfassung.

Selbst darin liegt ein Glück für Deutschland, daß es nicht einem einzigen Regierungshaupte unterworfen ist, daß es keine einzige Hauptstadt, keine Flotten, und keine Besitzungen in beyden Indien hat.

Gerade diese Zertheilung des H. R. Reichs, dieses Aggregat von unter sich abhängigen Staaten in Folio bis Sedez herab, hilft so manches Gute durch Thaten und Schriften, öffentlich und in der Stille befördern. Betriebsamkeit und Belehrung sind hier mehr vertheilt, anstatt daß in großen Staaten alles der Hauptstadt zuströmt, und die Provinzen nur den Ausschuß behalten. Dieses politische Mosaik verschaffet die goldene Mittelmäßigkeit und Freyheit: denn sie schützet vor Anhäufung der Reichthümer in wenigen Händen und drückender Armuth, vor Despotismus und Demagogie, vor ungeheurem Luxus und Verderbniß der Sitten, und mehreren schädlichen Extremen ohne Mittelgrade, woran die meisten andern Staaten kranken; sie disponirt die Regierungen, talentvollen Männern mit Achtung zu begegnen, und den Wissenschaften diejenige Freyheit einzuräumen, auf die sie billigerweise zum Wohl der Menschheit Anspruch machen können.

Freylich verliert Deutschland gegen andere monarchische Staaten manche wichtige Vortheile. Die größere vereinte Consistenz, das gemeinsame Interesse, der allgemeine Vaterlandssinn, der schnell wirkende Patriotismus bey feindlichen Angriffen sind in einem bey seinen vielen dissonirenden Theilen, schwer beweglichen Staatskörper, wie Deutschlands Organisation ist, nicht einheimisch. Allgemeine durchgreifende Anstalten, wie Kanäle, Landstraßen, Dämme gegen Flüsse, so viele gemeinnützige Policeyanordnungen werden durch die Vielherrschaft verhindert: die Verschiedenheit der Münzen, Gewichte und Maaße, der Handelsneid, die Wegegelder und Transitozolle erschweren das innere Verkehr von Deutschland.

Allein, vor Unterjochung des Germanischen Reichs schützen schon hinreichend, die seinem Schooße angehörigen gewichtigsten

Mächte von Europa mit ihren furchtbaren Phalangen; außerdem ist die sonst gefährlichste Seite, durch Frankreichs Revolution, auf Jahrhunderte sicher gestellt.

Vor innerer Sklaverey, sichern das Palladium des Fürstenbundes, und wie nun die Vorsehung gefügt hat, das große zutrauenswürdige Regentenverdienst Leopold II.

Beydes, fortgesetzte Mäßigung des Hauses Oestreich, und gute Politik und Erhaltung des Hauses Brandenburg, sind die Fäden, an denen die innere Sicherheit, die Integrität Deutschlands hängt.

Ohnehin kann keine gewaltsame Trennung oder Erschütterung in diesem Mittelpunkte von Europa vorgehen, ohne selbst eine Verrückung des Gleichgewichts, folglich die Einmischung des politischen Interesse von ganz Europa nach sich zu ziehen.

Und Eroberungen zu machen, dazu ist die Verfassung Deutschlands glücklicherweise nicht geschickt.

In einem Lande, das in mehrere unabhängige Fürstenthümer getheilt ist, wird ferner das Uebel großer Monarchien, wenn sie von Regenten beherrscht werden, die die Menschheit drücken, niemals allgemein. Die zahlreiche Klasse der brauchbaren Unterthanen eilet dann hin zu dem Gebiet der weisen Fürsten. Es entspringt also hieraus noch der große Vortheil, daß sich die Deutschen Fürsten untereinander in Schranken halten, und der größere Theil gut regiert.

Endlich sind in den kleinern Ländern, woraus Deutschland besteht, die indirekten Bedrückungen weit schwieriger, als in großen Staaten.

Ausnahmen giebt es freylich, besonders in den katholischen Staaten, wo man hier und dort der Unpopularität und der Ver-

schlossenheit ihrer Fürsten Schuld giebt, daß die Kontribuenten sich oft gedrückter fühlen, als sie wirklich sind.

Im Ganzen ist doch der Geist der Billigkeit, Gesetzlichkeit und Gleichmäßigkeit in Deutschland vorzüglich sichtbar. Das Staatsgebäude ist eines der ehrwürdigsten; eine Kette vom Kaiser, von Fürsten und regierenden Herren, von Republiken bis zu den freyen Leuten in den Reichsdörfern herab. Es erhält sich dabey ein gewisses Freyheitsgefühl, ein lebendiger Glaube an Menschenrechte. Wo es an der nöthigen Haltung gebricht, da zügelt und supplirt nach Möglichkeit die Wirksamkeit des Reichsoberhaupts und der Reichstribunale.

Wohl ließ es die Pariser Propaganda in ihrem Revolutionsrausche nicht an Versuchen fehlen, ihren Freyheitskobold ins friedliche Deutschland zu bannen, und ohne erst selbst mit ihrem anarchischen Unwesen zu Hause ins Reine zu seyn, das Deutsche, alte, solide Wohngebäude, in dem irgend einmal bey widrigen Winde die Oesse ein wenig raucht, oder eine unbequeme Treppe inkommodirt, wie sich ein Deutscher Biedermann neulich ausdrückte, geradezu über dem Kopfe anzustecken. Wirklich fielen zündende Funken in verschiedene Provinzen. Allein, die wenige Empfänglichkeit der Deutschen zu solchen Freyheitsfarcen, die Entschlossenheit ihrer Fürsten, und Dazwischenkunft des Reichskammergerichts, erstickten straks die ersten Ausbrüche. Kursachsen lieferte durch sein Mandat 1790 die beste Vorschrift zur Radicalcur dieser moralischen Volksepidemie.

Alle diese Vortheile haben unstreitig mehr Werth, als die größere Leichtigkeit zu öffentlichen Bauanstalten, zu Verbindungsmitteln, zur Abschaffung der Wegegelder und Transitozölle, zur Uebereinstimmung im Gewicht und Maaße; oder als eine übermäßig große und prächtige Hauptstadt, ein entzückendes National-

theater, Virtuosen exaltirter Phantasie, bezaubernde Schauspielerinnen und Buhlerinnen, welche Deutschland die ausnehmende Ehre erweisen, mit denen in Babylon, Rom, Paris und London zu wetteifern.

Dabey ist es freylich zu bedauern, daß jener Gemeinsinn und Nationalgeist, die patriotische Theilnehmung an dem, was das Ganze betrift, wie diese öffentliche Tugend sich mehr oder weniger bey allen Völkern äußert, in Deutschland so wenig zu finden ist.

Es giebt zwar Oestreichische, Brandenburgische, Hannövrische, Sächsische, allenfalls auch Westphälische, Schwäbische Patrioten; aber keine Deutsche Patrioten. Den Deutschen sucht man in Deutschland vergeblich. Er ist mehr, wie irgend eine Nation, Weltbürger. — Jeder von dieser großen Menge von Staaten im Staate, hat seinen eigenen Gemeingeist, so wie sein einseitiges, ihm selbst erhebliches, aber mit entfernten Theilen gar nicht, oder nur sehr unmerklich zusammenhangendes Interesse. Es fehlet das Centrum der gemeinschaftlichen Ehre, des Geschmacks, der vereinigten Kraft, wo alles ausgeht und alles zusammenfließt.

Daher die Gleichgültigkeit, die Kälte gegen alles, was das Ansehen und den Glanz der Deutschen Nation; gegen alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert, oder befördern könnte. Unterdeß man in England wetteifert, den Coryphеen der Nation, Ehrenmonumente zu errichten, kann in Deutschland nicht eine Nationalurne mäßigen Aufwandes, auf den Aufruf eines geschätzten Vorstehers der Kunst an die Deutschen Bühnen, für den Mann Deutscher Denkkraft Lessing, ins Werk gerichtet; oder, wenn das Denkmal noch Glück findet, nur nach demüthigenden Schwierigkeiten vollführt werden. Keine gebildete Nation, so lautet der Vorwurf von den Ausländern, ist viel-

leicht gleichgültiger gegen öffentliche symbolische Erinnerung an große Männer aus ihrer Mitte, als die Deutsche.

Bey dem allen beginnt doch der Vaterlandssinn für den mehr umfassenden öffentlichen Wohlstand, besonders in Policeyanordnungen, sich in einzelnen Reichskreisen einzufinden. So hat der Fränkische und Schwäbische Kreis mit Verbesserung der Landstraßen in Chausseen, jener auch mit Vertilgung des Lotto und Umstaltung der Betteley in Arbeitsamkeit, den Anfang gemacht; und jetzt beschäftigt sich belobter Fränkische, die bürgerliche Verfassung des jüdischen Volks in den Fränkischen Landen, zweckmäßig zu veredeln.

In einem noch größern Umfange werden ohne Zweifel die Folgen der friedlichen Politik, womit die beyden ersten Häuser Deutschlands die neue glückliche Harmonie, zugleich in Prospekt auf das Wohl des gemeinsamen Reichsbandes, unter sich geknüpft haben, so manche Hindernisse, welche demselben im Politischen wie im Moralischen, bisher entgegen waren, nicht nur heben; sondern auch Reichspatriotische, ihrer mächtigen Kraft würdige Entschließungen, herbeyführen, und auf das Benehmen mehrerer Repräsentanten der Nation Einfluß haben.

Wenn dann der Katholik und der Protestant ihre unseligen Fehden bey Seite legen, und außer der religiösen Toleranz, noch diejenige Toleranz in Deutschland kultivirt wird, welche noch keinen Namen hat, aber jeden rechtschaffenen Staatsbürger, aus welchem Kanton und welcher Caste Deutschlands er immer sey, mit aufgeklärter Schätzung behandelt:

Wenn zweckmäßige Erziehungsanstalten in jedem Staate ein raisonnirtes Gefühl dieses Gemeinsinnes erwecken, und andere denkbare Nationalinstitute auf diese Absicht hin, in Wirksamkeit gesetzt werden; vornehmlich aber, wie die edeln Verfasser des Aga-

thon und der Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst, einstimmen, die eigentlichen Männer der Nation und Optimaten, insonderheit die geistreichen bleibende Eindrücke pflanzende Schriftsteller, von wahrem Patriotismus und erwärmten Schätzung der Vortheile unsrer Konstitution geleitet, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in den meisten Deutschen Herzen anzufachen, sich bestreben:

Dann ließe sich unfehlbar erwarten „die durch so vielerley verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen, getrennten Einwohner Germaniens, in Einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen, und die gewaltige Masse seiner geistigen Kräfte mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen biedern, tapfern und aufgeklärten Volks würdig sind.“

Selbst bey dieser erst moralisch veredelten Physionomie Deutschlands, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist, würden die einmal mit so offenbaren Vortheilen bestehenden vielartigen Regierungsformen, Gesetze, Gebräuche, überhaupt alle politische und kirchliche Verfassungen der einzelnen Landesherrlichen Regierungen, an ihrer Wesenheit so wenig verlieren: daß vielmehr eine solche erhöhete Nationalbildung der Erhaltung und Verbesserung unsrer glücklichen Konstitution, zu Grundpfeilern dienen müßte. *) —

*) Den Commentar zu diesen summarischen Resultaten liefern vorzüglich: Darstellung des Fürstenbundes, 1788; Graf v. Herzberg in mehrern akademischen Abhandlungen. Meiners in den Briefen über die Schweitz, Th. II. S. 188. 366. Neues D. Museum, 1790. II 10 5.: Ist die Deutsche Nation die erste Nation des Erdbodens? und Beantwortung der besser gestellten Frage: hat der Deutsche Ursache, auf seine Nation stolz zu seyn? daselbst S. 1204.: Mirabeau sur la Monarchie Prussienne sous Frederic le Grand, Tom. V. im Resumé general. Grellmanns Staatskunde von Deutschland, I. S. 30 und 290; Wielands Vorrede zum historischen Taschenbuch für das Jahr 1792, von Schiller.

Schlußresultat und Horoscop von Deutschland.

Alles bisher Dargestellte, jede Mängel, jede Vortheile und Vorzüge, uneingenommen gegen einander verglichen; — Wer mag es ohne Nationalstolz und Dank gegen die Vorsehung verkennen, daß

Die überschießende Summe des Guten und Vorzüglichen in Deutschland so groß ist; daß unsere Generation an dem Zeitpunkt stehet, wo die Nation ihren größten Ruhm erreichen kann, und daß die durch so viele Zeitalter bewährte Konstitution in ihrer wesentlichen Erhaltung gerade die zuträglichste für die Nation ist?

Und das Horoscop von Deutschland? . . . .

Mehrere Fürsten werden Väter ihres Volks werden. Gereinigte Vernunft im Gefolge ächt christlicher Religiosität wird die Nation beglücken. Schwärmerey dem hellern Lichte weichen. Physische und moralische Kultur wird fortschreiten. Dem Zeitalter consequente Gesetzgebung, Erziehung und Vaterlandssinn werden, durch das Beyspiel der Großen geheiligt, das Werk vollenden.

IV.

Ueber den Geschmack.

Fortsetzung.

Die Kompositionen, die zwar keine Objekte der Natur, aber dennoch nach Naturgesetzen hervorgebracht sind, wie z. B. die Ovidischen Verwandlungen, müssen in der Ausführung dem Mahler schwerer fallen als dem Dichter; weil jener Theile verschiedener Objekte in einem einzigen Bilde vereinigt; dieser aber verschiedne Bilder successiv einem einzigen Subjekte beylegt. Der Dichter erzählt uns z. B. Daphne war erstlich ein schönes Mädchen, und wurde nach und nach in einen Lorbeerbaum verwandelt. Bey jeder Stufe dieser Verwandelung bleibt immer das Subjekt (die menschliche Figur) eben dasselbe, welches die Ursache ist, warum wir sie immer noch für die sich verwandelnde Daphne und nicht für einen andern Gegenstand halten. Der Horazische Mahler hingegen soll einen Menschenkopf, einen Pferdenacken, und einen Fischschwanz in einem einzigen Bilde vereinigen. Er soll uns nicht sagen, sondern kenntlich machen, welches Ganzen Theile diese sind; wie soll er es aber anfangen? Soll er die Theile in ihrer vollkommnen natürlichen Bildung miteinander

verbunden darstellen? risum teneatis, amici? Soll er sie stufenweise ihre Bildung, ihrer Verbindung gemäß, verändern lassen? Soll er gleich anfangs den menschlichen Kopf etwas verschieden von einem natürlichen menschlichen und ähnlich einem Pferdekopf machen, und diese Verschiedenheit und Aehnlichkeit nach und nach zunehmen lassen, bis sie zuletzt ein Maximum werden und auf einen Pferdenacken passen; ja sogar diesen Menschenkopf (in Rücksicht auf den Fischschwanz) etwas fischmäßiges nach und nach annehmen lassen, so wirds da freylich nichts zu lachen geben, weil man alsdann so wenig wissen wird, was das Ganze, als was die Theile vorstellen sollen. Der Künstler kann hier nicht die Nachahmung der Natur (in Ansehung des Objekts) und die Befolgung ihrer Gesetze zugleich aufs vollständigste erreichen; er muß also etwas von einer jeden, der andern zu Gefallen aufopfern, wobey es sehr schwer ist, Maaß zu halten.

Sind die Objekte der Kunst zwar in der Natur nicht anzutreffen, aber doch von dem Künstler, den Gesetzen der Natur gemäß hervorgebracht, vorgestellt, so sind sie Gegenstände des Wunderbaren; sind sie aber umgekehrt den Objekten der Natur gemäß, die Vorstellung ihrer Entstehungsart aber nicht den Gesetzen der Natur gemäß so gehören sie zum Abentheuerlichen. Ovids Verwandlungen sind von der ersten Art. Das Groteske in der Mahlerey ist von der zweyten Art.

Figuren von Menschen und Thieren mit Blumen und Laubwerk so verflochten, daß man darin das Thier- und Pflanzenreich in einander verflossen antrifft; Menschen und Thiere die aus den Knospen der Pflanzen hervorwachsen, halb Thiere und halb Pflanzen sind, u. dgl. Dort ist die Einheit, die die

Natur, obschon nicht in Hervorbringung dergleichen Gegenstände beobachtet, anzutreffen, hier aber nicht.

Ich glaube, daß die Fabel des Dedalus und seines Sohns Ikarus für eine allegorische Vorstellung eines guten und eines schlechten Dichters gehalten werden kann. Jener, ein in seiner Kunst erfahrner Dichter konnte die Gesetze des Minos (die Naturgesetze der reproduktiven Einbildungskraft) nicht mehr ertragen. „Gesetzt, sagte er, daß Minos mir den Weg zu Wasser und zu Lande versperrt (daß meine reproduktive Einbildungskraft sich nach der Ordnung und Verbindung der sinnlichen Wahrnehmung richten müsse) so steht mir doch noch der Himmel offen (meine produktive Einbildungskraft oder mein Dichtungsvermögen ist diesem Gesetze nicht unterworfen) daß ich meinen Weg hierdurch nehmen kann und Minos mag besitzen, was er will, so besitzt er doch die Luft nicht. Er dachte daher auf Mittel, wie er seine Einbildungskraft in den Erscheinungsleeren Regionen des Dichtungsvermögens, in freyer Thätigkeit setzen könne; zu diesem Behuf gab er seiner Einbildungskraft Flügel, wodurch er sich in diese Regionen zu schwingen wagte. Da er aber wußte, daß auch die freye Einbildungskraft nicht ganz gesetzlos sey, so wagte er sich mit vieler Behutsamkeit. Der Sohn Ikarus hingegen als ein junger Dichter, als ein Genie, glaubte sein Dichtungsvermögen sey gar keinen Gesetzen unterworfen; er nahm daher wider die Warnung seines Vaters einen zu hohen Flug und gerieth dadurch auf Ungereimtheiten, die vor den Strahlen des Beurtheilungsvermögen, nothwendig verschwinden mußten.

Hier kann ich nicht umhin eine Anmerkung zu machen, die einen der scharfsinnigsten Köpfe und feinsten Kunstrichter Deutschlands, kurz, die einen Lessing betrifft.

Gleich im Anfange seines vortreflichen Laokoons führt er die Stelle aus dem Winkelmann an, wo dieser Kenner des Alterthums das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der Griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst, in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck setzt. „So wie die Tiefe des Meeres, sagt er, allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bey allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bey den heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beynahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung; er erhebt kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oefnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt, und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet wie des Sophokles Philoktet, sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur. Der Künstler müßte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit

reichte der Kunst die Hand, und bließ den Freunden derselben mehr als gemeine Seelen ein u. s. w."

Lessing gesteht das Faktum, das dieser Bemerkung zum Grunde liegt ein, daß nehmlich der Schmerz sich in dem Gesicht des Laokoons mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit desselben vermuthen sollte. Auch, fügt er hinzu, das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzens nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sagt er, eben hierinn die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet. Nur, fähret er weiter fort, in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt (der moralischen Vollkommenheit) in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dem Grunde herleitet (daß eine jede der schönen Künste diese moralische Vollkommenheit ausbreiten soll) wage ich es anderer Meinung zu seyn.

Darauf bemüht er sich zu zeigen, daß das Schreyen der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzens ist, und daß der Ausdruck der Empfindungen mit der stoischen Tugend gar wohl bestehen kann, folglich kann der Ausdruck der stoischen Tugend nicht der Grund seyn, warum der Künstler den Ausdruck des körperlichen Schmerzens hätte mäßigen müssen; sondern der wahre Grund davon ist, daß der vollkommne Ausdruck eines heftigen Schmerzens (wie hier der Fall war) wegen häßlicher Verzerrungen des Gesichts und gewaltsamer Stellungen des ganzen Körpers, die er darstellen müßte, das ganze Bild häßlich machen würden, welches der Regel der griechischen Künstler, Nachahmung der schönen Natur, zuwider ist. Hingegen hatte der Dichter (Virgil) hierin mehr

Frey-

Freyheit, er bringt sein Ganzes successiv, nicht aber als ein in einem einzigen Augenblicke darzustellendes Bild hervor u. s. w.

Ich gestehe, daß die Bemerkung, in Ansehung des Unterschiedes zwischen den bildenden Künsten und der Dichtkunst, wenn bloß auf körperliche Schönheit gesehn wird, ihre völlige Richtigkeit hat. Nur darin getraue ich mir von diesem großen Kunstrichter abzuweichen, daß nehmlich, nach meiner Meinung, die stoische Tugend mit dem vollkommnen Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften bestehn kann, und daß der Künstler sich nicht bloß in den herrschenden Geschmack der Menschen schicken, und die Menschen bloß vorstellen soll, wie sie sind, sondern er muß den Geschmack zu bessern suchen, und sie so vorstellen, wie sie seyn sollen. Daß aber Homer und Virgil diese Regel nicht beobachtet haben, ist ihnen, oder vielmehr ihrem Zeitalter, als ein wahrer Fehler anzurechnen; folglich beweisen Lessings Anmerkungen gar nichts gegen Winkelmann. Ich will Lessings Gründe einzeln durchgehn, und meine Anmerkungen wider dieselben in Parenthesi hinzufügen.

„Schreyen ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzens. (Wohl! nur muß man gestehn, daß die Vernunft die nach Zwecken handelt, dieses unnütze Schreyen mäßigen kann. Schreyen ist freylich natürlich, aber niedrig natürlich.)

„Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrey zu Boden. Die geritzte Venus schreyet laut; selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, schreyet so gräßlich, als schrieen zehntausend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere sich entsetzen. (Mögen diese immer schreyen, wie sie wollen! Homer konnte in dem frühen Zeitalter, in dem er lebte, keinen Begriff von der stoischen Tugend haben, die in der Unerschütterlichkeit der Seele bey allen körperlichen Schmer-

zen besteht; in seinen Werken findet man keine Spur davon; seine Helden sind den heftigsten Leidenschaften ergebne Menschen, und ihre Größe besteht in der ungewöhnlichen Stärke und Heftigkeit dieser Leidenschaften, und ihrer körperlichen Tapferkeit. Agamemnon nimmt dem Achilles ungerechterweise sein Mädchen weg. Dieser geberdet sich darüber wie ein Kind, dem man sein Spielzeug genommen hat, trennt sich vom Hauptlager und härmt sich ab, bis Mama kömmt und ihn besänftigt.

Und doch sind diese die Hauptpersonen der Iliade! Die Griechischen Götter sind nicht viel besser als ihre Helden. Die Griechen schufen, der menschlichen Denkungsart gemäß, ihre Götter nach ihrem eignen Bilde; und nur der heilige Geschichtschreiber wuste diesem eine zweckmäßigere Wendung zu geben: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. Dieses benimmt aber dem Vater der Dichter von seinem Verdienste nichts. Als großer Dichter brauchte er nicht die hellsten Begriffe und ausgebreitetsten Kenntnisse zu haben; genug daß er aus dem Vorrathe seiner Kenntnisse die vortreflichsten Kompositionen zu machen im Stande war.)

„So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt (ich wünschte, daß man dieses, wenn auch nur mit einer einzigen Stelle belegen könnte; die Beyspiele der ungewöhnlichen Tapferkeit, sind entweder, ihrer Ungewöhnlichkeit ungeachtet, der menschlichen Natur gemäß, oder sie sind abentheuerlich. Nur durch die stoische Tugend kann man sich über die menschliche Natur erheben) „so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl u. s. w. ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen. (Auf diese Art sind es Ungeheuer! die Thaten müssen mit den Empfindungen übereinstimmen.)

Darauf sucht Lessing die Griechen sowohl von den feinern Europäern, denen Höflichkeit und Anstand, Geschrey und Thränen verbieten, als von den Barbaren, die alle Schmerzen verbeißen, u. s. w. zu unterscheiden. „Nicht so, sagt er, der Grieche! Er fühlt und fürchtet sich, er äußert seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämt sich keiner menschlichen Schwachheit; keine mußte ihn aber auf dem Wege der Ehre zurückhalten. Was bey den Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bey ihm Grundsätze. (Ich kann nicht begreifen, wie man nach Gefallen nach Grundsätzen der Vernunft wirken, und sich den Empfindungen und Leidenschaften ergeben kann? die stoische Tugend kann nicht durch einen bloßen Entschluß, nach Grundsätzen der Vernunft zu handeln, erlangt werden; sondern durch eine, durch lange Uebung erworbene Fertigkeit; die Grundsätze müssen in Empfindungen übergehn, und diese durch jene gemäßigt werden; sonst sind solche Menschen einem Pegasus ähnlich, wo man die Flügel an den Körper des Pferdes bloß anklebt, anstatt sie anwachsen zu lassen.)

„Der weise Grieche hat der Kunst engere Gränzen, als sie jetzt hat, gesetzt; und sie bloß auf die Nachahmung der schönen Körper eingeschränkt. (Ich glaube daß die Neuern hierin nicht so ganz Unrecht haben; die Kunst muß als solche, sich auf alle Gegenstände erstrecken; sie kann zwar zu guten Absichten gebraucht werden, und sich daher mit solchen Gegenständen, die diesen gemäß sind, abgeben; sie darf sich aber nicht darauf allein einschränken.)

„Ferner, sagt er, erhält dieser einzige Augenblick, (den der Mahler vorstellt) durch die Kunst eine unveränderliche Dauer; so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transito-

risch denken läßt; sonst erhalten solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehn, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande eckelt oder grauet.

„La Metrie, der sich als einen zweyten Demokrit mahlen und stechen lassen, lacht nur die ersten male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck.“ (Ich glaube daß die Ursache hievon nicht darin liegt, daß der Zustand des Lachens transitorisch ist, indem man nicht beständig lachen kann, sondern darin, daß wir die Ursache seines Lachens nicht einsehn; wir halten denjenigen für einen Geck, der ohne Ursach lacht. Hätte La Metrie die Vorsicht gebraucht, neben sich Menschen mahlen zu lassen, die in seiner Gegenwart einige Abderitenstreiche begehn, so könnte er immerhin lachen, und wir lachten alsdann auch mit ihm. Er hat sich aber zu sehr auf seine unsichtbare Philosophie verlassen, woraus der Zuschauer den Grund dieses Lachens hernehmen soll.

Bey dem Laokoon hingegen ist es ganz anders; hier sehn wir die ihn umwindende, aufs grausamste marternde Schlange, vor unsern Augen; er sollte, wenn hier bloß auf Ausdruck der Empfindung gesehn würde, so schreyen, als wir nur immer aus dieser Ursache, auf den Grad der Empfindung schließen können; hätte der Künstler nicht daß Negative in der Herabsetzung der Empfindung als ein Merkmal einer höhern ästetischen Eigenschaft gebrauchen wollen.)

So wie dieser Erklärung von der Entstehung der Schönheit zu Folge die allgemeine gesetzmäßige reproduktive Einbildungskraft zur Hervorbringung und Beurtheilung der Schönheit unentbehrlich ist, so ist im Gegentheil nichts der Schönheit so zu-

wider als die **besondere zufällige** reproduktive Einbildungskraft. Diese kann zwar auch eine Quelle von verschiednen Arten des Vergnügens, die nicht unmittelbare Wirkungen des Objekts (angenehme Empfindungen) sind, keinesweges aber von der eigentlichen Schönheit, welche in so fern sie keine unmittelbare Wirkung des Objekts ist, von der angenehmen Empfindung, in so fern sie nicht durch die Verhältnisse von Mittel und Zwecken bestimmt wird, von den **mittelbar Gefallenden** oder dem **Nützlichen**, und in so fern sie durch das nach allgemeinen Gesetzen wirkende Beurtheilungsvermögen bestimmt wird, von dem blos subjektiven auf besondre Associationen beruhende Wohlgefallen sorgfältig unterschieden werden muß Die Verwechselung der eigentlichen Schönheit mit den andern Arten des Gefallens, hat die größte Verwirrung in der Theorie des Geschmacks veranlaßt. Die **Wolfianer**, nach ihrer Erklärung: Schönheit ist sinnliche Vollkommenheit, unterschieden nicht gehörig **Schönheit** von **Nützlichkeit**. Einige hielten die Schönheit für etwas bloß subjektives (für kein Produkt des Beurtheilungsvermögens nach allgemeinen Gesetzen) für ein empfundenes Verhältniß des unmittelbaren Objekts zum Subjekt; und verwechselten Schönheit mit **angenehmen Empfindungen**. Andre wiederum betrachteten sie als eine mittelbare Empfindung des Verhältnisses vom Objekt zum Subjekt und verwechselten sie mit der Wirkung der durch besondre zufällige Associationsarten bestimmten produktiven Einbildungskraft. Hieher gehört ein neuer scharfsinniger englischer Schriftsteller Herr **Alison** in seinem Versuche über den Geschmack. Ich werde hier seine Meinung von der Beschaffenheit und den Grundsätzen des Geschmacks aus einem in der **neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und**

freyen Künste befindlichen Auszuge anführen und meine Anmerkungen darüber hinzufügen.

Dieser Verfasser sucht wider die Gewohnheit der mehrsten seiner Landsleute (eine ungewöhnliche Erscheinung nicht aus den schon bekannten Erscheinungen abzuleiten, sondern für sie nach der Art der faulen Philosophie eine neue Kraft anzunehmen) zu zeigen, daß das Gefühl des Schönen so wenig Produkt des Beurtheilungsvermögens, als Wirkung des äußern Objekts, sondern eine nach den Gesetzen der Association abgeleitete Empfindung ist. „Wenn, sagt er, irgend ein erhabner oder schöner Gegenstand vor die Seele tritt, so fühlet jedermann daß in seiner Imagination unmittelbar eine Ideenreihe erweckt wird, die mit dem Charakter des äußern Objekts analog ist. Beym Anblick eines schönen Frühlingstages, eines Sturms, u. s. w. entstehn von selbst Reihen angenehmer oder feyerlicher Ideen, und schwellen unsre Herzen mit Regungen die zu stark sind, um von den jedesmaligen vorliegenden Gegenständen allein erzeugt worden zu seyn und unser Vergnügen wächst, je weniger wir im Stande sind in diese Ideen die mit einer solchen Schnelligkeit durch unsre Imagination gegangen sind, Folge und Zusammenhang zu entdecken.“

Der Verfasser scheint hier das Gefühl des Schönen, welches einen objektiven Grund hat, mit einer Täuschung zu verwechseln wodurch dem Gegenstande ein größerer Grad angenehmer Empfindungen beygelegt wird, als in ihm wirklich anzutreffen ist. Mehrere angenehme Empfindungen, die das Gemüth zugleich afficiren und deren jede nicht von den übrigen unterschieden und auf ihr respektives Objekt bezogen wird, auf ein einziges Objekt (worauf am meisten die Aufmerksamkeit verfällt); die Summe der angenehmen Empfindungen, die das Resultat verschiedner Eigen-

schaften eines Objekts sind auf eine einzige dieser Eigenschaften zu beziehn, sind Folgen einer Täuschung in Ansehung der angenehmen Empfindungen, und die Quelle mancher nicht unmittelbar aus dem Gegenstand entspringender Vergnügungen; können aber keine besondre von den angenehmen Empfindungen unterschiedne Klasse begründen. Ein schöner Frühlingstag ist gar kein Objekt; dieser Ausdruck bedeutet nur die Zeit, worin gewöhnlichermaßen unser Gemüth von mehrern angenehmen Empfindungen, deren jede wir aber nicht auf ihr Objekt beziehen können, zugleich afficirt wird. Wir beziehn also die Summe dieser angenehmen Empfindungen auf die Zeit, die wir uns als Subjekt vorstellen. Das Gefühl des Schönen hingegen ist nicht bloß dem Grade nach, sondern der Art nach von dem einer angenehmen Empfindung verschieden.

„Alle Werke der schönen Künste, die Landschaften eines Klaude Lorain, die Poesien eines Milton bringen nur schwache Eindrücke auf uns hervor, wenn wir uns bloß auf das beschränken, was sie uns wirklich zu sehn und zu hören geben u. s. w.' Also gesteht doch der Verfasser, daß die Werke der schönen Künste an sich zum wenigsten schwache Eindrücke auf uns machen, die durch Ideenreihen verstärkt werden können. Er muß also zugleich eingestehn, daß das absolute Gefühl des Schönen, wo auf den Grad desselben keine Rücksicht genommen wird, einen ganz andern Grund als die bloße Association haben müsse. Alle Beyspiele, die der Verfasser zur Bestätigung seiner Meinung anführt und die ich hier, um nicht weitläuftig zu seyn, nicht anführen will, beweisen nichts mehr als daß die Wirkung der Association auf unser Urtheil über das Schöne, so wie auf unser Gefühl des Angenehmen eines Gegenstandes, Einfluß habe, nicht aber daß sie die einzige Quelle derselben sey. Ja es folgt hieraus,

meiner Meinung nach, gerade das Gegentheil, daß wir nehmlich anstatt mit dem Verfasser das Schöne in der bloßen Association suchen sollen, vielmehr das Schöne an sich, das einem Gegenstande zukommt, von dem was die Association darin hereinbringt, aufs sorgfältigste unterscheiden müssen, wenn wir Vorurtheilen des Geschmacks ausweichen wollen. Die scharfsinnigen Untersuchungen des Verfassers liefern uns keinesweges Beyspiele des Schönen, sondern vielmehr von demjenigen was nicht schön ist, und jedoch durch eine Täuschung der Einbildungskraft dafür gehalten wird.

Ferner behauptet der Verfasser, daß Gedankenreihen, die das Gefühl des Schönen und Erhabenen hervorbringen erstlich aus einzelnen Ideen bestehen müssen, die fähig sind eine Regung oder Gemüthsbewegung hervorzubringen; und dann müssen sie durch einen gemeinschaftlichen Charakter verbunden werden. Dieß erläutert er durch Beyspiele.

Alles was der Verfasser hierüber sagt, hat seine Richtigkeit in Ansehung der angenehmen Gefühle die nicht unmittelbar durch den Gegenstand, sondern durch Hülfe der Association hervorgebracht werden sollen, nicht aber in Ansehung des eigentlich so genannten Schönen. Welche Regung oder (Gemüths) Bewegung wird durch Harmonie und Symmetrie hervorgebracht? Und welche Gedankenreihen sind zu ihrer Wahrnehmung nöthig? Man höre ihn selbst, mit welchen Gründen er dieß zu unterstützen sucht und urtheile:

„Da, wo die Bewegung des Schönen und Erhabnen empfunden wird, muß der vorliegende Gegenstand immer eine einfache Bewegung erwecken, bevor die zusammengesetztere Bewegung des Schönen oder Erhabenen empfunden werden kann. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Gefühl des Schönen und

Erhabenen und einfachen Bewegungen von Zärtlichkeit, Traurigkeit u. s. w. Niemals aber findet jenes statt, wenn nicht eine dieser letztern vorhergegangen ist."

Hier verwechselt der Verfasser ganz offenbar das Gefühl des Schönen mit dem durch Hülfe der Association hervorgebrachten Gefühl, indem diese Behauptung bloß in Ansehung des letztern seine Richtigkeit hat. Harmonie und Symmetrie setzen keine Bewegungen von Zärtlichkeit, Traurigkeit u. s. w. voraus.

„Unser Gefühl von dem Schönen und Erhabenen eines Objekts hängt von den Eigenschaften ab, die wir an ihn betrachten, auch der schönste Gegenstand hat gleichgültige Eigenschaften; und selbst ein Mann von dem feinsten Geschmack fühlt nichts von der Schönheit der mediceischen Venus oder der Majestät des Apollo von Belvedere, wenn er die Dimensionen, Verhältnisse und Marmorart, aus der sie verfertigt sind u. dgl. betrachtet."

Diese Bemerkung hat allerdings ihre Richtigkeit, beweist aber keinesweges, wie der Verfasser glaubt, daß diejenigen Eigenschaften in diesen Gegenständen, die das Gefühl des Schönen und Erhabenen erwecken, und worauf man, nach dieser Voraussetzung nicht merkt, Gemüthsbewegungen erregen müssen. Und eben so wenig kann dieses durch die folgende Bemerkung bestätigt werden, daß nehmlich die Gewohnheit blos darum die Eindrücke des Geschmacks schwächt, weil der Gebrauch uns zwingt, diese Gegenstände unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, als die waren, unter denen sie jenes Gefühl erregen und bloß auf ihre gleichgültigen Eigenschaften zu merken.

Dieß alles hat seine völlige Richtigkeit, wenn auch das Geschmacksgefühl nicht in einer durch Gemüthsbewegung erregten Reihe ihrer analogen Ideen, sondern in einer objektiven Eigenschaft gegründet wäre; welche ohne Aufmerksamkeit nicht wahrgenommen werden und das Gefühl des Schönen und Erhabenen hervorbringen kann.

Ferner heißt es: „die Bewegungen von Freude, Wohlwollen u. s. w. können da statt finden, wo die Kraft, durch die wir eine Ideenreihe verfolgen, nicht vorhanden ist; bey Geschmacksbewegungen hingegen muß diese Kraft schlechterdings vorhanden seyn, oder die Bewegungen selbst werden nicht empfunden.“

Ich glaube gerade das Gegentheil behaupten zu können; die Gemüthsbewegung der Freude z. B. ist nie eine Wirkung des gegenwärtigen Objekts, sondern das Resultat aller damit associirten angenehmen Vorstellungen. Das Gefühl der Schönheit hingegen entspringt aus der Beurtheilung von dem Verhältniß der Form des gegenwartigen Objekts an sich zur Thätigkeit der Einbildungskraft, wozu, wie ich schon gezeigt habe, die Wirkung der Association nicht nur nicht beförderlich, sondern sogar hinderlich ist.

Und damit will ich meine Anmerkungen über dieses in allem Betracht lesenswürdige Werk beschließen, und kehre zu meinen Gegenstand zurück.

Die höhern Erkenntnißkräfte, (Vernunft, Verstand) haben die Art der Möglichkeit der Dinge zum Gegenstand. Die Vernunft bestimmt die negative, die conditio sine qua non; der Verstand die positive Art der Möglichkeit. Ein

Ding mag existiren oder nicht, auf diese, oder auf eine andere Art existiren, so muß es immer mit sich selbst identisch seyn, oder sich selbst nicht widersprechen. Soll es eine Figur haben, so kann es nicht von weniger als drey Linien begränzt seyn u. dgl. Es hängt nicht vom Willen des Subjekts ab, ein Ding, in Ansehung seiner Möglichkeit so, oder anders zu denken, sondern dieß ist in Ansehung seiner nothwendig. Das Wohlgefallen, daß das Subjekt an dem Denken eines Objekts auf eine bestimmte Art hat, beruht nicht auf dieser bestimmten Art, sondern darauf, daß es durch diese bestimmte Art ein Objekt des Denkens überhaupt ist. Die Beziehung aufs Subjekt ist hier ein Minimum; die aufs Objekt hingegen ein Maximum.

Die Sinnlichkeit hat das wirkliche Individuelle zum Gegenstand, das durch die Wirkung eines äußern Objekts auf den, dem Subjekt zugehörigen organischen Körper bestimmt wird. Dieß kann nicht nur in verschiedenen organischen Körpern, sondern in eben demselben, bey der mindesten Veränderung verschieden seyn. Das was mir in einem gewissen Zustande meines Körpers süß schmeckt, kann nicht nur einem andern, sondern mir selbst, in einem andern Zustande bitter schmecken, u. s. w. Hingegen mag der Zustand meines Körpers seyn wie er will, so kann ich doch eine Figur, wenn ich sie überhaupt denken soll, nicht in weniger als drey Linien eingeschlossen denken. Eine Empfindung (Produkt der Sinnlichkeit) enthält zweyerley, 1) etwas das sich aufs Objekt und 2) etwas das sich aufs Subjekt bezieht. Beyde sind individuell, nur daß in einigen Empfindungen das Bewußtseyn des einen; in andern hingegen das Bewußtseyn des andern die Oberhand behält. Diejenigen Empfindungen, worin das Bewußtseyn desjenigen, das sich aufs Objekt

bezieht am stärksten ist, heißen, (in so fern sie sich der Produkte höhererErkenntnisse nähern) feinere; diejenigen hingegen, worin dasjenige das sich aufs Subjekt bezieht, am stärksten ist, heißen gröbere Empfindungen. Das Rothe, z. B. wird mehr ein bestimmter Gegenstand als ein Zustand des Subjekts, (angenehmes Gefühl) das Süße hingegen wird mehr als Zustand des Subjekts, denn als bestimmtes Objekt wahrgenommen. Sowohl das, was sich in der Empfindung aufs Objekt, als was sich aufs Subjekt bezieht (das Angenehmseyn oder Unangenehmseyn derselben) sind individuell und daher nicht allgemein gültig.

Die Einbildungskraft bestimmt nicht die nothwendige und allgemein gültige Art der Möglichkeit eines Objekts auch nicht die zwar nicht allgemein gültige, aber dennoch unter gegebenen Umständen nothwendige Art seiner Wirklichkeit (das Individuelle) sondern bloß die metaphysisch mögliche, aber moralisch (als Gegenstand des Willens) nothwendige Art der Verbindung sinnlicher Objekte.

Das Geschmacksurtheil; dieser Gegenstand ist schön; setzt nothwendig den Begriff des Prädikats schön im Gemüth voraus. Nun ist aber Schönheit kein Merkmal eines Objekts; sie setzt die Möglichkeit und Wirklichkeit des Objekts voraus, und drückt nur sein Verhältniß zu unserm Gemüth aus; wie kann also der Begriff von der Schönheit ihrer empirischen Wahrnehmung im Objekte vorhergehn? Und kann er es nicht, wie kann er mittheilbar werden, und ein Prädikat zu einem allgemeinen Urtheile abgeben? dieß erfordert eine nähere Erörterung.

Die Mittheilbarkeit der Gedanken beruht nicht auf ihrer besondern Materie, sondern auf ihrer allgemeinen Form. Dieß

empirische Urtheil: der Zucker ist süß, ist mittheilbar. Derjenige, der meine Sprache versteht, versteht auch gleich, was ich mit diesem Urtheile sagen will. Soll ich aber daraus schließen, daß derselbe durch das Organ des Geschmacks eben die Empfindung des Süßen, und durch das Organ des Gesichts eben die Empfindung des Weißen von dem Zucker erlangt, die ich erlange? Keinesweges. Jener kann allerdings durch sein Organ des Geschmacks an statt der Empfindung des Süßen die Empfindung des Bittern, und durch sein Gesichtsorgan, anstatt der Empfindung des Weißen die Empfindung des Schwarzen von dem Zucker erlangen, und doch kann er mich recht gut verstehen wenn ich sage: der Zucker ist süß, der Zucker ist weiß, nur daß er dieß Urtheil in seine Sprache übersetzen muß. Bey mir heißt dieß so viel: das uns beyden unter dem Nahmen des Zuckers bekannte Objekt besteht aus zwey Merkmalen; aus einem Merkmal des Geschmacks, das wir beyde zwar (wegen Gemeinschaftlichkeit unsrer Sprache) süß nennen, das aber dennoch bey dem andern die Empfindung, die ich bitter nenne, seyn kann; und einem Merkmale des Gesichts, das wir beyde weiß nennen, daß aber nach meiner Voraussetzung bey dem andern die Empfindung, die ich schwarz nenne, ist. Das uns beyden gemeinschaftliche Urtheil ist also dieß: ein in Ansehung unserer gemeinschaftlich unbestimmtes; in Ansehung eines jeden von uns aber, auf eine besondre Art bestimmtes Merkmal des Geschmacks, ist mit einem Merkmal des Gesichts von eben der Art in einem Gegenstande der Erfahrung verknüpft. Das Materielle des Subjekts und Prädikats wird aus diesem Urtheile ganz weggelassen und nur das Formelle derselben (ihre Beziehung auf bestimmte Organe) beybehalten. Nun ist aber Schönheit kein Merkmal eines Objekts, das durch seiner Ver-

knüpfung mit andern Merkmalen entspringt; sie ist nicht einmal das Formelle, das, obschon nicht etwas Absolutes im Objekte selbst, dennoch seine Beziehung auf ein andres bestimmtes Objekt bedeutet; sie trägt zur Erkenntniß des Objekts gar nichts bey, sondern sie setzt dasselbe schon voraus, und bestimmt nur sein Verhältniß zu dem, als Objekt ganz unbestimmten Subjekte, was bedeutet also dieß Urtheil: Dieser Gegenstand ist schön! Schön ist hier nicht das Reelle in der Empfindung (wie z. B. roth) weil dieß nicht mittheilbar und folglich kein Prädikat eines allgemeinen Urtheils seyn kann. Es bedeutet also nicht eine Beziehung auf ein bestimmtes Objekt, sondern bloß auf das als Objekt unbestimmtes Subjekt, das gleichfalls unmittheilbar ist; und doch soll dieß Urtheil allgemein seyn. Denn es heißt nicht, dieser Gegenstand ist mir schön (so wie z. B. diese Speise schmeckt mir wohl) sondern er ist schön. Die Beantwortung dieser Frage ist diese: Schönheit ist keine nothwendige (transcendentelle) Form eines Erfahrungsobjekts überhaupt, auch nicht eine mögliche Form eines besondern Objekts (wie z. B. eine bestimmte Figur) sie ist nicht ein, als Verhältniß zu einem andern bestimmten Objekt gedachtes, Merkmal folglich kein mittheilbarer allgemeiner Begriff, sondern sie ist die Eigenschaft des Objekts, in so fern es die Wirkung der Einbildungskraft dem Willen gemäß a priori bestimmt. Ein Gegenstand der Kunst ist schön, heißt so viel: die Einbildungskraft hat in seiner Produktion, ob schon dunkel und instinktartig, dem Willen gemäß gewirkt. Da nun die Wirkungsart in der Einbildungskraft (obschon dunkel) a priori bestimmt ist, so ist sie zwar ein unbestimmter, aber doch zu bestimmender Begriff, den man, ohne vorher zu denken, dennoch im Gegenstande erkennen kann: die Schönheit ist nicht Vorstellung eines beson-

dern Eindrucks (Wirkung eines äußern Objekts auf ein besonderes Organ) sondern Vorstellung der Uebereinstimmung der Wirkungsart der Einbildungskraft mit dem Willen, die in allen ähnlichen Subjekten (die Organisation mag noch so verschieden angenommen werden) auf gleiche Art hervorgebracht, und folglich allgemein gedacht werden kann. Da ich aber, sowohl zur weitern Ausführung als Anwendung dieser Principien ein besonderes Werk bestimmt habe, so mag dieß vor jetzt hinlänglich seyn.

Salomon Maimon.

V.

Ueber
Geschichtschreiber und Dichter,
als Quellen historischer Wahrheit.

Suum cuique!

I.
Ueber Geschichtschreiber.

Bestimmen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit die Gränzen zwischen dem Geschichtschreiber und dem Dichter?

Diese Frage zerfällt in zwey andre Fragen.

I.

Findet sich in Geschichtschreibern bloß historische Wahrheit? oder ist nicht vielmehr der größte Theil der Erzählungen, selbst guter Geschichtschreiber, und gerade derjenige, der uns der wichtigste ist, bloß wahrscheinlich?

Der anscheinende Widerspruch liegt auch hier, wie fast immer, in dem nicht genau genug bestimmten Sprachgebrauch; hier in der doppelten Bedeutung des Worts: Geschichte. Bey dem

dem Wort Geschichte, einzeln genommen, denken wir uns zuweilen etwas geschehenes, also wahre Begebenheiten, wirkliche Ereignisse; und so schließen wir dadurch jede Dichtung, jedes bloß Wahrscheinliche, aus. Aber viel häufiger gebrauchen wir dieß Wort in solchen Zusammensetzungen, in denen es eine andre Bedeutung bekömmt. Z. B. Geschichte der Römischen Könige, Geschichte der Perser, Geschichte des Cyrus, Karls des Zwölften u. s. w. Denken wir das Wort Geschichte in dieser Zusammenstellung, und verstehen darunter: eine Erzählung der merkwürdigsten Veränderungen, der Sitten und Handlungen eines Volks oder einer einzelnen Person; so werden uns einige Betrachtungen leicht überzeugen, daß wir fast immer nur Wahrscheinlichkeit erwarten können, und daß, wenn wir die Erzählung einer solchen Geschichte gewiß nennen, wir eigentlich nur sagen wollen, oder sagen können: die Erzählung hat einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit für uns.

Die gewöhnliche Definition eines glaubwürdigen Erzählers oder Geschichtschreibers: „Es ist der, der die Wahrheit wissen konnte, und die Wahrheit sagen wollte," paßt offenbar nicht auf den zehnten Theil derer, die wir glaubwürdig nennen, sobald strenger Beweis gefordert wird. Uns ist der Erzähler schon glaubwürdig, der eine Begebenheit so darstellt, wie wir glauben, daß sie sich unter den gegebenen Umständen hätte ereignen können, oder hätte ereignen müssen. Diejenige Erzählung nennen wir erdichtet, die in unsre Gedankenreihe nicht paßt. Gesetzt, wir sollten eine Begebenheit erzählen, die sich vor tausend Jahren zugetragen hat. Nicht wahr, je mehr wir unsre Erzählung so einrichten, daß sie den Vorstellungen der meisten Zuhörer oder Leser von den damaligen Zeiten und den ihnen schon bekannten Personen anpaßt, desto glaubwürdiger wird man uns finden?

Wenn wir aber Sitten, die, nach der Meinung unsrer Leser, unsern Zeiten eigen sind, in die entferntern übertragen, oder die Charaktere so zeichnen, daß sie den Vorstellungen, die man sich von der Lage der Dinge macht, nicht entsprechen; so müssen wir den Vorwurf besorgen: die Erzählung verdient keinen Glauben, oder ist erdichtet. Eben diese individuelle Vorstellung bestimmt auch uns selbst in unserm Urtheil in Absicht andrer Erzähler, und also auch der Geschichtschreiber. Daher ist unser Urtheil über Glaubwürdigkeit so relativ, und so veränderlich. Der Jüngling lacht über die Ammenmährchen, die er als Kind glaubte. Und der Mann spricht oft dem Geschichtschreiber alle Glaubwürdigkeit ab, der ihm als Jüngling sehr glaubwürdig schien; weil sein System sich verändert, nicht immer der Wahrheit genähert hat, und weil also die Erzählungen nicht mehr zu den übrigen Vorstellungen passen.

Daher ist das erste, was wir bey der Anhörung oder dem Lesen einer Erzählung thun, daß wir sie uns begreiflich zu machen suchen. Finden wir in unsrer Gedankenreihe oder in der Stimmung unsrer Seele nichts, woraus wir uns die Thatsache als wahrscheinlich erklären können, so halten wir sie nicht für wahr. Wahr hingegen scheint sie uns, wenn in unsern Vorkenntnissen nichts ist, was ihr widerspricht. Daher scheint dem Verschwender oft die Erzählung erdichtet, die der Geitzige für wahr hält, weil er in seiner Seele die Vorstellungen findet, die ihr entsprechen. Eben so finden gewiß viele Leser einen Geschichtschreiber überaus glaubwürdig, in dem andre nur den Dichter sehen. Und Tausende lesen schon Romane als wahre Geschichte.

Wenn wir von einem Mann lauter edle und gute Handlungen gehört haben, so werden wir immer geneigt seyn, die erste Erzählung von einer schlechten That desselben für erdichtet zu

halten; so wie der Erzähler bey uns nicht leicht Glauben finden wird, der einen Mann, den wir uns als Bösewicht zu denken gewohnt sind, von einer vortheilhaften Seite schildert; ob wir uns gleich in beyden Fällen irren können. Aber so ist es: für Menschen ist Wahrscheinlichkeit der Prüfstein der Wahrheit der Geschichte; obgleich oft das Wahrscheinliche falsch, und das, was uns unwahrscheinlich vorkömmt, wahr ist.

„Aber, sagt man, die Thatsachen selbst, und die Nahmen „und Jahrszahlen, die uns die Geschichte aufbewahrt, gehören „doch bloß ins Reich der Wahrheit.“

Genau genommen, sind auch die meisten Thatsachen für uns nur wahrscheinlich. Daß Kodrus, Kamill, Xerres und andre Männer, die die Geschichte nennt, wirklich lebten, daß die Schlachten bey Mantinea, an der Allia u. s. w. so wichtige Folgen hatten, glauben wir dem Zeugnisse anderer, und zwar: weil es unwahrscheinlich ist, daß alle die Schriftsteller, die dieser Männer oder dieser Begebenheiten gedenken, ihre Erzählungen erdichtet haben sollten, wozu wir keine Veranlassung entdecken können. Und nach dem einmal eingeführten Sprachgebrauch können und müssen wir freylich dergleichen Fakta historisch wahr nennen; ob sie gleich nur im hohen Grade wahrscheinlich sind. Denn, daß es an und für sich möglich ist, daß hundert Schriftsteller eine nicht geschehene Begebenheit als geschehn erzählen, eine erdichtete Person als existirend anführen, kann nicht geleugnet werden. Wenn der erste in dieser Reihe einer unverbürgten Sage folgte, oder einen frühern Schriftsteller mißverstand: so konnte der Irrthum durch die ganze lange Reihe von Geschichtschreibern sich fortpflanzen, ohne daß es einem von ihnen einfiel, zu widersprechen. Dieß mag in der sogenannten Völkergeschichte, zumal der ältern, nicht selten der Fall seyn. Wir brauchen uns nur z. B. an die Ur-

sprungsgeschichten der meisten Völker, die sonst ein Chroniken-schreiber treulich dem andern nachschrieb, an die Sibylle, an die Päbstinn Johanna, an St. Peters bischöfliche Würde in Rom zu erinnern.

Und die Chronologie fast aller Nationen, auf welchen schwankenden Gründen beruht sie, besonders in den frühern Perioden! Die wenigen Data abgerechnet, die sich durch astronomische Berechnungen beglaubigen lassen, gründet sich ja in Absicht der ältern Geschichte, fast alles auf Hypothesen, die selbst keinen Grund haben. Genauere Untersuchungen machen es höchst wahrscheinlich: daß die meisten Zeitbestimmungen in Absicht der frühern Perioden, durch arithmetische Spekulationen entstanden sind; d. h. daß die ältesten Geschichtschreiber, die, in der Tradition und in den Dichtern ihrer Nationen, zwar einzelne Thatsachen, aber keine Zeitbestimmungen vorfanden, die nur durch Aufschreiben Festigkeit und Dauer erhalten können, um ihrer Geschichte Haltung und Bestimmtheit zu geben, willkürlich für gewisse merkwürdige Begebenheiten feste Punkte annahmen, von welchen sie rückwärts rechneten. So nahmen die spätern Geschichtschreiber, in der ältern Römischen Geschichte, wo es ihnen ganz an Zeitbestimmungen fehlte, für den ersten punischen Krieg das Jahr vierhundert und neunzig an, theilten diesen Zeitraum in zwey gleiche Perioden, und bestimmten so für die Dauer der monarchischen Verfassung Roms und das Entstehen der Republik das Jahr zweyhundert und fünf und vierzig. Besonders muß bey diesen Zeitbestimmungen die Bemerkung auffallen: daß die Zahl sieben fast immer die Grundzahl der Hauptepochen der ältern Völkergeschichten ist, und daß diese also selbst willkürlich seyn müssen; ob es sich gleich jetzt nicht mit Gewißheit ausmachen

läßt, woher diese auffallende Uebereinstimmung in der Chronologie so vieler Völker kömmt, wenn sie nicht vielleicht durch die leichte Beobachtung der Mondesumläufe in acht und zwanzig Tagen, die man in vier kleinere Abschnitte theilte, veranlaßt wurde. *) — Und wie viele Zweifel bieten sich dem Geschichtforscher bey den einzelnen Zeitbestimmungen dar! Weiß man doch, in Absicht der frühern Perioden, oft nicht einmal, ob von Mond- oder Sonnenumläufen die Rede ist, wenn Jahre genannt werden. So hießen z. B. ehedem bey den Aegyptern die Mondmonate auch Jahre, so daß der alte ägyptische Cyklus von dreytausend Jahren, nur zweyhundert und vier und zwanzig Sonnenjahre enthielt. Manche Völker rechnen nach Erndten oder nach Jahrszeiten; so daß das, was sie ein Jahr nennen, nur die Hälfte oder ein Drittheil des Sonnenjahrs ist. Das Sekulum, das höchste Lebensziel des Menschen, rechneten verschiedene Völker verschieden, die Aegyptier zu hundert und zwölf, die ältern Römer zu hundert und zehn, andre zu hundert, andre zu dreyßig Jahren. — Dazu kömmt die Ungewißheit, ob die Zahlzeichen nicht in vielen Fällen von den Abschreibern verändert sind, und ob der erste, der sie schrieb, bey diesen Zeichen das dachte, was wir uns jetzt dabey denken. — Und wer darf es wagen, mit Gewißheit zu behaupten: in welchem Jahrhundert oder in welchem Jahr nach Adam, noch vielmehr, in welchem Jahr nach der Ausbildung oder gar der Erschaffung der Erde, Carthago erbauet wurde? ob Ennius im sechsten oder achten Jahrhundert nach Roms Erbauung lebte? Fehlen doch höchst wahrscheinlich

*) Eine Wahrscheinlichkeit, die durch die neulichen Bemerkungen des Herrn O. C. R. Gedike, über die Zahl Sieben, in der Berl. Monats-Schrift, fast außer Zweifel gesetzt worden ist.

in der uns gewöhnlichen Chronologie viele Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende. Und wer behaupten wollte: Cicero habe im sechzigsten Jahrhundert nach Adam, im sechshundertsten nach der letzten großen Umbildung, und im sechstausendsten Jahrhundert nach Erschaffung der Erde gelebt, hätte doch wohl wenigstens eben so viel Gründe für sich, als die, welche ihn ins vierzigste Jahrhundert nach Erschaffung der Welt setzen. — So sind auch andre Zahlen in den Geschichtschreibern tausend Zweifeln unterworfen. Nur ein Beyspiel. Plutarch sagt: in der Schlacht am Granikus wären von Persischer Seite zwanzigtausend zu Fuß und zweytausend fünfhundert zu Pferde geblieben, von Alexanders Armee überhaupt vier und dreyßig Mann und darunter neun zu Fuß; und doch hatten die Macedonier eine sehr nachtheilige Stellung, und die Griechen, die im Persischen Sold standen, fochten als Verzweifelte, weil sie keine Verschonung zu erwarten hatten. Waren jene vier und dreyßig etwa berühmte Anführer der gebliebenen Macedonier, denen Alexander vier und dreyßig Statüen errichten ließ?

Und wie zweifelhaft sind die meisten Genealogien, selbst noch im Mittelalter! Wie groß ist die Ungewißheit in Absicht vieler Nahmen! die so oft nicht recht ausgesprochen, nicht recht gehört, fehlerhaft niedergeschrieben, beym Nachsprechen und Nachschreiben verstümmelt, vermodernisirt und unkenntlich gemacht wurden durch eingeschobene oder weggelassene Buchstaben, durch angehängte entstellende Endungen u. s. w. wovon sich in den Werken der Franzosen, aber auch der Römer, Griechen und anderer so auffallende Beyspiele finden. Aus Warmann (Kriegsmann) machten die Römer Germanus, aus Ironmann (Eisenmann) Arminius, aus Ehrenvest Ariovistus, aus Amrich Ambioriac, aus Caels Galli, aus Jehova Zebaoth Iupiter Sabazius; die

Etrusker aus Hermäs und Arás, Turms und Turan; die Taheitier aus Cook Tuti, aus Banks Tapano. Viele Nahmen sind bloß das Werk der Einbildungskraft, andre der Unkunde der Sprache, andre des Mißverstandes. Eine verstümmelte Inschrift, darauf nur die hier großgeschriebenen Buchstaben stehen geblieben waren: praefectuS VIARum, (Aufseher der Wege), bildete in Spanien einen neuen Heiligen Sankt Viar. Das Verzeichniß der königlichen Bibliothek in Paris citirt einen Hallischen Buchdrucker Orphanotrophaeus Glauch, Jakob a Sankto Carolo einen Articulus Alſmalcaldus Germanus Lutheranus, de Roſſi einen Deutschen Schriftsteller Verſuchius. Und welche Deutungen kann die Französische Uebersetzung: Hirzel ſur le Gleim veranlassen, bey welchem Nahmen schon ein Französischer Recensent die erklärende Note gemacht hat: Gleim ist ein großer Fluß in Preußen! Der Nahme Peru wurde dem berühmten Amerikanischen Lande, und Luzon der Insel Manilla nur deswegen beygelegt, weil sich die Fragenden und Antwortenden nicht verstanden. Die Spanier fragten: wie heißt euer Land? Die Amerikaner verstanden: wer seyd ihr? und antworteten: Peru d. i. Fischer. Die Einwohner von Manilla stampften Sagu, und antworteten auf die Frage nach dem Nahmen des Landes: Luzon d. i. wir stampfen. — Wie unmöglich ist es aber oft dem spätern Forscher, dergleichen fehlerhafte Nahmen von den wahren zu unterscheiden! wie unmöglich dem Geschichtschreiber, sie alle zu vermeiden! der in Absicht der frühern Perioden, oder wenn von einem fremden Volk die Rede ist, oft nicht einmal weiß, ob ein Wort in dem vor ihn liegenden Zusammenhang ein eigenthümlicher Nahmen ist, oder ob es durch ein andres Wort übersetzt werden muß, da in der frühern Periode fast alle Nahmen bedeutend sind.

Doch gesetzt: alle diese und ähnliche Zweifel, die sich oft bey Nahmen und Zahlen, bey Genealogien und Chronologien aufdringen, ließen sich durch Einen Zauberschlag vernichten; gesetzt: es fände sich in allen diesen Stücken kein Widerspruch unter den Geschichtschreibern: so ist dieß gerade der für Menschen unwichtigste Theil der Geschichte; jetzt davon abgesehn, daß Chronologie als Grundlage des Gebäudes unentbehrlich ist. — Ob der Held, oder wollen wir lieber der Tyrann, der Hunderttausende seiner Brüder, deren Glück zu befördern er bestimmt war, seinen Leidenschaften aufopferte, Tippo Saib, oder Timur, oder Alexander hieß? ob er in diesem oder in dem folgenden Jahrhundert wüthete? ob Karthago im acht und dreyßigsten oder vierzigsten Jahrhundert zerstört wurde? Diese und ähnliche Nahmens oder Zeitbestimmungen sind einzeln, ohne Verbindung betrachtet, für den Menschen gleichgültig.

Wenn die Geschichte bloß solche Data enthielte, so würde sie kein Mensch lesen oder hören wollen, und wenn die Data noch so unbezweifelt als richtig anerkannt würden; sie würde also für uns ganz unbrauchbar seyn. Gesetzt, es fänden sich auf einer neuentdeckten Insel in der Südsee einige Palmblätter, worauf lauter nackte Thatsachen, ohne alle Zusätze erzählt würden. Z. B. 3046 starb der König Tau, ihm folgte Sao; im Jahr 3050 wurde Friede geschlossen zwischen dem Stamm Barbi und dem Stamm Daka, im folgenden Jahr schlug der Feldherr Bambu den Feldherrn Foi u. s. w. wer würde eine solche Geschichte lesen, und wenn auch die Wahrheit derselben mit mathematischer Strenge bewiesen werden könnte? Und welche Vortheile könnte er sich davon versprechen? — Daß uns zuweilen ähnliche Nahmen und Jahrlisten wichtig und lehrreich sind, kommt daher: weil wir in unsrer Seele die dazu passenden Ideen finden, oder weil wir et-

wanige Lücken in unsrer Erkenntniß damit ausfüllen können. Sie werden uns aber nur dann wichtig seyn, wenn wir das, was ihnen zu einer Geschichte für Menschen fehlt, aus dem Schatz unserer schon gesammelten Ideen ergänzen können. So würde uns selbst die Nachricht von dem 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Frieden fast eben so gleichgültig seyn, als die Nachricht von der Thronfolge des Sao, wenn wir nicht dabey an die Veranlassungen und Folgen dieses Friedens, an die Beweise von Kraft, von Tapferkeit, von Feigheit, von Großmuth, von Grausamkeit, von List, von Klugheit, von Gegenwart des Geistes u. s. w. dächten, die uns die Geschichte des Krieges darbietet, der durch diesen Frieden geendigt wurde, und wie durch die vermehrte Reibung so viel schlummernde Kräfte der Menschen geweckt wurden.

Der bey weitem wichtigste Theil der Geschichte ist die getreue Darstellung der Menschen, ihrer Sitten, ihrer Denkungsart, des Glücks oder Unglücks, das ihre Aufklärung oder Dummheit, ihre Leidenschaften, Tugenden und Laster, über sie selbst und über andere verbreiteten.

Diese getreue Darstellung der Menschen aber, nach welchem Gesetz kann sie der Geschichtschreiber liefern, als nach dem der Wahrscheinlichkeit?

Gesetzt; wir wollten unsre eigne Geschichte schreiben, mit dem festen Vorsatz uns ganz so darzustellen, als wir sind und waren: werden wir hoffen können, immer Wahrheit zu sagen? Gewiß nicht! Wir sind heute nicht mehr, die wir gestern waren. Unsre jetzige Vorstellungsart, unser jetziges Wohl- oder Mißbehagen, unsre jetzige Gedankenreihe, die Leidenschaften, die jetzt vorzüglich rege bey uns sind, die Absicht, die wir zu erreichen suchen u. s. w. werden sehr großen Ein-

fluß auf die Darstellung unserer ehemaligen Handlungen und deren Absichten haben. Am leichtesten überzeugt man sich davon, wenn man andre, besonders solche, die gern gehört werden, einen Theil ihrer eignen Lebensgeschichte, in verschiedenen Umständen, in verschiedener Gesellschaft etwas umständlich erzählen hört.

Bey vollem Gefühl der Kräfte beurtheilen wir gewiß viele unsrer eignen Handlungen ganz anders, als wenn Hypochondrie, oder Ueberhäufung mit Geschäften, oder ängstliche Erwartungen der Zukunft uns mißvergnügt oder kleinmüthig machen. Außerdem sind die bestimmenden Veranlassungen der meisten Handlungen so entfernt, oder für uns so unbemerkbar, daß wir nur selten hoffen können, die wahren zu entdecken; und doch müßten wir diese wissen, wenn wir unsre Handlungen in dem rechten Gesichtspunkt darstellen wollten. Ein Wort, das vor mehreren Jahren, vielleicht zufällig, mit solchem Ausdruck ausgesprochen wurde, daß es uns bey unserer damaligen Stimmung auffiel, konnte unsrer Seele eine solche Richtung geben, daß dadurch eine spätere Handlung vorbereitet und bestimmt wurde, die wir uns jetzt aus ganz andern Gründen erklären. Speisen und Getränke haben, nach der verschiednen Disposition des Körpers, so verschiednen Einfluß auf die Vorstellungen der Seele, und dadurch auf unsre Handlungen, daß wir, wenn wir diesen nicht wissen, bey Beurtheilung vieler Handlungen nothwendig zweifelhaft seyn müssen. Wie mancher Streit, Zweykampf, Krieg, wie mancher bittre Spott mit allen seinen Folgen, so wie die Idee zu manchem dicken Buch, wie manche That, die der Leichenredner aus angestammter Seelengröße ableitete, wurde durch eine bald vergeßne Indigestion oder durch den Genuß solcher Nahrungsmittel veranlaßt, die zur schnellern Absonderung des Nervensafts bey-

tragen! Dazu kömmt nun der Einfluß, den die frühste Erziehung, den, der mehr oder weniger vollkommne Bau unsers Körpers, den Umgang und allmählige Gewöhnung, auf unsre Denkungsart und Handlungsweise haben. Noch mehr, daß unsre Handlungen oft modificirt werden, durch die mehrere oder mindere Schwere und Reinheit der Luft, zuweilen selbst durch die Farbe der uns umgebenden Dinge, durch eine uns mißfallende Miene, durch einen schmeichelnden oder zurückstoßenden Ton, durch eine angenehme oder unangenehme Empfindung in unserm Körper, einen leichten Druck des Bluts auf unser Gehirn, durch Zahnschmerzen, durch pressende Kleider u. dgl. würde man sich nicht z. B. die Entstehung manches harten Urtheils besser erklären können, wenn man im eigentlichen Verstande wüßte, wo und wie der Schuh den Urtheiler drückte? Ferner ist es unendlich schwer, unsre stufenweise Ausbildung immer vor Augen zu haben, und uns nicht Gedanken und Empfindungen anzudichten, die wir jetzt haben, aber zu der Zeit, deren Geschichte wir erzählen wollen, nicht hatten oder nicht haben konnten; und uns durch den leisen, aber immer regen Wunsch nicht bestimmen zu lassen, uns immer in dem Licht zu zeigen, das zu dem beabsichtigten Zweck das vortheilhafteste ist.

Dürfen wir unter diesen Umständen hoffen, uns genau nach der Wahrheit darzustellen, oder müssen wir uns nicht mit dem begnügen, was uns in diesem Augenblick wahrscheinlich ist, und es morgen vielleicht nicht mehr seyn wird?

Zu Belegen des eben gesagten dienen die Konfessions, eignen Lebensläufe und geheimen Tagebücher; bey denen selbst der entfernte Beobachter so leicht die verschönernde oder verdeckende Hand des Künstlers bemerkt, der seine jetzigen Gefühle und Vor-

stellungen mit der Wirklichkeit, absichtlich oder unwillkürlich, verwischte, und — einen historischen Roman bildete. *)

Wenn dieß nun aber bey der Darstellung unsers Ichs und unsrer Handlungen der Fall ist: wie unendlich müssen sich die Schwierigkeiten in Entdeckung der Wahrheit bey dem Geschichtschreiber häufen, der die Handlungen und die Charaktere anderer Menschen, von denen er dieß alles viel weniger wissen kann, darstellen soll! Und wie? Wenn diese Menschen unter entfernten Völkern, unter einem andern Himmelsstrich, oder in Zeiten lebten, wo ihm die Sage nur einzelne Nahmen und einzelne Thatsachen darbietet! Kann man es ihm verdenken, wenn er so philosophirt, wie Valerius Maximus gutmüthig von sich sagt: „Ich weiß wohl, daß das, was ich zu erzählen habe, etwas sehr zweifelhaft ist: inzwischen, da ich es nicht erfinde, sondern andern nur nacherzähle, so mögen diese die Wahrheit verbürgen; ich mag rühmlichst bekannte Erzählungen nicht dadurch für erdichtet erklären, daß ich sie übergehe.“ Und wir können uns glücklich schätzen, wenn sie nur getreu das uns aufbewahrten, was sie vorfanden, und wenn ihnen nicht das begegnete, was Bayle vom Plutarch (im Art. Juno) besorgt: „Ich fürchte, sagt er, wir finden, in Rücksicht vieler Begebenheiten, in seinen Schriften nicht das, was er gelesen hatte, sondern die Form, die die gelesene Begebenheiten in seiner Einbildungskraft annahmen.“ Und dieß mag so gar selten nicht seyn, wenigstens, wenn Montagne richtig beobachtet hat: Je lis dans Tite-Live, sagt er, ce qu'un autre n'y lit pas; et je n'y lis pas ce que

*) S. den Beytrag zur historischen Kritik, Deutsche Monatsschrift 1791. May. S. 19 ff.; der auch bey einigen der folgenden Stellen als Belag mit angesehen werden kann.

Plutarque y lisoit. Tadeln aber können wir den Geschichtschreiber nicht, wenn er unter vielen Vermuthungen die wählt, die ihm nach den gegebenen Umständen die wahrscheinlichste scheint, wenn er nur nicht absichtlich das verschweigt, was andern eine andre Hypothese wahrscheinlich machen könnte.

Gesetzt, es fände sich in einer Chronik des Mittelalters die Bemerkung: daß ein gewisser Fürst seinem Hofpoeten ein ansehnliches Geschenk gemacht habe; und die spätern Geschichtschreiber suchten diesen Umstand zur pragmatischen Geschichte dieses Fürsten zu benutzen, weil sie außer seinem Geburts- und Todesjahr nur dieses angemerkt fänden; was würde sie in ihrer Darstellung leiten, als Wahrscheinlichkeit, und das Bild von den damaligen Zeiten, das ihrer Seele vorschwebte? der würde es als deutlichen Beweis der Liebe zu den Wissenschaften, ein andrer als Folge des Einflusses jenes Günstlings, der gern Lobgedichte auf sich las, der dritte als angebohrne Großmuth betrachten, indeß ein vierter es für Wirkung guter Laune nach wohlverdautem Mahl oder für Belohnung eines witzigen Einfalls hält.

„Eine Vergleichung der Fehler und der Tugenden Mahomeds, sagt Gibbon, und die Entscheidung, ob er den Nahmen eines Schwärmers oder eines Betrügers verdient, würde, selbst bey dem vertrautesten Umgange mit diesem außerordentlichen Manne, eine Unternehmung von großer Schwierigkeit und sehr ungewissem Erfolg gewesen seyn. Jetzt, nach einer Reihe von zwölf Jahrhunderten, ist, durch die Wolke, womit ihn der Weihrauch seiner Verehrer umhüllt hat, kaum sein Schatten noch sichtbar?

Auch gleichzeitige Geschichtschreiber müssen sehr oft die Wahrscheinlichkeit, statt der Wahrheit, zu ihrer Führe-

rinn wählen, und sie sind nach Bollingbroke's richtiger Bemerkung, zuweilen am leichtesten in Gefahr von der strengen Wahrheit abgezogen zu werden, wenn sie Gegenstände beschreiben, die sehr lebhaften Eindruck auf sie machten, und woran sie selbst großen Theil nahmen.

Auch Augenzeugen beglaubigen nicht immer die Wahrheit. Nicht alle Augenzeugen sahen richtig; nicht alle die richtig sahen und hörten, sagten richtig aus; nicht jede richtige Aussage wurde unverfälscht und ohne Zusatz der Nachwelt überliefert. Die Augenzeugen sowohl als die Verfertiger der Dokumente, waren Menschen, hatten Leidenschaften und Vorurtheile, konnten also oder wollten oft die Wahrheit nicht sagen. Man braucht nur etwas von den Verhandlungen bey der Seligsprechung der Römischen Heiligen, nur einige Erzählungen von Geistererscheinungen oder von Desorganisationen, oder die widersprechenden Anekdoten aus der Lebensgeschichte Friedrichs des Einzigen, oder von der letzten Eroberung der Bastille u. s. w. gelesen zu haben, um in Absicht der Glaubwürdigkeit sehr vieler Augenzeugen zweifelhaft zu werden. Gewöhnlich glauben wir zu sehen, was wir zu sehen wünschen, oder zu entdecken fürchten, und auch dem aufmerksamsten Beobachter ist es unendlich schwer, immer zu verhüten, daß er sich nicht selbst täusche. — Wenn an einem neblichten Wintertage mehrere Personen, in verschiedenen Entfernungen, unter verschiedenen Winkeln, einen Strauch sehen, und der eine glaubt einen Vogel, der andre einen Menschen, der dritte einen Hügel, der vierte eine Hütte gesehn zu haben, so hält jeder das ihm Wahrscheinliche für wahr, und würde die geglaubte Wahrheit nöthigenfalls eidlich erhärten; und doch wären alle diese

durch Trugschlüsse zu Irrthum verleitet. Ohne Bild; auch bey der Vorstellung historischer Ereignisse täuschen wir uns gewöhnlich dadurch, daß wir aus gewissen vorgefaßten Ideen das Geschehene oder das Gehörte ergänzen, und diese selbst gemachten Ergänzungen und Zusätze für wirkliche Erfahrungen oder für Empfindungen halten, die bloß durch äußere Gegenstände veranlaßt scheinen. Dem einen Augenzeugen ist das Großmuth, was einem andern als Schwachheit erscheint; der nennt eine Handlung edel, die dem andern Wirkung von Stolz, einem dritten von Habsucht zu seyn scheint; und vielleicht fand keiner von allen die eigentliche Wahrheit, nur daß der mehr, der weniger sich von ihr entfernte, je nachdem das Medium, wodurch er sah, mehr oder minder trüb war. Aber diese vorgefaßten Ideen haben auf die Vorstellung und Erzählung der Handlung selbst sehr großen Einfluß. Und wie viel schiebt gewöhnlich auch der aufrichtigste Erzähler einer Geschichte, ohne es selbst zu bemerken, ein, um die Erzählung glaubwürdiger oder begreiflicher zu machen, und sich gegen den Vorwurf der wissentlichen oder unwissentlichen Täuschung zu sichern! wie verwebt er seine Urtheile in die Begebenheit selbst! Und wenn nun eine solche Erzählung von Mund zu Mund geht, von jedem neuen Erzähler, nach seinen vorgefaßten Ideen verändert, vergrößert oder verkleinert, und mit kleinen Umständen ausgeschmückt wird, um die Erzählung interessanter zu machen, ist es dann ein Wunder, wenn, bey aller Berufung auf Augenzeugen, kaum ein Schatten von Wahrheit übrig bleibt?

Selbst eidliche Aussagen, gerichtliche Untersuchungen, und Dokumente, so schätzbar sie übrigens dem Geschichtsforscher sind, verbürgen, wie sich schon aus dem vor-

hergehenden ergiebt, nicht immer die Wahrheit, wovon unter andern die Akten der Hexenprozesse tausend auffallende Beyspiele liefern. *)

Und nun bey dieser Beschaffenheit der Quellen, aus denen der Geschichtschreiber schöpfen muß, was kann er thun, als entweder Chronikenmäßig alle die widersprechenden Sagen und Berichte, ohne sein Urtheil einzumischen, der Reihe nach aufführen oder diejenige Vorstellungsart auswählen, die ihm die wahrscheinlichste ist?

Der

*) Man hat seit einiger Zeit angefangen, Auszüge aus gerichtlichen Untersuchungen der vorigen Zeiten, in dieser Absicht, herauszugeben. Ich will hierzu einen kleinen Nachtrag liefern, der aus neuen Zeiten, und aus einem Lande ist, dem man allgemein Genauigkeit in gerichtlichen Untersuchungen zugesteht, und den ich, nicht wegen der Merkwürdigkeit der Geschichte, sondern deswegen wähle, weil er jeden Geschäftsmann an mehrere Beyspiele in seinem Kreis erinnern wird.

Im Jahr 1761 berichteten die Geschwornen eines Dorfs den Amtsgerichten: Es wären beym Abbringen des Korns zwey todte österreichische Husaren in demselben gefunden. Der Richter trug dem Amtscitator auf, mit den Geschwornen die Beerdigung der Husaren zu besorgen. Dieser zeigte den folgenden Morgen an, daß die Beerdigung geschehen sey. Hierauf wurde der ganze Vorfall dem Landeskollegio berichtet. Einige Zeit nachher kamen die Geschwornen in einer andern Angelegenheit zu dem Amtsrichter, der sie beyläufig wegen einiger Umstände bey der Beerdigung der Husaren befragte, und es fand sich — daß die Husaren weder beerdigt noch im Korn gefunden waren. Die Geschwornen hatten die Nachricht von einem aus dem Felde kommenden Mann gehört, und ohne weitere Untersuchung den Gerichten gemeldet. Der Amtscitator, der die Beerdigung besorgen sollte, übertrug die Veranstaltung derselben den Geschwornen, und in der Voraussetzung, daß sie geschehen sey, berichtete er es dem Amte; und so kam ein Unfaktum in die Akten, da gar keine Ursach der absichtlichen Verheelung der Wahrheit zu entdecken war, und da niemand widersprach. Die Geschwornen hatten sich wirklich an den bezeichneten Ort begeben; aber nirgends einen todten Körper gefunden, und wollten nun entweder nicht sagen; daß sie hintergangen wären, oder hielten die Sache für zu unwichtig, um deswegen eine Anzeige zu thun.

Der Geschichtsforscher wird das erste wünschen. Aber außerdem, daß es dem denkenden Mann fast unmöglich ist, sein Urtheil und seine Vorstellungsart ganz auszuschließen, sollte es auch nur durch die Stellung und Ordnung der Erzählung seyn: so ist eine solche Geschichte für das größre Publikum ganz unbrauchbar. Daher sind gerade die Geschichtschreiber, die am meisten gelesen werden, die der allgemeine Beyfall für die besten erklärt, die also auf unsre Begriffe und Vorstellungen den stärksten Einfluß haben, am öftersten in dem Fall, statt dessen, was wahr ist, das zu sagen, was ihnen wahrscheinlich war. Sie können sich, beseelt von dem Wunsch, Theilnehmung zu erwecken, nicht damit begnügen, nackte Thatsachen vorzutragen; sondern sie stellen uns die handelnden Personen nach ihren Charakteren und bey den Handlungen auch die Veranlassungen und Folgen vor, natürlich wie sie sich dieselben denken, worauf ihre individuelle Lage und Bildung so vielen Einfluß hat; welches z. B. bey der Reformationsgeschichte, die von Männern verschiedner Religionsparteyen so verschieden erzählt wird, sehr sichtbar ist.

Und können sie anders, als, bey ihren Erzählungen, das ihnen Wahrscheinliche mit dem, was sie als wahr erkennen, verbinden, wenn sie gelesen oder gehört seyn wollen? Wenn jede Beschreibung der so oft wiederkommenden Schlachten bloß eine treue Darstellung des Würgens, der Verzweiflung, des Jammergeschreys der Verstümmelten u. s. w. wäre, wer würde die Geschichte lesen wollen? Wenn von einem Mann, den wir zu bewundern gewohnt sind, nur gesagt würde: Er verwandte einen kleinen Theil der Kräfte, der Zeit, des Vermögens, dem Zweck und seiner Bestimmung gemäß; von einem andern: Er that nicht alles das Böse, was man von ihm erwartete; von einem dritten: Er lebte, nahm ein Weib und starb; so wäre dieß vielleicht Wahr-

heit, vielleicht das Einzige, was man sagen könnte, um dieser ganz getreu zu bleiben. Aber wer würde eine solche Geschichte, bey aller eingestandnen Wahrheit lesen, als der Forscher, der diese Data zu einer bestimmten Absicht bearbeiten wollte, zumal wenn diese Formeln, nur bey veränderten Nahmen, oft wiederholt wären, wie das natürlich häufig geschehen müßte.

Wenn wir eine Geschichte lesen oder hören, so ist es uns offenbar nicht bloß um die Thatsachen selbst zu thun, sondern auch und zwar vorzüglich, um die Vergleichung unsers Zustandes, unsrer Lage, oder unsrer Zeiten und Sitten, mit der Lage andrer Menschen und ihren Verhältnissen, mit den Sitten andrer Zeiten und Völker. Wir wollen Veranlassungen haben zu Reflexionen, wir wollen in den Stand gesetzt seyn, zu urtheilen: ob die Handlungen gut oder unedel, zweckmäßig oder nicht zweckmäßig waren? und zu dieser Absicht wollen wir die Veranlassungen und Folgen der Handlungen, und die Absichten und Bewegungsgründe der handelnden Personen wissen; kurz wir verlangen eine pragmatische Darstellung der Geschichte. Nun aber — welches weite Feld von Vermuthungen eröfnet sich dem Geschichtschreiber, der zuerst die Geschichte eines Mannes oder gar eines Volks pragmatisch zu bearbeiten unternimmt, unter denen er doch nur nach Wahrscheinlichkeit wählen kann! *)

*) Wie mißlich die Lage des pragmatischen Geschichtschreibers, selbst in Absicht der besten Quellen, ist, und wie leicht er, bey der besten Absicht, sich und andre täuschen kann, wenn historische Kritik ihn nicht warnt, lehrt unter andern folgende Stelle aus Planks Geschichte der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs. Th. 3. S. 37.

„Man darf die günstigen Urtheile, die Luthers Freunde von dem Kaiser äußerten, und die Lobsprüche, die sie ihm zuweilen machten, nicht immer für vollen Ernst nehmen. Am wenigsten darf man dieß bey jenen, welche in Melanchthons Briefen aus dieser Zeit vorkommen. Melanch-

Und so werden unsre Vorstellungen von den Begebenheiten die wir dem Zeugniß des pragmatischen Geschichtschreibers glauben, von der Stimmung, worin er sich gerade beym Niederschreiben befand, von der Absicht, die er durch die Darstellung erreichen wollte, und von dem Wunsch, den er hatte, mit Vergnügen und Theilnahme gelesen zu werden, der, nach Strabo, alle Geschichtschreiber Alexanders des Eroberers bestimmte, das Wunderbare dem Wahren vorzuziehn, modificirt. Hängt es nicht von dem Geschichtschreiber ab, eine Thathandlung in solcher Verbindung vorzutragen, daß wir sie entschuldigen müssen, da sie vielleicht höchst unedel war, daß wir eine andre tadelnswerth finden, die Bewunderung verdient? Hängt es nicht von ihm ab, diesen Theil des Gemäldes zu verdunkeln, jenen in ein helleres Licht zu stellen? — Seine Absicht sey zu vergnügen oder zu belehren d. h. unser Urtheil nach dem seinigen zu formen: er kann und wird der Wahrheit nicht immer getreu bleiben.

Wenn wir also nun Wahrheit in der Geschichte verlangen, und alles Wahrscheinliche ausschließen: so wird bey weitem der größte Theil der bisher so genannten Geschichte, besonders der ältern, nicht mehr diesen Nahmen führen dürfen, und nur ein

thon unterschied die Personen sehr bedachtsam, an die er schrieb. Und dann begegnete ihm nicht selten, was überhaupt den lateinischen Männern seines und des folgenden Zeitalters so oft begegnete, daß sie oft etwas lateinisch sagten, das sie deutsch und wohl gar nicht dachten. Ging es doch selbst dem Erasmus so, daß er oft etwas anders sagte, als er wollte, wenn er es gerade in einer schönen lateinischen Wendung oder mit einem altrömischen Ausdruck sagen konnte. Ganz unverkennbar war dieß bey dem Panegyrikus der Fall, den Melanchthon in einem Briefe einrückte, den Herr Schmidt in seiner Geschichte Th. 5. anführt. Denn wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß der gute Mann kaum vorher die Lobrede des Plinius auf den Trajan gelesen hatte und wissentlich oder unwissentlich bloß ein Imitationsexercitium über diese machte."

sehr kleiner Theil, der sich auf gleichzeitige, richtig beobachtende und richtig aussagende Zeugen gründet, und ganz frey von jeder absichtlichen Zusammenstellung ist, die unser Urtheil im voraus bestimmen könnten, Geschichte heißen können. Und wie wird dann die Geschichte manches Volks, die jetzt eine so ansehnliche Reihe von Bänden füllt, auf wenige Blätter zusammenschrumpfen! Was wird von der bisherigen Geschichte der meisten Nationen übrig bleiben, um uns Stoff zu wahrer Menschenkenntniß darzubieten, als ein kleiner Theil der Geschichte einzelner Menschen aus den spätern Perioden!

Aber: Wahrscheinlichkeit ist nicht Gegensatz von historischer Wahrheit! und wenn auch in dem Wahrscheinlichen Irrthum seyn kann, und wir also zu Zweifeln berechtigt sind: so kann das Wahrscheinliche auch wahr seyn. Und es ist Sache der historischen Kritik diese aufzusuchen, wenn sie auch oft tief versteckt ist, und wenn sie auch bisherigen Vorstellungen widerspricht, und von dem Unwahrscheinlichen und dem Irrthum zu sondern.

Nachtigal.

VI.

Ueber Gleim.

Sie hören es so gern, lieber Freund, wenn ich Ihnen von dem Stammvater Deutscher guter Dichter, von unserm Vater Gleim etwas erzähle, oder Ihnen Gedanken von ihm mittheile; ich mache Ihnen und mir daher das Vergnügen eines seiner kleinen Gedichte, Ferdinand und Raphael, welches er mir geschickt, abzuschreiben. Hier ist's:

Ich sterbe, find ich keinen Freund!
seufzt traurig Ferdinand und weint,
und geht im Land umher, und sucht und findet keinen!
Und Raphael, der Engel, sieht
den Traurigen im Herzen weinen,
und singt in einem Traum dem Traurigen ein Lied.
Des Liedes Inhalt war: Er werde
hienieden auf der Erde
den Frennd nicht finden! Ihr entnommen
werd' ihm ein Freund entgegen kommen,
mit Nahmen Raphael! — Erwacht,
weint Ferdinand, und stirbt noch in derselben Nacht.

Kann man schöner in so wenigen Worten, kann man bildlicher und wahrer eine so hohe philosophische Hofnung vortragen, als es hier geschieht? Kann sich der Geist des Menschenfreundes

etwas liebevolleres denken, als daß der unglückliche Mann der hier vergebens einen Freund suchte, ihn in jenem Leben, in einem Engel finden werde? Kann die Gottheit, wenn sie Geister schuf, sie zu schönern Zwecken schaffen, als zu diesem? Wer die heilige Wollust einen Freund zu haben empfand, wer sie empfinden kann, der wird auch die versteckte hohe Schönheit dieses Gedichts fühlen. Verborgene Schönheit, die nicht blendet sondern gesucht durch Ueberraschung entzückt, diese nur ist das Siegel des Vollendeten, ist das Gepräge des Meisters. Und in diesem Geschmack bringt an jedem Morgen unser Veteran sich selbst ein Geschenk, das nur die verrätherische Hand eines Freundes bekannt machen muß, soll es nicht unter seiner Menge vergraben werden. O! warum wird das Alter doch so karg? —

Franz von Kleist.

VII.

An die Herren Herausgeber der Deutschen Monatsschrift.

Aus dem diesjährigen Februarstück der Deutschen Monatsschrift ersehe ich, daß der schätzbare Herr B— in seinem für unsern bisarren Zeitpunkt sehr passenden Aufsatz: D. Martin Luther über Brieferbrechung, pag. 131. dafür hält, man sehe auf denen wegen ihrer Brieferbrechungen und Räubereyen seit einiger Zeit, von mehrern Schriftstellern mit Recht bezüchtigten Postämtern zu Kassel und Duderstadt *) das Unrecht der vorgenommenen Handlungen ein, und gebe Hofnung zur Besserung.

Ob man das Unrecht, so klar es auch philosophisch und juristisch erwiesen worden, daselbst einsiehet, weiß ich nicht? daß man aber fortfährt, es zu begehen, weiß ich. Noch kürzlich blieb ein Brief von mir auf der Route von Frankfurt nach Duderstadt unterwegs sitzen, und zwey Briefe, einen von meinem Schwager, dem Landkammerrath von Brandenstein zu Bernburg, den andern von meiner Schwester, der Landkam-

*) Ueber welche eine große Menge von Briefstellern klagt.

merräthin, empfing ich mit den **allerdeutlichsten Merkmalen der Erbrechung.**

Die kaiserlichen und Reichspostämter haben sich über diesen Punkt vollkommen gerechtfertigt. Sie haben zu viel Ambition und zu viel Kenntniß ihrer Pflicht, als — daß man ihnen die Begehung solcher Infamien zutrauen könnte.

Das Vorgeben irgend eines **politischen Zwecks** rechtfertigt solche Gewaltthätigkeiten gar nicht. Ein ehrlicher, gutdenkender Deutscher Bürger ist so wenig geneigt, den Geist der Empörung in seinem Vaterlande zu verbreiten, als er Lust hat eine Stadt in Brand zu stecken, oder seinen Vater zu erschlagen. Wir Deutschen haben im **Ganzen** Ursache, mit unserer **Konstitution** zufrieden zu seyn. Die Französische paßt durchaus nicht **für uns.** Von dieser Wahrheit kann man überzeugt seyn, ob man gleich den Ursprung der Französischen Revolution sehr natürlich und begreiflich findet. Wir Deutschen haben einen Gerechtigkeitliebenden Kaiser, und eine nicht kleine Zahl von weisen und vortreflichen Fürsten, die das Zutrauen und die Liebe ihrer Unterthanen in hohem Grade verdienen, und besitzen. Wenn es ja irgend einem Reichsstande einfallen sollte, den Tirannen zu spielen, so kann man nach den Grundgesetzen unserer Verfassung ihm immer auf dem **legalen Wege** beykommen, und ihn überzeugen, daß der Deutsche ein **den Gesetzen unterworfener freyer Mann,** aber kein der **Willkür** und **Laune** irgend eines Despoten preisgegebener **Sklave** sey. Unsre glückliche Konstitution — welche, wie der große **Wieland** mit Recht sagt, durch einige wenige Verbesserungen eine der allervorzüglichsten werden würde, hat am wenigsten von dem **aufgeklärten** und **denkenden** Theil des Publikums heimliche oder öffentliche Angriffe zu fürchten. Insultirt man

also nicht gerade den schätzbarsten Theil des Publikums auf eine unverantwortliche Art, indem man die Privaturtheile und Verhältnisse entfernter Freunde und Korrespondenten den indiskreten Blicken der Postofficianten Preis giebt, oder wohl gar auf den Inhalt gestohlner Depeschen, die gar nicht für das große Publikum bestimmt waren, und auf dieses Publikum gar keine Wirkung machen konnten, weil sie ihm nicht bekannt werden sollten, geheime Anklagen gründet, die uns an die Zeiten gewisser alten Cäsare erinnern, deren Geschichte die Tacitus, Suetone, u. a. der Nachwelt zur Lehre und Warnung aufgezeichnet haben? Freylich ist die einzige Wirkung solcher (nach den strengsten Grundsätzen des Rechts null und nichtigen) Anklagen, wenn sie bey den Vorstehern aufgeklärter und undespotischer Staaten angebracht werden, diese: daß man sie mit Verachtung zurückweist.

Im Merz, 1792.

von Knoblauch.

P. S.

Mein Schwager v. B. hat sich vorgenommen, seine Zufriedenheit darüber, daß die honnetten Briefentsiegler ihre Eloge, — welche inskünftige kräftiger gegeben werden wird — in seinem Briefe gelesen haben, öffentlich im Drucke durch einen pikanten Kommentar über das altdeutsche Sprüchwort: der Laurer an der Wand, hört seine eigne Schand, an den Tag zu legen.

Ich behalte mir es übrigens vor, die Unrechtmäßigkeit, Ungültigkeit, und Schändlichkeit geheimer Anklagen, die sich — nicht auf solche Thatsachen, welche die Absicht deutlich ver-

rathen, die Konstitution irgend eines **Staates** durch **gewaltsame Mittel** über den Haufen zu werfen, sondern auf gestohlne Depeschen gründen, die **nicht die mindeste Spur** jener Absicht zeigen, und von deren Inhalt der Ankläger ganz und gar keine Notiz zu nehmen befugt war, in einer besondern Schrift so evident darzuthun, daß die Gewaltthätigkeiten und Dieberenen quaest. wenigstens **den** zufälligen Nutzen haben werden, daß sie zur Entwickelung und genauern Bestimmung gewisser Grundbegriffe, die von wichtigen praktischen Folgen sind, und ohne jene schändliche Betrügereyen und Eingriffe in unläugbare Menschenrechte, vielleicht noch lange unerörtert geblieben wären, den unwürdigen Anlaß gegeben haben. —

VIII.

Zweiflers = Fragen.

Aus dem Englischen.

Ist es Zufall, oder weise Regel,
 was des Erdenbürgers Schicksal lenkt?
Wählt er freyen Willens Gut und Böses,
 oder wie Nothwendigkeit ihn drängt?

Ist's ein Funken ew'gen Götterfeuers
 der in seinem Hirngewebe denkt?
Stirbt er mit dem anvermählten Körper
 wenn der Tod des Lebens Fackel senkt?

Welcher Weise löst mir diese Fragen?
 Aengstlich suchend irrt der Geist umher,
gramverfolget, ohne Licht und Führer,
 auf dem grausenvollen Zweifelmeer.

Du dort droben, Weltgeist! Unbekannter!
 Unerforschter Urborn reinen Lichts!
Einen Strahl aus deiner Götterfülle
 Vater! oder — schleudre mich in's Nichts!

Klischnige.

Register
des ersten Bandes.

Januar.

Februar.

März.

April.

